

Autobiographien – vornehmlich philosophische Probleme

1. Auflage

Akademie-Verlag Berlin 1977

Vorbemerkung

Die beiden vorangehenden Bände sollten den Nutzen von Briefwechseln für eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften nachweisen. Hatte ich doch solchen Nutzen in beachtlichem Maße auch bei ihrem Studium für meine „Geschichte der Lage der Arbeiter“ erfahren. Als ich jedoch jetzt eine Reihe Briefwechsel unter dem diesem neuen Werk entsprechenden Gesichtspunkt las, fand ich, daß Nutzen eigentlich ein zu schwacher Ausdruck ist, da einige wichtige Aspekte für die gesellschaftswissenschaftliche Entwicklung sich ausschließlich im Briefwechsel finden – so etwa die bedingte Zustimmung von Marx zu Malthus unter der Voraussetzung, daß es keine sozialen Umwälzungen gibt, eine Zustimmung, deren Berechtigung wir heute in den Entwicklungsländern erleben, oder die enge, ganz direkte Verbindung der antinaturwissenschaftlichen philosophischen Richtung Dilthey-Windelband-Rickert mit der Haltung dieser Philosophen zur aktuellen Politik, die in dem Briefwechsel Dilthey-Wartenburg, und nur dort, so deutlich ausgesprochen erscheint.

In dem vorliegenden Band beschäftigen wir uns mit den Autobiographien bedeutender oder zu ihrer Zeit als bedeutend angesehener Gelehrter.

Dabei stoßen wir in ihrer Darstellung auf eine Reihe letztlich philosophischer Probleme, die teils völlig gelöst in der Theorie des Marxismus sind, teils aber noch näherer Ausarbeitung bedürfen. Und auch wenn sie gelöst sind, verlieren sie natürlich nicht an Interesse, falls sie ungelöst oder falsch gelöst im Werk bedeutender Gesellschaftswissenschaftler wie Herbert Spencer oder Lujo Brentano, die ja jeder auch einen winzigen Teil der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften repräsentieren, erscheinen.

So reich die Geschichte des Marxismus-Leninismus an Briefen und Briefwechseln von schöpferischen Wissenschaftlern ist, so sehr ermangelt sie jedoch bisher der Autobiographien. Leben voller Kämpfe bis zur letzten Erschöpfung, verbracht unter den Bedingungen des Kapitalismus, eignen sich auch für marxistische Wissenschaftler selten zum Schreiben von Autobiographien. Das ist in gewisser Weise eine großartige Tatsache, weil sie zeigt, wie angespannt auch die Marxisten, die ihr Leben hauptberuflich der Wissenschaft widmen, im Tageskampf stehen. Die fehlenden Autobiographien der größten Wissenschaftler, von Marx und Engels und Lenin, wie auch derer, die als hauptberufliche Wissenschaftler am Kampf teilnahmen, von Schorlemmer über Mehring bis zu Bernal, sind heroische Verluste für die Geschichte der Wissenschaften.

Doch meine ich, daß, je mehr sich die schon bestehenden sozialistischen Gesell-[8]schaften entfalten, je größere Teile der Welt sich sozialistisch gestalten, desto reicher auch die Literatur an Autobiographien von marxistischen Wissenschaftlern werden wird. So werden auch Autobiographien mehr und mehr zu einer wichtigen Quelle der Geschichte der marxistischen Gesellschaftswissenschaften, und damit überhaupt der sozialistischen Gesellschaft werden.

112 Berlin-Weißensee
Parkstr. 94

Jürgen Kuczynski

[9]

Kapitel 1: Darwins „Erinnerungen an die Entwicklung meines Geistes und Charakters (Autobiographie)“

Es war Marx selbst, der in einem Brief an Engels vom 7. Dezember 1867 als erster einen Vergleich zwischen Darwins Hauptwerk „Entstehung der Arten“ und dem ersten Band des „Kapital“ zog, da er „nur sozial denselben allmählichen Umwälzungsprozeß“ nachgewiesen hätte, „den Darwin naturgeschichtlich“ aufgezeigt hatte.¹

Und in der Tat kann man sagen, so wie Marx der größte Gesellschaftswissenschaftler des 19. Jahrhunderts, so war Darwin sein größter Naturwissenschaftler.

Darwin hat Größe jedoch nicht nur in seinen wissenschaftlichen Werken, sondern auch durch seine Autobiographie bewiesen. Und zwar einmal durch die Thematik, die er zum Zentrum seiner Ausführungen gewählt hat, und sodann durch die Bescheidenheit, die die Thematik wie auch die ganze Darstellung auszeichnen.

Denn was wird stets und immer an den Erinnerungen eines großen Wissenschaftlers interessieren? doch nicht sein privates oder öffentliches Leben, sondern die „Entwicklung seines Geistes“, seiner Arbeitsweise – es sei denn, er sei auch groß gewesen auf anderen Gebieten, als Revolutionär oder als Künstler, als Militär, Staatsmann oder in anderen gesellschaftlichen Tätigkeiten. Davon kann bei Darwin aber nicht die Rede sein.

Dieser klugen Bescheidenheit in der Wahl des Themas steht zur Seite eine Bescheidenheit und Einfachheit in der Darstellung, die schon – und das hat etwas Rührendes, was uns Darwin nur noch lieber macht – fast an Naivität grenzt. Mit Recht spricht der erste Herausgeber der ungekürzten Ausgabe der Autobiographie, die 1957 in der Sowjetunion (erst ein Jahr später, 1958, in England!) erschien, S. L. Sobol von „der Offenheit, der Wahrheitsliebe, der Aufrichtigkeit, der Einfachheit und der Bescheidenheit, von denen die Erzählung Darwins über sich selbst durchdrungen ist.“²

Zu beantworten ist jedoch die Frage, ob es angebracht und nützlich ist, die Autobiographie eines Naturwissenschaftlers in „Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften“ zu analysieren. Ich glaube, ja! Und zwar aus einer Reihe von Gründen.

Einmal, weil natürlich Naturwissenschaftler, ihre Erkenntnisse und Lehren, einen großen Einfluß auf die Gestaltung der Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaften gehabt haben. Einen guten und richtigen – man denke etwa an die Bedeutung der [10] Evolutionslehre – wie auch einen schlechten und falschen wie etwa die Biologisierung der Geschichtsbetrachtung.

Sodann: Was die allgemeine Haltung zur wissenschaftlichen Arbeit betrifft und auch einen Großteil der Arbeitsmethodik, so gibt es keinen Unterschied zwischen Naturwissenschaftlern und Gesellschaftswissenschaftlern – und braucht es auch keinen Unterschied zu geben zwischen Genies und einfachen wissenschaftlichen Arbeitern, denn die wissenschaftliche Begabung ebenso wie die wissenschaftliche Leistung sind eine, Tüchtigkeit und Haltung in der wissenschaftlichen Arbeit eine andere Sache.

Es ist aber nicht nur das Thema der Autobiographie Darwins und seine Art der Behandlung, die sie auch uns Gesellschaftswissenschaftlern als solchen wert machen. Darwin bemerkt: „Ich habe sagen hören, daß der Erfolg eines Buches im Auslande der beste Beweis für seinen dauernden Wert sei. Ich bezweifle, ob dies durchaus zuverlässig ist; aber nach diesem Maßstabe beurteilt, sollte mein Name einige wenige Jahre nicht vergessen werden. Es dürfte daher wohl aus diesem Grunde der Mühe wert sein, es zu versuchen, die geistigen Eigenschaften und die

¹ Marx/Engels, Werke, Bd. 31, Berlin 1965, S. 404.

² Ch. Darwin, Autobiographie, Leipzig und Jena 1959, S. 9 – künftig zitiert als: Autobiographie.

Bedingungen, von denen mein Erfolg abhing, zu analysieren, obgleich ich mir wohl bewußt bin, daß dies niemand korrekt tun kann.“³

Obwohl der letzte Teil des letzten Satzes zweifellos richtig ist, muß man doch sagen, daß jeder, der die Autobiographie Darwins liest, den Eindruck haben muß, daß ihm das in sehr hohem Maße gelungen ist – doch nur gelingen konnte, weil er nicht nur ein vortrefflicher Beobachter war (Beweis: seine wissenschaftlichen Leistungen), sondern auch so bescheiden in seiner Selbstdarstellung (Beweis: seine Autobiographie).

Und da es keine andere Autobiographie eines ganz großen Wissenschaftlers, sei es auf dem Gebiet der Naturwissenschaften oder Gesellschaftswissenschaften, gibt, die sich so auszeichnet, habe ich sie an den Anfang dieses Bandes gestellt.

1. Die geistige Entwicklung des jungen Darwin (1809 bis 1831)

Über die Schulzeit von Darwin ist nichts von Besonderheit zu berichten. Er selbst bemerkt: „Als ich die Schule verließ, war ich meinem Alter nach weder sehr weit vorwärts, noch weit zurück, und ich glaube, daß mich alle meine Lehrer und mein Vater für einen sehr gewöhnlichen Jungen, eher etwas unter dem mittleren intellektuellen Maße, gehalten haben. Zu meiner tiefen Demütigung sagte mein Vater einmal zu mir: ‚Du hast kein anderes Interesse als Schießen, Hunde und Ratten fangen und du wirst dir selbst und der ganzen Familie zur Schande.‘ Mein Vater, der der wohlwollendste Mann war, den ich je gekannt habe, und dessen Andenken ich von ganzem Herzen liebe, muß aber sehr böse und etwas ungerecht gewesen sein, als er sich solcher Worte bediente.“⁴

[11] Zweifellos wäre Darwin nach dem bei uns üblichen Auswahlssystem nach Noten nicht an einer unserer Universitäten zum Studium zugelassen worden – einen Nachteil, den er mit Marx geteilt hätte, über dessen Schulleistungen es in der vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU herausgegebenen Biographie heißt:

„1830 kam Marx ins Trierer Gymnasium. Er lernte gut, wenn auch ohne überragende Zensuren“.⁵

Mit acht Jahren war Darwin für ein Jahr in eine von einem Geistlichen geleitete Schule gekommen, in der er einen wichtigen spezifischen Schritt in die Zukunft tat: „In der Zeit, als ich in diese Tagesschule ging, entwickelte sich schon auffallend meine Neigung für Naturgeschichte und ganz besonders für das Sammeln. Ich versuchte, die Namen der Pflanzen zu erfahren und sammelte alle möglichen Sachen, Muscheln, Siegel, Frankaturen [Briefmarken], Münzen und Mineralien. Die Leidenschaft für das Sammeln, die den Menschen dazu führt, ein systematischer Naturforscher, ein Kunstliebhaber oder ein Geizhals zu werden, war sehr stark bei mir und offenbar angeboren, da keines meiner Geschwister, weder mein Bruder noch meine Schwestern, je diese Neigung gehabt hat.“⁶ Natürlich sammeln zahlreiche Schüler Pflanzen, Muscheln usw., die keine bedeutenden oder überhaupt keine Naturwissenschaftler werden. Wenn sich aber diese Eigenschaft erhält und aus dem Schüler ein Darwin wird, dann ist es durchaus berechtigt, das Erwachen der Sammelleidenschaft schon beim Schüler mit Interesse festzustellen.

Allgemeiner faßt Darwin einige Eindrücke vom Schüler so zusammen:

„Blicke ich nun so gut ich kann auf meinen Charakter während meiner Schulzeit zurück, so waren die einzigen Eigenschaften in dieser Periode, die etwas Gutes für die Zukunft versprachen, die, daß ich stark ausgeprägte und verschiedenartige Neigungen, sehr viel Eifer für alles

³ Ebendort, S. 117.

⁴ Ebendort, S. 34.

⁵ Karl Marx, Biographie, Berlin 1973, S. 22.

⁶ Autobiographie, S. 30.

hatte, was mich nur irgend interessierte, und eine lebhaftere Freude an dem Verstehen irgendeines komplizierten Themas oder Gegenstandes. Mir wurde von einem Privatlehrer Euklid gelehrt, und ich erinnere mich sehr deutlich der intensiven Befriedigung, die mir die klaren geometrischen Beweise gewährten. Mit gleicher Deutlichkeit erinnere ich mich des Entzückens, das mir mein Onkel (der Vater von Francis Galton*) dadurch verschaffte, daß er mir das Prinzip der Einteilung am Barometer erklärte. Was andere, von Naturwissenschaften unabhängige Neigungen und Geschmacksrichtungen betrifft, so las ich verschiedene Bücher sehr gern und konnte stundenlang sitzen und Shakespeares historische Stücke, meistens in einem alten Fenster in den dicken Mauern der Schule, lesen. Ich las auch andere poetische Werke, so Thomsons ‚Jahreszeiten‘ und die vor kurzem veröffentlichten Gedichte von Byron und Scott ... Im Zusammenhang mit der Freude an Poesie will ich noch anführen, daß im Jahre 1822, während einer Tour zu Pferde an den Grenzen von Wales, zum ersten Male lebhaftes Entzücken über eine Landschaft in mir erweckt wurde; und dies hat länger angehalten als irgendein anderes ästhetisches Vergnügen ...

[12] Was die Wissenschaft betrifft, so fuhr ich fort, mit großem Eifer Mineralien zu sammeln, aber völlig unwissenschaftlich – alles, worum ich mich kümmerte, war ein Mineral mit neuem Namen zu bekommen, aber ich versuchte kaum, diese zu klassifizieren. Insekten muß ich mit einer gewissen Sorgfalt beobachtet haben; denn als ich zehn Jahre alt war (1819) ging ich auf drei Wochen nach Plas Edwards an der Küste von Wales und wurde sehr interessiert und überrascht durch den Anblick eines großen schwarzen und scharlachroten wanzenartigen Insekts, vieler Nachtschmetterlinge (Zygaena) und einer Cicindela, die man alle in Shropshire nicht findet. Ich entschloß mich beinahe, damit anzufangen, alle Insekten, die ich tot fand, zu sammeln; denn als ich meine Schwester konsultierte, kam ich zu dem Schluß, daß es nicht recht sei, Insekten nur deshalb zu töten, um eine Sammlung zusammenzustellen. Nachdem ich Whites ‚Selborne‘ gelesen hatte, bereitete es mir viel Freude, die Gewohnheiten der Vögel zu beobachten, und ich machte mir sogar Notizen darüber. In meiner Einfalt wunderte ich mich, warum nicht alle Herren Ornithologen würden.

Gegen Ende meiner Schulzeit arbeitete mein Bruder sehr viel auf dem Gebiet der Chemie und richtete sich in dem Gerätehaus im Garten ein ganz hübsches Laboratorium mit den entsprechenden Apparaten ein; mir wurde erlaubt, ihm bei den meisten seiner Experimente zu helfen. Er stellte alle möglichen Gase und viele komplizierte Verbindungen her, und ich las sorgfältig mehrere Bücher über Chemie, zum Beispiel Henry und Parkes’ ‚Chemischen Katechismus‘. Der Gegenstand interessierte mich sehr, und wir pflegten häufig unsere Arbeiten bis spät in die Nacht auszudehnen. Dies war der beste Teil meiner Erziehung während meiner Schulzeit; denn er zeigte mir praktisch die Bedeutung experimenteller Wissenschaft. Die Tatsache, daß wir uns mit Chemie beschäftigten, wurde in der Schule auf irgendeine Weise bekannt, und da es ein noch nicht dagewesener Fall war, so erhielt ich den Spitznamen ‚Gas‘. Einmal wurde ich auch vom Direktor der Schule, Dr. Butler, öffentlich dafür, daß ich meine Zeit mit derartigen nutzlosen Sachen verschwendete, zurechtgewiesen, und er nannte mich sehr ungerechterweise einen ‚poco curante‘**; da ich nicht verstand, was er damit meinte, hielt ich es für einen fürchterlichen Vorwurf.“⁷

Darwins Hauptinteressen lagen außerhalb des Schulunterrichts – für sie aber konnte er sich sehr begeistern. Rührend dabei, wie der Zehnjährige nach „Konsultation“ mit einer älteren Schwester auf das Töten von Insekten nur zu Sammlungszwecken verzichtet. Interessant auch der Einfluß des Bruders, weil Darwin an der gleichen Stelle feststellt: „Unsere Geistes- und Geschmacksrichtungen waren indessen so verschieden, daß ich nicht glaube, ihm wie auch meinen

* Francis Galton war ein großer Genetiker.

** Nichtsnutz, ein Schüler, der sich wenig um ernsthafte Sachen kümmert.

⁷ Ebendort, S. 45 ff.

vier Schwestern, deren Charakterzüge äußerst verschieden und – bei einigen von ihnen – stark ausgeprägt waren, intellektuell viel zu verdanken. Während ihres ganzen Lebens verhielten sie sich alle sehr gut und zärtlich mir gegenüber. Ich bin geneigt, mit Francis Galton darin übereinzustimmen, daß Erziehung und Umgebung nur eine geringe Wirkung auf den Geist eines jeden ausüben und daß die meisten unserer Eigenschaften angeboren sind.“⁸

[13] Auf Grund seines Verhaltens in der Schule tat der Vater etwas mit dem jungen Darwin, das nur im Rahmen des britischen Universitätssystems möglich war: „Da ich auf der Schule nichts Rechtes zu Wege brachte, nahm mich mein Vater sehr weise in einem beträchtlich früheren Alter als gewöhnlich von der Schule und schickte mich (Oktober 1825) mit meinem Bruder auf die Universität Edinburgh, wo ich zwei Jahre oder Sessionen lang blieb.“ Zugleich tritt in der Haltung Darwins zum Studium etwas ein, was leicht seine Laufbahn als Wissenschaftler überhaupt, wenn nicht zerstören, so doch zumindest arg hätte stören können: „Mein Bruder beendete sein Medizinstudium, obschon ich nicht glaube, daß er je die wirkliche Absicht gehabt hat, zu praktizieren; ich wurde hingeschickt, um es anzufangen. Bald nach dieser Zeit aber kam ich durch verschiedene kleine Umstände zu der Überzeugung, daß mir mein Vater Vermögen genug hinterlassen würde, um mit einiger Bequemlichkeit davon zu leben, trotzdem ich mir niemals einbildete, daß ich ein so wohlhabender Mann sein würde, wie ich es bin; mein Glaube reichte aber doch aus, um jede ernste Anstrengung, Medizin zu studieren, zu hemmen.“⁹

Vielleicht hing diese Abneigung dem Medizinstudium gegenüber auch mit dem Unterricht zusammen:

„Der Unterricht in Edinburgh bestand ganz und gar aus Vorlesungen, und diese waren unerträglich langweilig, mit Ausnahme derjenigen über Chemie bei Hope; meiner Auffassung nach haben aber Vorlesungen im Vergleich mit dem eigenen Lesen keinen Vorteil, dagegen viele Nachteile. Dr. Duncans Vorlesungen über Materia medica [heilende Substanz] an jedem Wintermorgen um 8 Uhr haben für meine Erinnerung etwas Fürchterliches. Dr. Monros Vorlesungen über menschliche Anatomie waren so langweilig wie er selbst war, und der Gegenstand widerte mich an. Es gehört zu den unglücklichsten Umständen in meinem Leben, wie ich später erfahren habe, daß ich nicht zum Sezieren angehalten worden bin; denn meinen Widerwillen würde ich bald überwunden haben, und die Übung würde für meine ganze spätere Tätigkeit unschätzbar gewesen sein. Dies ist ein nicht wieder gut zu machendes Übel gewesen, ebenso wie meine Unfähigkeit zu zeichnen ...

Während meines zweiten Jahres in Edinburgh besuchte ich Jamesons Vorlesungen über Geologie und Zoologie; sie waren aber unglaublich langweilig. Die einzige Wirkung, die sie auf mich hervorbrachten, war der Entschluß, niemals, so lange ich lebte, ein Buch über Geologie zu lesen oder in irgendeiner Weise diese Wissenschaft zu studieren.“¹⁰

So Darwin, der in der letzten Studienzeit und nach dem Verlassen der Universität als Geologe arbeiten wird!

Es ist in diesem Zusammenhang angebracht, daran zu erinnern, wie wenig Wert auch Plato und Humboldt als Pädagogen und Wissenschaftsorganisatoren auf Vorlesungen legten, wieviel mehr Bedeutung sie Symposien, Streitgesprächen und Seminaren für Gesellschaftswissenschaftler zumaßen – parallel zu Experimenten für Naturwissenschaftler, die in England Thomas Huxley so ganz besonders zu fördern suchte, [14] und auf die auch Darwin, wie er später einsah, sich, soweit sie überhaupt an Universitäten üblich waren, hätte konzentrieren sollen.

Natürlich sind Vorlesungen von bedeutenden Wissenschaftlern, die auch bedeutende Lehrer (und Rhetoren!) sind, ein Erlebnis für jeden Studenten mit wissenschaftlichem Interesse. Doch

⁸ Ebendort, S. 44 f.

⁹ Ebendort, S. 47.

¹⁰ Ebendort, S. 47 f. und S. 54.

schon Vorlesungen von bedeutenden Wissenschaftlern mit mittlerer Begabung als Lehrer (auch rednerisch), sind für den Studenten noch nicht von einem Zehntel des Wertes von einem Seminar mit lebhafter Diskussion, das von den gleichen Wissenschaftlern geleitet wird.

Bedenkt man, daß diese Erfahrung schließlich an 2500 Jahre alt ist, dann sollte man doch überlegen, ob man ihr nicht mehr Bedeutung zumessen sollte, als wir es heute tun.

Darwin war in seiner Jugend ein begeisterter Jäger. So berichtet er: „Ich besuchte Barmouth, um einige Freunde aus Cambridge zu besuchen, die dort arbeiteten, und kehrte dann nach Shrewsbury und Maer zum Schießen zurück; denn ich würde mich damals für verrückt gehalten haben, wenn ich die ersten Tage der Rebhuhnjagd um der Geologie oder irgendeiner anderen Wissenschaft willen aufgeben hätte.“¹¹ Doch bemerkt er an anderer Stelle auch: „Wie sehr genoß ich doch die Freude der Jagd! Ich glaube aber, ich muß doch halb unbewußt über meinen Eifer beschämt gewesen sein, denn ich versuchte, mich zu überreden, daß das Schießen beinahe ein intellektuelles Vergnügen sei; es erforderte so viel Geschicklichkeit zu beurteilen, wo das meiste Wild zu finden sei und die Hunde zu führen.“¹² Ich kenne sehr gut einen Gesellschaftswissenschaftler, der sogar noch in seinem mittleren Alter die gleiche Ausrede für Skat hatte.

Von Edinburgh ging Darwin zum Weiterstudium nach Cambridge. Über das Studium in Cambridge bemerkt er: „Während der drei Jahre, die ich in Cambridge zubrachte, war meine Zeit, was die akademischen Studien anbelangt, ebenso vollständig verschwendet wie in Edinburgh und auf der Schule. Ich versuchte mich auch in Mathematik und ging selbst während des Sommers 1828 mit einem Privatlehrer (einem sehr langweiligen Manne) nach Barmouth; ich kam aber sehr langsam voran. Die Arbeit war mir zuwider, hauptsächlich deshalb, weil ich die Bedeutung der ersten Stufen der Algebra nicht einsehen konnte. Diese Ungeduld war sehr törricht, und in späteren Jahren habe ich es tief bedauert, daß ich nicht weit genug gekommen war, um wenigstens etwas von den großen leitenden Grundsätzen der Mathematik zu verstehen, denn in dieser Weise ausgerüstete Leute scheinen noch einen Extra-Sinn zu besitzen. Ich glaube aber nicht, daß es mir gelungen sein würde, bis über eine sehr niedrige Stufe hinauszukommen. Was die klassischen Studien betrifft, so tat ich nichts, den Besuch einiger weniger Zwangskollegien ausgenommen, und dieser Besuch war beinahe nur nominell. In meinem zweiten Jahre mußte ich einen oder zwei Monate arbeiten, um das erste Vorexamen (Little-Go) zu bestehen, was ich mit Leichtigkeit tat. Ferner arbeitete ich in meinem letzten Jahr mit Ernst und Eifer für mein Schlußexamen für den Grad eines Baccalaureus (B. A.) und repetierte [wiederholte, lernte] meine [15] klassischen Studien, ebenso wie ein wenig Algebra und Euklid; letzterer machte mir, wie es schon auf der Schule der Fall gewesen war, viel Vergnügen. Um das Baccalaureatsexamen zu bestehen, war es notwendig, auch Paleys ‚Beweise für das Christentum‘ und seine ‚Moralphilosophie‘ sich genau einzuprägen. Dies tat ich in einer gründlichen Art, und ich bin überzeugt, ich hätte die ganzen ‚Beweise‘ mit vollkommener Korrektheit, wenn auch natürlich nicht in der klaren Sprache Paleys, niederschreiben können. Die Logik dieses Buches und, wie ich hinzufügen will, die seiner ‚Natürlichen Theologie‘ machte mir ebensoviel Freude wie Euklid. Das sorgfältige Studium dieser Werke, und zwar ohne den Versuch, irgendeinen Teil davon auswendig zu lernen, war der einzige Teil meines akademischen Studiums, der, wie ich damals fühlte und wie ich auch jetzt noch glaube, für die Erziehung meines Geistes von geringstem Nutzen war. Ich beunruhigte mich damals nicht mit Paleys Voraussetzungen; und da ich diese auf Treu und Glauben annahm, so war ich von der umständlichen Beweisführung entzückt und überzeugt. Dadurch, daß ich die Examensfrage aus Paley gut beantwortete, daß ich Euklid gut bestand und in den klassischen Fächern nicht elend durchfiel, errang ich mir eine gute Nummer unter der Menge Leute, die das Examen nicht um einer Auszeichnung willen machen. Merkwürdigerweise kann ich mich nicht erinnern, wie weit oben ich in der Reihe stand;

¹¹ Ebendort, S. 66.

¹² Ebendort, S. 55.

mein Gedächtnis schwankt zwischen der Ansicht, daß mein Name der fünfte, zehnte oder zwölfte in der Liste war.*

Über mehrere Wissenszweige wurden an der Universität öffentliche Vorlesungen gehalten, deren Besuch ganz freiwillig war; mir waren aber die Vorlesungen in Edinburgh so zuwider gewesen, daß ich nicht einmal Sedgwicks beredte und interessante Vorlesungen besuchte. Hätte ich es getan, so wäre ich wahrscheinlich schon früher Geologe geworden. Ich besuchte jedoch Henslows Vorlesungen über Botanik und hatte sie sehr gern wegen ihrer außerordentlichen Klarheit und der wundervollen Illustrationen; ich studierte aber nicht Botanik. Henslow pflegte seine Schüler, einschließlich mehrere der älteren Mitglieder der Universität, zu Fuß oder zu Wagen auf Exkursionen nach ferner gelegenen Orten oder in einem großen Boote den Fluß hinab mitzunehmen und hielt dann über die seltenen Pflanzen und Tiere, die beobachtet wurden, Vorlesungen. Diese Exkursionen waren entzückend.“¹³

Wiederum war es nichts Rechtes mit dem Studium.

Jedoch eine Schülerleidenschaft hielt auch in Cambridge an – noch nicht einmal auf wissenschaftlich höherer Stufe, aber doch mit mehr Sachkenntnis schon: das Sammeln, jetzt ganz auf Käfer konzentriert. Da das natürlich eine wichtige Voraussetzung (nicht mehr!) für spätere wissenschaftliche Arbeit war – genau wie etwa für einen späteren Statistiker die Freude am Rechnen oder an arithmetischen Merkwürdigkeiten –, so sei Darwin auch dazu etwas ausführlicher zitiert:

„Aber keiner Beschäftigung wurde in Cambridge mit auch nur annähernd so viel Eifer nachgegangen und keine machte mir so viel Freude wie das Sammeln von Käfern. Es war die bloße Leidenschaft des Sammelns, denn ich sezierte sie nicht, [16] verglich auch nur selten ihre äußeren Merkmale mit den veröffentlichten Beschreibungen; aber ich bekam auf irgendeine Weise ihre Namen heraus. Ich will einen Beweis meines Eifers mitteilen: Als ich eines Tages ein Stück alte Rinde abriß, sah ich zwei seltene Käfer und ergriff mit jeder Hand einen. Dann sah ich auf einmal einen dritten, noch dazu eine neue Art, dessen Verlust ich nicht hätte ertragen können; ich steckte daher den in meiner rechten Hand schnell in den Mund. Leider spritzte er aber da sofort eine intensiv scharfe Flüssigkeit aus, die mir auf der Zunge brannte, so daß ich gezwungen war, ihn auszuspucken; der war nun verloren, wie es auch der dritte war.

Ich war sehr erfolgreich im Sammeln und erfand zwei neue Methoden; ich stellte einen Arbeiter an, während des Winters das Moos von alten Bäumen abzukratzen und in einen Sack zu tun und ferner den Abfall auf dem Boden der Boote zu sammeln, in denen Schilf aus den Sümpfen geholt wurde; auf diese Weise erhielt ich mehrere sehr seltene Arten. Kein Dichter hat eine größere Freude beim Anblick seines ersten gedruckten Gedichtes empfunden, als ich es empfand, als ich in Stephens' ‚Illustrations of British Insects‘ die magisch wirkenden Worte sah: ‚Gefangen von C. Darwin, Esq.‘ In die Entomologie führte mich mein Vetter W. Darwin Fox ein, ein kluger und sehr angenehmer Mann, der damals in Christ's College war und mit dem ich außerordentlich gut bekannt wurde. Später freundete ich mich mit Albert Way von Trinity an und ging mit ihm Sammeln; er ist später ein sehr bekannter Archäologe geworden. Auch mit H. Thompson, von demselben College, wurde ich bekannt, der später ein maßgeblicher Landwirt, Vorsitzender einer großen Eisenbahngesellschaft und Parlamentsmitglied wurde. Es scheint daher, als ob die Neigung zum Käfersammeln einen Hinweis auf späteren Erfolg im Leben darböte.

Ich bin überrascht, was für einen unauslöschlichen Eindruck viele von den Käfern, die ich in Cambridge gefangen habe, in meinem Gedächtnis hinterlassen haben. Ich kann mich ganz genau des Aussehens gewisser Pfähle, alter Bäume und Uferstrecken erinnern, wo ich einen guten Fang gemacht habe.“¹⁴

* Er war der zehnte.

¹³ Ebendort, S. 58 f.

¹⁴ Ebendort, S. 60 f.

Doch noch eines Erlebnisses während der Studienzeit in Cambridge ist zu gedenken, dessen sich Darwin so erinnert:

„Einen Umstand habe ich noch nicht erwähnt, der auf meine ganze Karriere mehr als irgendein anderer Einfluß gehabt hat. Das war meine Freundschaft mit Professor Henslow. Ehe ich nach Cambridge kam, hatte ich durch meinen Bruder von ihm als einem Manne gehört, der jeden Zweig der Naturwissenschaften kenne, und demgemäß war ich vorbereitet, ihn besonders zu verehren. Einmal in der Woche hatte er offenes Haus, wo alle Studenten und einige ältere Mitglieder der Universität, die zu den Naturwissenschaften in Beziehung standen, sich des Abends zu versammeln pflegten. Ich erhielt sehr bald, durch Fox, eine Einladung und ging regelmäßig hin. Es dauerte gar nicht lange, da war ich mit Henslow gut bekannt und unternahm während der letzten Hälfte meines Aufenthaltes in Cambridge an den meisten Tagen lange Spaziergänge mit ihm, so daß ich von einigen der Dons ‚der Mann, der mit Henslow spazieren geht‘, genannt wurde; des Abends wurde ich oft eingeladen, am [17] Familiendiner teilzunehmen. Seine Kenntnisse in Botanik, Entomologie [Insektenkunde], Mineralogie und Geologie waren bedeutend. Henslows stärkstes Talent bestand darin, aus lange fortgesetzten minutiösen Beobachtungen Folgerungen zu ziehen. Sein Urteil war ausgezeichnet und sein ganzer geistiger Zustand wohl abgemessen; ich glaube aber nicht, daß irgend jemand hätte sagen können, er besäße viel ursprüngliches Genie ...

Seine moralischen Eigenschaften waren in jeder Hinsicht bewundernswert. Er war frei von jeder Spur von Eitelkeit oder anderen kleinlichen Gefühlen; und ich habe niemanden sonst gesehen, der so wenig an sich selbst und an das, was ihn betraf, dachte. Seine Stimmung war unzerstörbar gut; dabei hatte er die gewinnendsten und höflichsten Manieren; doch konnte er, wie ich erlebt habe, durch irgendeine schlechte Handlung zur leidenschaftlichen Entrüstung und zum schnellsten Eingreifen erregt werden.“¹⁵

Darwin erwähnt dann einige andere ihm bemerkenswerte Männer, alle älter als er, die er im Kreise um John Stevens Henslow (1796-1861) kennen gelernt hatte und schließt seine Ausführungen: „Wenn ich zurückdenke, so komme ich doch auf den Gedanken, daß etwas Besseres in mir gelegen haben muß als in der gewöhnlichen Sorte junger Leute, sonst würden mir die eben genannten Männer, die so viel älter waren als ich und auch eine höhere akademische Stellung einnahmen, niemals gestattet haben, mit ihnen umzugehen. Sicherlich war ich mir einer solchen Superiorität [Überlegenheit] nicht bewußt. Denn als einer meiner Sportfreunde, Turner, mich bei der Arbeit mit meinen Käfern sah und mir sagte, ich würde eines Tages Mitglied der Royal Society werden, kam mir diese Idee ganz abgeschmackt vor.“¹⁶

Ich glaube, man kann die Bedeutung, die ein Lehrer auf seine Studenten oder Assistenten außerhalb des Universitätsbetriebs durch Einladungen in sein Haus hat, gar nicht hoch genug einschätzen. Leider sind die Wohnungsverhältnisse solche, zum Teil auch die Überlastung unserer Professoren so stark, daß dazu wenig Gelegenheit gegeben ist, wie überhaupt das, was ich häusliche Geselligkeit nennen möchte, sehr stark bei uns abgenommen hat. Ja, bisweilen beobachtet man auch, wie die Fähigkeit zu solcher Geselligkeit zurückgeht; sie ist nur noch unter der Jugend selbst erhalten. Das ist ein bedauerlicher Rückschritt, den wir natürlich in Bälde wieder gutmachen werden. Ein bedauerlicher Rückschritt allgemein, besonders aber im akademischen Leben und von ganz besonderer Bedeutung für unsere Studenten und jungen Wissenschaftler.

Abschließend über Darwins Jugend-Entwicklung sei noch eines nicht unwichtigen Faktors in seinem Studentenleben Erwähnung getan – insbesondere im Hinblick auf seine spätere Entwicklung in dieser Richtung.

„Ich war sehr gut bekannt mit Whitley, der später Senior Wrangler [der Beste unter 12 Prüflingen] wurde, und wir pflegten beständig lange Spaziergänge zusammen zu machen. Er rief in mir

¹⁵ Ebendort, S. 61 f.

¹⁶ Ebendort, S. 64.

den Geschmack an Gemälden und guten Kupferstichen wach, von denen ich einige kaufte. Ich ging häufig in die Fitzwilliam Galerie, und mein Geschmack muß ziemlich gut gewesen sein; denn ganz sicher waren es die [18] besten Bilder, über die ich mich mit dem alten Kurator unterhielt. Ich las auch stets mit großem Interesse Sir Reynolds'* Buch. Obgleich diese Neigung bei mir nicht natürlich war, so hielt sie doch mehrere Jahre an, und viele von den Gemälden in der Nationalgalerie in London machten mir sehr große Freude; das von Sebastiano des Piombo erregte in mir ein Gefühl des Erhabenen.

Ich geriet auch in eine musikalische Gesellschaft, ich glaube durch Vermittlung meines warmherzigen Freundes (John Maurice) Herbert, der in der Reihe der Bestbestandenen eine hohe Ziffer erreichte. Durch den Umgang mit diesen Männern und dadurch, daß ich sie spielen hörte, erhielt ich eine große Neigung für Musik und pflegte häufig meine Spaziergänge so einzurichten, daß ich an Wochentagen die Hymne in der Capelle von King's College hörte. Dies bereitete mir große Freude, so daß es mir zuweilen den Rücken hinab schauerte. Ich bin ganz sicher, daß dies keine Affektation [Ziererei, Getue] oder eine Nachahmung des Geschmacks anderer war, denn meist ging ich ganz allein nach King's College und engagierte zuweilen die Chorknaben, daß sie in meinem Zimmer sängen. Trotz allem fehlt es mir so gänzlich an Gehör, daß ich eine Dissonanz nicht bemerke und weder Takt halten noch eine Melodie korrekt summen kann; es ist mir ein Geheimnis, wie mir Musik möglicherweise hat Vergnügen machen können.¹⁷

1831 beendete Darwin sein Studium.

2. Die Reise auf der „Beagle“, die Londoner Jahre und das Problem der Entwicklung des Wissenschaftlers

Am Ende des gleichen Jahres, in dem Darwin die Universität verließ, ging er auf eine vom 27. Dezember 1831 bis zum 2. Oktober 1836 währende Forschungsreise. Er hatte zuletzt noch bei Henslow Geologie studiert und war dann mit Adam Sedgwick (1785-1873), einem Professor der Geologie in Cambridge, dem er näher gekommen war, auf eine geologische Exkursion gegangen. Was dann geschah, schildert er so:

„Als ich von meiner kurzen geologischen Tour in Nordwales nach Hause kam, fand ich einen Brief von Henslow vor, der mir mitteilte, daß Kapitän Fitz-Roy bereit sei, einen Teil seiner eigenen Kabine irgendeinem jungen Manne abzutreten, der Lust habe, als freiwilliger Naturforscher ohne Bezahlung mit ihm die Reise auf der ‚Beagle‘ zu machen. Ich habe, glaube ich, in meinem handschriftlichen ‚Tagebuch‘ eine Schilderung aller der Umstände gegeben, die damals eintraten. Ich will hier nur erwähnen, daß ich sofort darauf erpicht war, das Anerbieten anzunehmen; mein Vater machte aber ernstliche Einwendungen und fügte, zu meinem Glücke, die Worte hinzu: ‚Wenn du irgendeinen Mann von gesundem Menschenverstand finden kannst, der dir den Rat gibt, zu gehen, so will ich meine Zustimmung geben.‘ Ich schrieb daher noch an demselben Abend und lehnte das Anerbieten ab. Am nächsten Morgen [19] ging ich nach Maer, um für den 1. September bereit zu sein, und während ich zum Schießen ausgegangen war, schickte mein Onkel nach mir und bot an, mich nach Shrewsbury hinüberzufahren und mit meinem Vater zu sprechen, da er es für weise hielt, daß ich das Anerbieten annehme. Mein Vater behauptete immer, daß mein Onkel einer der verständigsten Männer der Welt sei und gab deshalb sofort in der freundlichsten Weise seine Zustimmung. Ich war in Cambridge ziemlich verschwenderisch gewesen, und um meinen Vater zu beruhigen, sagte ich ihm, daß ‚ich verteufelt geschickt sein müßte, wenn ich an Bord der ›Beagle‹ mehr als das mir Ausgesetzte vertun wollte‘; er entgegnete mir aber mit Lächeln: ‚Sie sagen mir aber alle, du seist sehr geschickt.‘

Am Tage darauf fuhr ich nach Cambridge zu Henslow und von da nach London zu Fitz-Roy, und alles war bald abgemacht. Später, als ich mit Fitz-Roy näher bekannt geworden war, erfuhr

* Offenbar des bedeutenden Malers Vorlesungen über Ästhetik (London 1778).

¹⁷ Ebendort, S. 59 f.

ich, daß ich sehr nahe daran gewesen wäre, zurückgewiesen zu werden, und zwar wegen der Form meiner Nase! Er war ein eifriger Anhänger Lavaters und war der Überzeugung, daß er den Charakter eines Menschen nach der Form seiner Gesichtszüge beurteilen könne; und er bezweifelte es, ob irgend jemand mit meiner Nase hinreichende Energie und Entschlossenheit für diese Reise besitzen könne. Ich denke aber, er war später davon überzeugt, daß [er] meine Nase falsch prophezeit hatte.“¹⁸

Wenn man bedenkt, welche Bedeutung diese Reise für Darwin hatte, dann ist es interessant, zu sehen, von welchen Zufällen ihr Zustandekommen abhing.

Darwin hat die Ereignisse seiner Forschungsreise selbst ausführlich beschrieben in einem Buch, das 1839 zuerst erschien und eine ganze Reihe weiterer Auflagen bis in die Gegenwart erlebt hat.

Hier interessieren uns weder die Forschungsergebnisse noch andere Erlebnisse Darwins auf seiner Reise, sondern nur seine geistige Entwicklung, bzw. was er in seiner Autobiographie über sie zu sagen hat.

Folgende Eigenschaften von großer Bedeutung für den Wissenschaftler hat er seiner Meinung nach auf dieser Reise, die er „das bei weitem bedeutungsvollste Ereignis in meinem Leben“ nennt und die seine „ganze Karriere bestimmt“ habe¹⁹, entwickelt: „Ich habe stets gefühlt, daß ich der Reise die erste wirkliche Zucht oder Erziehung meines Geistes verdanke; ich wurde darauf geführt, mehreren Zweigen der Naturgeschichte eingehende Aufmerksamkeit zu widmen. Dadurch wurde meine Beobachtungskraft geschärft, obgleich sie schon gut entwickelt war.“

Zucht des Geistes, „Training“ im Englischen, beides so treffende Worte, denn Training schließt neben Übung auch Lenkung und am Zügel halten mit ein. Ja, der Geist soll frei schweifen können, damit er sich nicht an enge Spuren gewöhnt, aber er darf auch nicht ständig herumschweifen, weil er sonst nicht zu ernster Konzentration kommt.

Weiter bemerkt Darwin: „Von viel größerer Bedeutung war die Untersuchung der geologischen Verhältnisse der Orte, die wir besuchten, da hier das Urteilen und Schlußfolgern einsetzte. Bei der ersten Untersuchung eines neuen Gebietes dürfte [20] kaum etwas so hoffnungslos erscheinen, wie das Chaos der Gesteinsarten; dadurch aber, daß man die Schichtungsverhältnisse und die Beschaffenheit der Gesteine und der Fossilien an vielen Stellen sich anmerkt, dabei immer schließend und voraussagend, was anderswo zu finden sein wird, beginnt es bald über dem ganzen Gebiete zu tagen und der Bau des Ganzen wird mehr oder weniger verständlich.“

Sicherlich hat Darwin Recht, es für den Wissenschaftler von viel größerer Bedeutung zu nennen, die Fülle der Tatsachen zu einem Ganzen ordnen zu können – Vorbedingung für eine solche Leistung aber ist Zucht des Geistes, da ansonsten die Phantasie zu leicht die Oberhand beim Geschäft des Ordners gewinnt.

Und nun von der Gedankenarbeit zur Darstellung: „Während eines Teiles des Tages schrieb ich mein Tagebuch und gab mir alle Mühe, sorgfältig und lebendig alles zu beschreiben, was ich gesehen hatte; und das war eine gute Übung. Mein Tagebuch diente mir auch zum Teil als Briefe in meine Heimat, und Stücke davon wurden nach England geschickt, sobald sich nur immer Gelegenheit dazu bot.“

Am allerhöchsten aber schätzt Darwin die folgende Entwicklung seines Geistes, seiner Haltung zur Arbeit: „Die obenerwähnten verschiedenartigen Studien waren indessen von keiner Bedeutung, verglichen mit der Gewohnheit, mit energischem Fleiß das zu tun, womit ich nur immer beschäftigt war. Alles, worüber ich nach dachte oder was ich las, brachte ich in direkte Beziehung

¹⁸ Ebendort, S. 66 f.

¹⁹ Ebendort, S. 70.

zu dem, was ich gesehen hatte und höchstwahrscheinlich sehen würde; und diese geistige Gewohnheit wurde während der fünf Jahre der Reise fortgesetzt. Ich bin sicher, daß diese Übung es war, die mich dazu befähigt hat, das in der Wissenschaft zu leisten, was ich geleistet habe.“

Jedoch darf man nicht glauben, daß er die Reise bereits als ausreichend gebildeter Wissenschaftler beendete. Wie so oft bei jungen Wissenschaftlern macht sich die Unkenntnis auf Nachbargebieten und in der Technik bemerkbar: „Eine andere Seite meiner Beschäftigungen war das Sammeln von Tieren aller Klassen, wobei ich viele der marinen Formen kurz beschrieb und oberflächlich sezierte; aber wegen meiner Unfähigkeit zu zeichnen und weil ich nicht genügende anatomische Kenntnisse besaß, hat sich ein großer Haufen von Manuskripten, die ich während der Reise geschrieben habe, als beinahe nutzlos herausgestellt. Ich habe in dieser Weise viel Zeit verloren, mit Ausnahme der, die ich darauf verwandte, mir einige Kenntnisse der Crustaceen [Krebstiere] zu verschaffen, da mir dies von Nutzen war, als ich in späteren Jahren es unternahm eine Monographie der Cirripedien [Rankenfußkrebse] zu schreiben.“

Und wie reizend amüsant diese Art der Zusammenfassung der Beobachtungen über seine Fortschritte auf dem Weg zum Wissenschaftler während der Reise: „Die Urinstinkte des Wilden machten in mir allmählich den erworbenen Neigungen des zivilisierten Menschen Platz. Daß sich mein Verstand infolge meiner Bestrebungen während der Reise entwickelt hat, wird durch eine Bemerkung verdeutlicht, die mein Vater machte, der der scharfsinnigste Beobachter war, den ich je gesehen habe, von skeptischer Anlage und weit entfernt, an Phrenologie* zu glauben; denn als er mich nach der Reise zum ersten Male sah, drehte er sich zu meinen Schwestern um und sagte: ‚Ei, die Gestalt seines Kopfes ist ganz anders geworden.‘“²⁰

[21] Von größtem Interesse ist eine Beobachtung, die Darwin auf seiner geologischen Tour an sich und Sedgwick gerade vor der Reise gemacht hatte. Er schreibt über sie: „Auf dieser Tour erhielt ich einen Beweis dafür, wie leicht es ist, Erscheinungen, wie augenfällig sie auch immer sein mögen, zu übersehen, wenn sie niemand vorher beobachtet hat. Wir verbrachten viele Stunden in Cwm Idwal und untersuchten alle Gesteinsarten mit äußerster Sorgfalt, da Sedgwick ängstlich darauf erpicht war, Fossilien in ihnen zu finden. Keiner von uns aber sah die wunderbaren Erscheinungen der Gletschertätigkeit, die uns rings umgaben: Wir bemerkten weder die deutlich geschrammten Felsen, noch die übereinander gehäuften Findlinge, noch die Seiten- und Endmoränen**. Und doch sind diese Erscheinungen so offensichtlich, daß, wie ich in einem viele Jahre später im ‚Philosophical Magazine‘ erschienenen Aufsatz erklärte, ein durch Feuer zerstörtes Haus seine Geschichte nicht deutlicher erzählen könne als dieses Tal. Wenn dasselbe noch von einem Gletscher erfüllt gewesen wäre, dann wären die Erscheinungen weniger deutlich gewesen, als sie jetzt sind.“²¹

Eine ganz ähnliche Beobachtung macht jeder Wissenschaftler an sich. Auch Marx erwähnt sie in einem Brief an Engels vom 25. März 1868:

„Es geht in der Menschengeschichte wie in der Paläontologie. Sachen, die vor der Nase liegen, werden prinzipiell, durch a certain judicial blindness (eine gewisse blinde Engstirnigkeit), selbst von den bedeutendsten Köpfen nicht gesehn. Später, wenn die Zeit angebrochen, wundert man sich, daß das Nichtgesehne allüberall noch seine Spuren zeigt. Die erste Reaktion gegen die französische Revolution und das damit verbundene Aufklärertum war natürlich alles mittelaltzig, romantisch zu sehn, und selbst Leute wie Grimm sind nicht frei davon. Die 2. Reaktion ist –

* Schädellehre: eine topologisch ausgerichtete Lehre, die versucht, geistige Eigenschaften und Zustände bestimmten, klar abgegrenzten Hirnarealen zuzuordnen. Dabei wird ein Zusammenhang zwischen Schädel- und Gehirnmorphologie einerseits und Charakter und Geistesgaben andererseits unterstellt.

²⁰ Ebendort, S. 70 f.

** Seitenmoräne: von einem Gletscher abgelagerten Schuttmassen, die sich seitlich der eigentlichen Ausbreitungsrichtung des Gletschers abgelagert haben; Endmoräne: am Ende eines Gletschers gebildete Moräne [Aufschüttung]

²¹ Ebendort, S. 65.

und sie entspricht der sozialistischen Richtung, obgleich jene Gelehrten keine Ahnung haben, daß sie damit zusammenhängen – über das Mittelalter hinaus in die Urzeit jeden Volks zu sehn. Da sind sie dann überrascht, im Ältesten das Neuste zu finden, und sogar Egalitarians to a degree [Gleichheitsmänner bis zu einem Grade], wovor Proudhon schaudern würde.

Wie sehr wir alle in dieser judicial blindness [blinden Engstirnigkeit] befangen: Direkt in *meiner* Gegend, auf dem *Hunsrück*, hat das altdeutsche System bis in die *letzten* Jahre fortgedauert. Ich erinnere mich jetzt, daß mein Vater *als Advokat* mir davon sprach!²²

Darwin und Marx wundern sich beide darüber, wie sie ganz offensichtliche Erscheinungen übersehen – doch nicht allzu vielen Wissenschaftlern wird dieses ärgerliche Verwundern über sich selbst zuteil, da sie zumeist solch Übersehen auch später nicht bemerken. Darwin aber beobachtet es noch öfter an sich, wobei es gar nicht selten (wie auch bei Marx) der Fall ist, daß er selbst das Übersehen später entdeckt, während normale Wissenschaftler es zumeist erleben, daß ein anderer die übersehene Entdeckung macht. So berichtet er aus etwas späterer Zeit: „Zu jener Zeit übersah ich aber ein Problem von großer Bedeutung; und ich bin jetzt erstaunt darüber, nach dem Prinzip des Columbus und seinem Ei, wie ich dasselbe und seine Lösung nur habe übersehen können. Dieses Problem ist die den von einem und demselben Stamme herkommenden organischen Wesen inwohnende Neigung, in ihren Charakteren bei ihrer weiteren Modifikation zu divergieren. Daß sie bedeutend divergiert [22] haben, geht deutlich aus der Art und Weise hervor, in der alle Arten unter Gattungen, Gattungen unter Familien, Familien unter Unterordnungen und so fort klassifiziert werden können; ich kann mich selbst noch der Stelle auf der Straße erinnern, wo mir, während ich in meinem Wagen saß, die Lösung einfiel; und das geschah lange Zeit nach meiner Übersiedlung nach Down. Die Lösung ist, wie ich glaube, die, daß die modifizierten Nachkommen aller vorherrschenden und zunehmenden Formen dazu neigen, vielen und in hohem Grade verschiedenartigen Stellen im Naturhaushalt angepaßt zu werden.“²³

Und ganz am Ende seiner Autobiographie kommt er noch einmal auf dieses Problem zu sprechen, diesmal sich positiv bewertend: „Was die günstigere Seite der Waage betrifft, so glaube ich, daß ich der gewöhnlichen Art Menschen darin überlegen bin, daß ich Dinge, die der Aufmerksamkeit leicht entgehen, bemerke und dieselben sorgfältig beobachte.“²⁴

Vielleicht ist das überhaupt eine der wichtigsten Eigenschaften des Wissenschaftlers, sowohl des Natur- wie des Gesellschaftswissenschaftlers, daß er beobachtet, wo andere nur „einfach hinsehen“. Wie merkwürdig zeigt sich dieser Zug an Darwin, wenn er etwa so schildert:

„Mein Buch über den ‚Ausdruck der Gemütsbewegungen beim Menschen und bei den Tieren‘ erschien im Herbst 1872. Ich hatte zuerst beabsichtigt, nur ein Kapitel über diesen Gegenstand in der ‚Abstammung des Menschen‘ zu schreiben; sobald ich aber anfang, meine Notizen zusammenzustellen, sah ich, daß er eine besondere Abhandlung erforderte.

Mein erstes Kind wurde am 27. Dezember 1839 geboren, und ich fing da sofort an, mir über das erste Dämmern der verschiedenen Ausdrucksformen, die der Knabe darbot, Notizen zu machen; denn selbst schon in dieser frühen Zeit fühlte ich mich überzeugt, daß die allerkompliziertesten und feinsten Schattierungen des Ausdrucks sämtlich einen allmählichen und natürlichen Ursprung gehabt haben müssen. Im Sommer des folgenden Jahres, 1840, las ich Sir C. Bells wunderbares Werk über den Ausdruck, und das erhöhte bedeutend das Interesse, das ich an dem Gegenstande hatte, obgleich ich durchaus nicht mit der Ansicht übereinstimmen konnte, daß verschiedene Muskeln speziell zum Zwecke des Ausdrucks geschaffen worden seien. Von dieser Zeit an widmete ich gelegentlich dem Gegenstand meine Aufmerksamkeit, und zwar

²² Marx/Engels, Werke, Bd. 32, S. 51 f.

²³ Autobiographie, S. 101.

²⁴ Ebendort, S. 117.

sowohl in bezug auf den Menschen als auch auf die domestizierten Tiere. Mein Buch wurde gern gekauft; allein 5267 Exemplare wurden am Erscheinungstag verkauft.“²⁵

Es scheint doch so, daß das 1872 erschienene Buch durch die Geburt des ersten Kindes und seine Beobachtungen an ihm gezeugt wurde – der Natur nach ein ungewöhnlicher, geisteswissenschaftlich kein so merkwürdiger Prozeß. Der zweite Anstoß kam dann nicht durch das zweite Kind sondern durch ein Buch, die „Anatomy of Expression“ von Charles Bell (1774-1842), die noch nicht ein Jahr nach der Geburt [23] des Kindes, also noch während der Beobachtungen Darwins an seinem ersten Kind, erschien.

Manche der Eigenschaften, die Darwin früh erwarb, und die er für unerlässlich für seine, für jede wissenschaftliche Arbeit hielt, schildert er auch zuerst an Freunden, so etwa unermüdlichen, nie ermüdenden Fleiß an Joseph Dalton Hooker (1817-1911): „In einer etwas späteren Periode befreundete ich mich sehr mit Hooker, der im Verlaufe meines ganzen Lebens einer meiner besten Freunde gewesen ist. Er ist entzückend und außerordentlich gutherzig. Man sieht auf den ersten Blick, daß er durch und durch ehrenhaft ist. Er besitzt einen sehr scharfen Verstand und ein großes Abstraktionsvermögen. Er ist der unermüdlichste Arbeiter, den ich je kennengelernt habe. Er kann den ganzen Tag über am Mikroskop sitzen, pausenlos arbeiten, aber am Abend ist er genauso frisch und gut aufgelegt wie immer.“²⁶ Über den eigenen Fleiß ist er bisweilen selbst erstaunt, wenn er ihn rückblickend beobachtet (niemals natürlich in der Gegenwart, da er ihm dann als natürliche, nicht zu unterdrückende Arbeitslust erscheint): „Wenn ich die Liste von Büchern aller Arten durchsehe, die ich gelesen und von denen ich Auszüge gemacht habe, unter denen sich ganze Reihen von Journalen und Abhandlungen befinden, so bin ich von meinem Fleiß überrascht.“²⁷

Rührend ist es zu sehen, wie dieser Fleiß ein Teil seines Trostes, ein Teil der Rechtfertigung seines Lebens wird: „Sooft ich nur immer bemerkt hatte, daß ich mich versehen habe oder daß meine Arbeit unvollkommen sei, und wenn ich verächtlich kritisiert wurde und selbst wenn ich über Gebühr gelobt wurde, so daß ich mich gedemütigt fühlte, ist es meine größte Beruhigung gewesen, mir selbst hunderte Male zu sagen: ‚Ich habe so angestrengt und so gut gearbeitet wie ich nur konnte, und kein Mensch kann mehr als das tun.‘“²⁸

Doch stellt er eine Charaktereigenschaft – vielleicht wird man mit Recht einwenden, das hätte mit Charakter nichts zu tun – noch höher als den Fleiß: „Mein Fleiß im Beobachten und im Sammeln von Tatsachen ist so groß gewesen, wie er nur hat sein können. Was aber von weit größerer Bedeutung ist, meine Liebe zur Naturwissenschaft ist beständig und leidenschaftlich gewesen.“²⁹

Wir haben schon begonnen, über den in der Überschrift dieses Abschnitts hinausgehenden Zeitraum zu greifen. Wir wollen das auch weiterhin tun, um gewisse wissenschaftliche Haltungsprobleme und Eigenschaften Darwins im Zusammenhang besprechen zu können.

Zunächst jedoch noch eine interessante Beobachtung Darwins über das Lesen von Büchern. (Was Zeitschriften betrifft, hatten wir schon beobachtet, wie eifrig sie Darwin las; sie enthalten nicht nur in den laufenden Jahrgängen außerordentlich nützliches Material und wertvolle Anregungen; gerade auch alte Jahrgänge sind wichtig für jeden Wissenschaftler. Unschätzbar war zum Beispiel für mich der Nutzen davon, daß ich 100 Jahrgänge des „Journal of the Royal Statistical Society“ durch-[24]gesehen habe, und leider bin ich nie dazu gekommen, entsprechendes mit dem „Economist“ zu tun.)

²⁵ Ebendort, S. 111.

²⁶ Ebendort, S. 89.

²⁷ Ebendort, S. 100.

²⁸ Ebendort, S. 107.

²⁹ Ebendort, S. 117.

Merkwürdig die erste Bemerkung Darwins über das Lesen von Büchern – eine Auskunft, die er von Henry Thomas Buckle erhielt. Er schreibt: „Es war mir sehr angenehm, von ihm sein System, Tatsachen zu sammeln, kennenzulernen. Er erzählte mir, daß er alle Bücher, die er lese, kaufe und sich zu einem jeden ein vollständiges Register über alle die Tatsachen anlege, von denen er glaube, daß sie für ihn von Nutzen sein werden und daß er sich erinnern könne, in welchem Buche er irgend etwas gelesen habe, denn sein Gedächtnis wäre wunderbar. Ich fragte ihn, wie er von vornherein wissen könne, welche Tatsachen für ihn von Nutzen sein könnten; er antwortete darauf, daß er das nicht wisse, es leite ihn aber dabei eine Art Instinkt. Durch diese Gewohnheit, sich Register anzulegen, war er in der Lage, die staunenswerte Zahl von Hinweisen auf alle nur möglichen Gegenstände zu geben, die man in seiner ‚Geschichte der Zivilisation‘ findet.“³⁰

Darwin selbst ging etwas anders vor: „Da ich in mehreren meiner Bücher von den von anderen veröffentlichten Beobachtungen einen sehr ausgedehnten Gebrauch gemacht und immer mehrere völlig voneinander verschiedene Gegenstände zu derselben Zeit in der Hand gehabt habe, will ich noch erwähnen, daß ich dreißig bis vierzig große in Schränken mit etikettierten Fächern stehenden Mappen hatte, in die ich sofort einen einzelnen Hinweis oder eine Anmerkung bringen konnte. Ich habe mir viele Bücher gekauft, und an das Ende derselben lege ich mir ein Register aller der darin enthaltenen Tatsachen an, die meine Arbeit betreffen; oder wenn das Buch nicht mein eigen ist, so schreibe ich mir einen besonderen Auszug daraus nieder, und von derartigen Auszügen habe ich einen großen Kasten voll. Ehe ich über einen Gegenstand zu arbeiten beginne, sehe ich sämtliche kurzen Register durch und stelle mir ein allgemeines und klassifiziertes Register zusammen, und wenn ich dann eine oder mehrere betreffende Mappen zur Hand nehme, habe ich alle während meines Lebens gesammelten Informationen zum Gebrauche bereit.“³¹

Jeder Wissenschaftler, der viel Material für seine Bücher braucht, weit mehr als er etwa in einem halben Jahr intensiver Arbeit sammeln kann, auch zahlreiches Material, das er nicht nur in sein Fach direkt berührenden Büchern finden kann, entwickelt ein einfaches, übersichtliches System solcher Hinweise. Ich selbst hatte folgende Methode: „Ich habe niemals Karthoteken und große Mappen von Auszügen angelegt. Seit ich anfang, mehrbändige Werke zur Lage der Arbeiter zu schreiben, hatte ich von vornherein stets festgelegt, welcher Band welches Land und welche Zeit behandeln würde und für jeden Band ein Kuvert entsprechend beschriftet. Wann immer ich in irgendeinem Buch irgendetwas für irgendeinen Band Interessantes und Nützlich las, notierte ich auf einen kleinen Zettel zum Beispiel ‚Frankreich II, Heinrich Mann, Henri Quatre, Bd. 2, S. 381‘ und steckte ihn in das entsprechende Kuvert. Wenn ich dann den zweiten Band der Geschichte der Lage der Arbeiter in Frankreich zu schreiben begann, hatte ich für die vierzigbändige Ausgabe als Grundlage den entsprechenden Teil der vierzehnbändigen Ausgabe und dazu vielleicht 200 [25] bis 400 Zettel, je nach der Intensität der entsprechenden Lektüre der Jahre seit 1954, als der entsprechende Band der vorangehenden Auflage geschrieben worden war. Natürlich mußte ich für den betreffenden neuen Band dann alle diese 200 bis 400 Bücher, Zeitschriften etc. noch einmal zur Hand nehmen, aber ich kannte ja die Seitenzahlen, auf denen die mir wichtigen Bemerkungen oder Zahlen standen. Dieses äußerst einfache, aber auch sehr bequeme System hat mir stets gereicht. Nach Beendigung der vierzigbändigen Ausgabe habe ich jetzt seit einem Vierteljahrhundert zum ersten Male aufgehört, ständig entsprechende Zettel für geplante Neuauflagen der Lage der Arbeiter zu sammeln.“³²

Über seine „geistigen Fähigkeiten“ macht der 72 Jahre alte Darwin sehr bemerkenswerte Äußerungen, die es durchaus gerechtfertigt erscheinen lassen, sie zusammenfassend schon in einer früheren Zeit seines Lebens zu behandeln:

³⁰ Ebendort, S. 92.

³¹ Ebendort, S. 115.

³² „Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte“, Jg. 1968, Teil IV, S. 365.

„Ich bin mir nicht bewußt, daß in meinem geistigen Zustande während der letzten dreißig Jahre irgendeine Veränderung eingetreten wäre, ausgenommen in einem Punkte, den ich sofort erwähnen werde; in der Tat hätte auch keinerlei Änderung erwartet werden können, wenn es nicht eine allgemeine Abstumpfung gewesen wäre. Mein Vater hat aber bis zu seinem dreiundachtzigsten Jahre seinen Geist so lebendig, wie er nur je gewesen ist, und alle seine Fähigkeit ungeschwächt besessen, und ich hoffe zu sterben, ehe meine Geisteskraft merklich abnimmt. Ich glaube, ich bin etwas geschickter darin geworden, die richtigen Erklärungen zu erraten und mir die experimentellen Beweise auszudenken; dies dürfte aber wahrscheinlich das Resultat bloßer Übung und eines größeren Schatzes von Kenntnissen sein. Ich habe noch immer ebenso viel Schwierigkeit wie jemals, mich klar und bestimmt auszudrücken; und diese Schwierigkeit hat mir einen bedeutenden Zeitverlust eingebracht; sie hatte aber den kompensierenden Vorteil, mich dazu zu zwingen, lange und intensiv über jeden Satz nachzudenken, und auf diese Weise bin ich darauf geführt worden, in meinen eigenen Folgerungen und Beobachtungen wie in denen anderer das Irrtümliche zu erkennen.

Eine eigentümliche Art von Schicksal scheint meinen Geist dahin zu bringen, daß ich eine Angabe oder Behauptung zuerst in einer unrechten oder ungeschickten Form vorbringe. Früher pflegte ich über Sätze nachzudenken, ehe ich sie niederschrieb; seit mehreren Jahren aber habe ich bemerkt, daß es Zeit erspart, in flüchtiger Schrift, die Hälfte der Worte abkürzend, ganze Seiten voll so schnell wie möglich niederzuschreiben und dann mit Überlegung [das Niedergeschriebene] zu korrigieren. In dieser Weise flüchtig hingeworfene Sätze sind häufig besser, als ich sie mit ruhiger Überlegung hätte schreiben können.“³³

Im Grunde, meint Darwin, hätte sich seine geistige Frische, ebenso wie seine Schwerfälligkeit im Schreiben, ebenso wie seine Art nachzudenken seit seiner frühen Wissenschaftlerzeit erhalten, wenn sich auch die Technik des Niederschreibens in der letzten Zeit geändert hat. Das Erhalten solcher Eigenschaften wie die geistige Frische, Schwierigkeiten beim Schreiben oder bei Lektionen beobachten wir auch bei [26] anderen Wissenschaftlern, wenn sie alt werden. Mir scheint überhaupt, daß Wissenschaftler und Priester viel häufiger als andere Menschen ohne wesentliches Nachlassen ihrer geistigen Aktivität ins Alter schreiten können. Das bedeutet jedoch nicht notwendigerweise, daß die Art ihrer geistigen Tätigkeit die gleiche bleibt. Bei vielen Wissenschaftlern lassen Fähigkeit zu und Freude an genaueren Einzeluntersuchungen mit dem Alter nach; sie wenden sich mehr allgemeinen Betrachtungen zu. Andere beschäftigen sich gerade mit Einzeluntersuchungen. Wenigen ist es gegeben, wie Darwin, bis ins hohe Alter auf beiden Ebenen fruchtbar zu arbeiten.

Auch folgende Eigenschaften haben ihn eigentlich sein ganzes Leben begleitet: „Ich besitze keine große Schnelligkeit der Auffassung oder des Witzes, die bei einigen klugen Männern so bemerkenswert ist, wie zum Beispiel bei Huxley. Ich bin daher ein armseliger Kritiker; eine Abhandlung oder ein Buch erregt meistens, wenn ich es zum ersten Male lese, meine Bewunderung, und erst nach beträchtlicher Überlegung bemerke ich die schwachen Seiten. Meine Fähigkeit, einem langen und rein abstrakten Gedankengang zu folgen, ist sehr begrenzt; daher war ich auch in der Metaphysik oder Mathematik nie recht erfolgreich. Mein Gedächtnis ist umfangreich, aber unklar; es reicht aus, mich vorsichtig zu machen dadurch, daß es mir in einer unbestimmten Weise sagt, ich habe etwas der Folgerung, die ich zu ziehen im Begriffe bin, Entgegenstehendes oder auf der anderen Seite etwas zugunsten derselben beobachtet oder gelesen; und nach einiger Zeit kann ich mich meist erinnern, wo ich nach meiner Quelle zu suchen habe. In einer Beziehung ist mein Gedächtnis so schwach, daß ich niemals imstande gewesen bin, mich länger als einige wenige Tage eines einzelnen Datums oder einer Zeile Poesie zu erinnern.“³⁴

³³ Autobiographie, S. 114 f.

³⁴ Ebendort, S. 117.

Noch bevor Darwin von seiner großen Forschungsreise zurückgekehrt war, noch bevor er das Buch über seine Reise geschrieben hatte, war er (genau wie sein Freund Huxley vor der Rückkehr von dessen Forschungsreise) unter Fachkollegen bekannt. Wieder freuen wir uns der Naivität des letzten Satzes, wenn er berichtet: „Gegen das Ende unserer Reise erhielt ich, während wir auf Aszension waren, einen Brief, in dem mir meine Schwestern mitteilten, Sedgwick habe meinen Vater besucht und ihm gesagt, ich würde eine Stelle unter den führenden wissenschaftlichen Männern einnehmen. Ich konnte es zu der Zeit nicht verstehen, wie er irgend etwas über meine wissenschaftlichen Betätigungen hätte erfahren können; ich hörte aber (ich glaube später erst), daß Henslow einige der von mir an ihn geschriebenen Briefe in der Philosophischen Gesellschaft von Cambridge vorgelesen und zur privaten Verteilung habe drucken lassen. Meine Sammlung fossiler Knochen, die ich an Henslow geschickt hatte, erregte gleichfalls Aufmerksamkeit unter den Paläontologen. Nachdem ich diesen Brief gelesen hatte, kletterte ich über die Berge von Aszension mit hüpfendem Schritt und ließ die vulkanischen Gesteine unter meinem geologischen Hammer erklingen.“³⁵

Nach der Rückkehr reist er oder lebt zu Hause, in Cambridge und in London, um [27] schließlich für mehrere Jahre in London niederzulassen. Über das Leben dort berichtet er:

„Am 7. März 1837 mietete ich mich in der Great Marlborough Street in London ein und blieb dort nahezu zwei Jahre, bis ich heiratete. Während dieser zwei Jahre beendete ich mein Reisetagebuch, hielt mehrere Vorträge vor der Geologischen Gesellschaft, begann die Vorbereitung des Manuskripts für meine ‚Geologischen Beobachtungen‘ und traf Einrichtungen für die Herausgabe der ‚Zoology of the Voyage of the Beagle‘ ...

Während dieser zwei Jahre nahm ich auch etwas am gesellschaftlichen Leben teil und war als einer der Ehrensekretäre der Geologischen Gesellschaft tätig. Lyell sah ich sehr häufig. Einer seiner charakteristischsten Züge war seine Teilnahme an den Arbeiten anderer, und ich war ebenso erstaunt wie entzückt über das Interesse, das er zeigte, als ich ihm bei meiner Rückkehr nach England meine Ansichten über Korallenriffe auseinandersetzte. Das ermutigte mich bedeutend, und sein Rat und sein Beispiel übten großen Einfluß auf mich aus. Während dieser Zeit besuchte ich ziemlich oft Robert Brown, ‚facile princeps botanicorum‘ [der unbestrittene Führer der Botaniker]. Ich pflegte ihn häufig sonntagsmorgens aufzusuchen und während seines Frühstücks bei ihm zu sitzen, wo er dann einen reichen Schatz merkwürdiger Beobachtungen und scharfsinniger Bemerkungen äußerte; sie bezogen sich aber beinahe immer auf minutiöse Punkte, und er hat mit mir niemals große oder allgemeine wissenschaftliche Fragen erörtert.

Während dieser zwei Jahre unternahm ich mehrere kurze Exkursionen zur Erholung und eine längere nach den Parallel-Linien des Glen Roy, über die ich einen Bericht in den ‚Philosophical Transactions‘ veröffentlicht habe ...

Da ich nicht imstande war, den ganzen Tag wissenschaftlich zu arbeiten, las ich während dieser zwei Jahre mancherlei über verschiedene Probleme, einschließlich einiger metaphysischer Bücher; ich paßte aber nicht gut zu solchen Studien. Um diese Zeit empfand ich auch große Freude über die Poesie Wordsworths und Coleridges; und ich kann mich dessen rühmen, daß ich die ‚Excursion‘ [Wordsworths] zweimal gelesen habe. Früher war Miltons ‚Verlorenes Paradies‘ mein Lieblingsbuch, und wenn ich auf meinen Exkursionen während der Reise der ‚Beagle‘ nur einen einzigen Band mitnehmen konnte, so wählte ich immer Milton.“³⁶

Es war das reiche Leben eines vielseitig interessierten, bekannt werdenden jungen Wissenschaftlers – nicht zum Wenigsten begnadet durch den Verkehr mit ihm freundlich zugeneigten tüchtigen oder gar bedeutenden älteren und gleichaltrigen Wissenschaftlern.

³⁵ Ebendort, S. 74.

³⁶ Ebendort, S. 75 f.

Anfang 1839 heiratete Darwin genau wie sein Vater in die seinem Großvater so befreundete Wedgwood-Familie. Mit Emma Wedgwood lebte er in glücklichster Ehe. Darüber schreibt er, sich an seine Kinder wendend: „Ihr alle kennt eure Mutter ausgezeichnet, ihr wißt, welche gute Mutter sie immer für euch war. Sie ist mein größtes Glück, und ich kann sagen, daß ich während meines ganzen Lebens kein einziges Mal von ihr ein Wort gehört habe, von dem ich sagen könnte, daß es besser wäre, es wäre überhaupt nicht ausgesprochen worden. Ihre verständnisvolle Güte mir [28] gegenüber war immer beständig, und sie ertrug mit größter Geduld meine ewigen Klagen über Unwohlsein und über Unbequemlichkeiten. Ich glaube nicht, daß sie sich jemals die Möglichkeit entgehen ließ, ein gutes Werk für irgend jemanden von denen, die sie umgaben, zu tun. Mich setzt jenes außerordentliche Glück in Erstaunen, daß sie, ein Mensch, der seinen sittlichen Qualitäten nach unermesslich höher stand als ich, einwilligte, meine Frau zu werden. Sie war mir während meines Lebens, das ohne sie lange Zeit durch Krankheit kläglich und unglücklich gewesen wäre, ein weiser Ratgeber und heiterer Tröster. Sie erwarb die Liebe aller derer, die sich in ihrer Nähe befanden.“³⁷

Sie war fromm, und das war der Grund, warum Darwin die Widmung des zweiten Bandes des „Kapital“ von Marx, für den die Religion ja nicht nur unbrauchbar sondern schädlich, ein Opium zur Betäubung des Volkes war, ablehnte.

Da Darwin viel kränkelte und ihn das Londoner Leben überanstrengte, zog er mit seiner Familie auf das Land:

„Während der ersten Zeit unseres Lebens in London war ich kräftig genug, auch an allgemeiner Geselligkeit teilzunehmen, und sah da häufig mehrere Wissenschaftler und andere mehr oder weniger hervorragende Männer ...

Während wir in London lebten, besuchte ich die Versammlungen mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften so regelmäßig wie ich konnte und war als Sekretär der Geologischen Gesellschaft tätig. Aber der Besuch solcher Gesellschaften und die gewöhnliche Geselligkeit sagten meiner Gesundheit so wenig zu, daß wir uns entschlossen, auf dem Lande zu leben, was wir beide vorzogen und was wir nie bereut haben.“³⁸

Von dem Leben auf dem Land in Down berichtet er:

„Es können nur wenige Menschen ein so zurückgezogenes Leben geführt haben wie wir. Außer kurzen Besuchen in den Häusern von Verwandten und gelegentlich an die Meeresküste oder andere Orte sind wir nirgends hingegangen. Während der ersten Zeit unseres hiesigen Aufenthaltes sind wir ein wenig in Gesellschaft gegangen und haben einige wenige Freunde bei uns gesehen; meine Gesundheit litt aber immer an den Folgen der Aufregung, da heftiger Schüttelfrost und Anfälle von Erbrechen dadurch hervorgerufen wurden. Ich bin daher für viele Jahre gezwungen gewesen, alle Mittagsgesellschaften aufzugeben; und das ist für mich ein ziemlicher Verlust gewesen, da derartige Gesellschaften mich immer in sehr gute Stimmung brachten. Aus derselben Ursache bin ich auch nur imstande gewesen, sehr wenige meiner wissenschaftlichen Bekanntschaften hierher einzuladen. Solange ich noch jung und gesund war, konnte ich sehr herzliche Beziehungen zu den Menschen unterhalten, aber in den späteren Jahren habe ich die Fähigkeit verloren, für irgend jemanden, wer es auch sein möge, tiefe Sympathie zu empfinden, obwohl ich immer noch sehr freundschaftliche Gefühle für viele Personen hege; sogar mit meinen guten und teuren Freunden Hooker und Huxley bin ich nicht mehr so innig verbunden wie in den vergangenen Jahren. Soweit ich urteilen kann, entwickelte sich dieser betrüb-[29]liche Verlust [der Sympathie] bei mir allmählich, da ich eine Ermüdung befürchtete, die sich schließlich in meiner Vorstellung verband mit der Begegnung und dem Gespräch mit irgend jemandem, meine Frau und Kinder ausgenommen.

³⁷ Ebendort, S. 83 f.

³⁸ Ebendort, S. 85 und 95.

Meine hauptsächlichste Freude und meine alleinige Beschäftigung während meines ganzen Lebens ist wissenschaftliches Arbeiten gewesen; und die Anregung durch derartige Arbeit läßt mich für eine gewisse Zeit mein tägliches Unbehagen vergessen oder drängt es wohl auch vollständig zurück. Aus meinem noch übrigen Leben habe ich daher nichts mehr zu berichten, mit Ausnahme der Veröffentlichung meiner verschiedenen Bücher. Vielleicht sind ein paar Einzelheiten darüber, wie sie entstanden sind, der Mitteilung wert.“³⁹

40 Jahre lebte, das heißt arbeitete, Darwin so. In der Tat, für die Nachwelt ist aus seinem Leben nichts mehr zu berichten als von seinen Arbeiten. Das übrige Leben, wenn wir von den Beziehungen zur Familie und zu einigen Freunden, welche zu Letzteren auch immer dünner werden, absehen, ist uninteressant geworden, nein! es hört immer mehr auf.

Aber von seiner Art der wissenschaftlichen Arbeit – also nicht nur von seinen Leistungen als Wissenschaftler, also nicht nur von Inhalt und Bedeutung seiner Bücher – bleibt noch viel zu berichten.

3. Der entwickelte Wissenschaftler auf dem Lande

Der drittletzte Absatz der Autobiographie lautet: „Meine Gewohnheiten sind methodisch, und dies ist für die besondere Richtung meiner Tätigkeit von keinem geringen Nutzen für mich gewesen. Schließlich habe ich noch deshalb reichlich freie Zeit gehabt, weil ich nicht genötigt war, mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Selbst meine Krankheit hat mich, obgleich sie mir mehrere Jahre meines Lebens geraubt hat, vor den Zerstreungen der Geselligkeit und der Vergnügungen bewahrt.“⁴⁰

Methodik in Gewohnheit und Leben scheint mir für den Wissenschaftler von allergrößter Bedeutung, um ihm reichlich Zeit für die Arbeit zu geben. Darwin hatte eine außerordentliche Lebensdisziplin. Nicht, daß man, wie die Eltern von Tristram Shandy, sich regelmäßig an einem bestimmten Tag der Woche zu einer bestimmten Stunde aneinander im Bett erfreuen sollte, überhaupt gibt das Leben auch des Wissenschaftlers viel Raum für Spontaneität – wenn man nur dafür sorgt, daß diese Spontaneität es erlaubt, eine bestimmte Anzahl von Stunden zu genau festgelegter Zeit frisch am Arbeitstisch zu sitzen oder im Laboratorium zu experimentieren. Mit schon 5 so pro Tag gesicherten Stunden (bei mir an 28 Tagen im Monat die Zeit von 6.30 bis 11.30) kann man schon außerordentlich viel leisten und je nach der methodisch bestimmten Arbeitszeit den Rest, Vormittag bzw. Nachmittag, spontaner Tätigkeit überlassen.

Was aber die Krankheiten Darwins betrifft, so können wir ihm ruhig glauben, daß sie, spontan auftretend, ihn vor Geselligkeiten und Vergnügungen „bewahrt“ haben, auch wenn ein Schriftsteller kürzlich die Ansicht vertreten hat, daß diese Krank-[30]heiten von Darwin geradezu psychologisch hervorgerufen wurden, um sich vor derartigen Ablenkungen von der Arbeit zu schützen.

Wenn Darwin meint, daß die Tatsache, sich seinen Lebensunterhalt nicht verdienen zu müssen, ihm bei dieser Lebensgestaltung half, so hat er natürlich völlig recht. Heute, in den sozialistischen Ländern, ist die Situation für alle hauptberuflichen Forscher an den Instituten der Akademie der Wissenschaften faktisch die gleiche, nur brauchen sie nicht einmal ihr Vermögen zu verwalten: sie erhalten regelmäßig vom Staat ihr Geld mit dem einzigen Auftrag zu forschen, die Wissenschaft voranzubringen.

Darwin arbeitet methodisch – und auf der Basis des Materials, das die Realität bot, also zunächst empirisch. Nur einmal ging er anders vor, in einer frühen Arbeit:

„Den größeren Teil meiner Zeit, sooft ich nur irgend etwas tun konnte, widmete ich meiner Arbeiter über ‚Korallenriffe‘, die ich vor meiner Verheiratung angefangen hatte und von der der

³⁹ Ebendort, S. 95 ff.

⁴⁰ Ebendort, S. 120.

letzte Druckbogen am 6. Mai 1842 korrigiert wurde. Obgleich dieses Buch nur klein ist, kostete es mich doch zwanzig Monate harter Arbeit, da ich alle Werke über die Inseln des Stillen Ozeans zu lesen und viele Seekarten zu Rate zu ziehen hatte. Wissenschaftler haben sehr anerkennend darüber geurteilt, und ich glaube, die darin aufgestellte Theorie ist jetzt sicher begründet.

Kein anderes meiner Bücher ist in einem so planmäßig deduktiven Sinne angefangen worden; denn ich hatte mir die ganze Theorie schon an der Westküste von Südamerika ausgedacht, noch ehe ich ein echtes Korallenriff gesehen hatte. Ich hatte daher meine Ansichten nur durch eine sorgfältige Untersuchung lebender Riffe zu verifizieren und auszudehnen. Dabei muß ich aber bemerken, daß ich während der zwei vorausgehenden Jahre meine Aufmerksamkeit unablässig auf die Wirkungen der intermittierenden* Erhebung des Landes, in Verbindung mit Denudation** und der Ablagerung von Sedimenten, auf die Küsten von Südamerika gerichtet hatte. Das führte mich mit Notwendigkeit darauf, eingehend über die Wirkungen einer Senkung nachzudenken, und es war dann leicht, in der Phantasie die fortdauernde Ablagerung von Sedimenten durch das Emporwachsen der Korallen zu ersetzen. Indem ich dies tat, bildete sich meine Theorie von der Bildung der Barrieren-Riffe und Atolle.“⁴¹

Ansonsten aber war seine Arbeitsweise ganz anders. Natürlich stellte er, bevor er ernsthaft an eine Arbeit ging, Hypothesen auf, aber dann: „Ich war ständig bestrebt, meinen Geist frei zu erhalten, um jede Hypothesen, so sehr ich sie auch geliebt haben mochte (und ich kann dem Drange nicht widerstehen, mir über alle Gegenstände eine solche zu bilden) , aufzugeben, sobald nachgewiesen werden kann, daß ihr Tatsachen widersprechen. Ich hatte allerdings keine andere Wahl als so zu handeln, denn, mit Ausnahme der Korallenriffe, kann ich mich keiner zuerst aufgestellten Hypothese erinnern, die nicht nach einiger Zeit hätte aufgegeben oder bedeutend modifiziert werden müssen. Dies hat mich natürlich darauf geführt, dem deduktiven Denkverfahren in den Wissenschaften gemischten Charakters*** sehr zu mißtrauen. Andererseits bin [31] ich nicht sehr skeptisch – eine Geistesverfassung, die, wie ich glaube, dem Fortschritte der Wissenschaft schädlich ist. Ein ordentliches Maß von Skeptizismus in einem wissenschaftlichen Manne ist ratsam, um viel Zeitverlust zu vermeiden; denn ich bin nicht wenig Leuten begegnet, die, wie ich sicher glaube, dadurch [das heißt da sie nicht genügend skeptisch waren] von solchen Experimenten oder Beobachtungen zurückgehalten worden sind, die sich als direkt oder indirekt nützlich erwiesen haben würden.“⁴²

Man könnte nur wünschen, daß auch alle unsere Erforscher der sozialistischen Gesellschaft sich eine solche Haltung aneignen würden.

Es ist diese Haltung Darwins, die ihn auch zu so einer richtigen Haltung Spencer gegenüber führte: „Herbert Spencer war als Gesprächspartner sehr interessant für mich, aber er gefiel mir nicht besonders, und ich fühlte, daß ich mich mit ihm niemals leicht befreunden könnte. Ich denke, er war im höchsten Grade egoistisch. Nachdem ich irgendeines seiner Bücher gelesen hatte, war ich meist sehr entzückt von seinem außergewöhnlichen Talent. Ich machte mir darüber Gedanken, ob er in ferner Zukunft mit solchen Menschen wie Descartes, Leibniz und anderen, über die ich jedoch sehr wenig weiß, in eine Reihe gestellt werden wird. Aber dennoch hatte ich nicht das Gefühl, daß ich aus den Werken Spencers irgendwelchen Nutzen für meine eigenen Arbeiten ziehen würde. Seine deduktive Methode der Behandlung eines beliebigen Problems ist meiner Geistesrichtung diametral entgegengesetzt. Seine Schlußfolgerungen überzeugten mich nie, und nachdem ich irgendeines seiner Traktate gelesen hatte, sagte ich mir immer wieder: ‚Ja, das wäre ein hervorragendes Objekt für ein Dutzend Jahre Arbeit.‘ Ich muß

* [zeitweilig] zurücktreten – ** eine flächenhaft wirkende Abtragung der Landfläche

⁴¹ Ebendort, S. 84 f.

*** Darunter verstand man damals Wissenschaften, die auch offiziell einen theoretischen wie einen praktischen Zweig hatten.

⁴² Ebendort, S. 118.

sagen, daß seine fundamentalen Schlußfolgerungen (die einige Personen ihrer Bedeutung nach mit den Newtonschen Gesetzen verglichen!) vielleicht vom philosophischen Standpunkt von großem Wert sein mögen, daß sie aber ihrem Charakter nach, wie mir scheint, keine ernste wissenschaftliche Bedeutung besitzen. Ihr Charakter ist so, daß sie eher an Definitionen als an Naturgesetze erinnern. Sie können bei der Voraussage, die in diesem oder jenem Einzelfalle erforderlich ist, keinerlei Hilfe leisten. Aber wie dem auch sei, mir haben sie keinerlei Nutzen gebracht.“⁴³

Das heißt jedoch nicht, daß Darwin gegen jedes Aufstellen von unbewiesenen Hypothesen vor der Öffentlichkeit ist. Über sein Werk „Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation“ macht er folgende Bemerkung: „Gegen Ende des Werkes teilte ich meine vielgeschmähte Hypothese der Pangenesis* mit. Eine nicht bestätigte Hypothese ist von geringem oder von gar keinem Wert; wenn aber später irgend jemand darauf geführt werden sollte, Beobachtungen anzustellen, durch die irgendeine derartige Hypothese zu begründen wäre, so werde ich ihm einen guten Dienst erwiesen haben, da auf diese Weise eine erstaunlich große Zahl isolierter Tatsachen miteinander in Verbindung gebracht und verständlich gemacht werden können.“⁴⁴

[32] Ich meine, daß Darwins Ausführungen über Deduktion, Induktion und Hypothesen völlig richtig sind – und seine Haltung zu Spencer auf Grund dessen methodologischen Vorgehens, wie er es sah, völlig gerechtfertigt war.

So wichtig jedoch die empirische Tatsachensammlung ist, ist sie natürlich nicht der Hauptinhalt wissenschaftlichen Strebens. Was ist dieser Hauptinhalt? Darwin erzählt eine Geschichte, die ihm auf der schon erwähnten geologischen Expedition mit Sedgwick passierte, und die ihm diesen Hauptinhalt so klar vor Augen führte: „Eine kurze Unterhaltung, die ich an diesem Abend mit ihm hatte, machte auf mich einen tiefen Eindruck. Als ich eine alte Kiesgrube in der Nähe von Shrewsbury untersuchte, erzählte mir ein Arbeiter, daß er eine große abgeriebene Schale einer tropischen Volute (eine Art Schnecke – J. K.) darin gefunden habe, wie man sie vielfach auf den Kaminen in Landhäusern sieht. Da er die Muschel nicht verkaufen wollte, war ich überzeugt, daß er sie wirklich in der Grube gefunden habe. Ich erzählte die Tatsache Sedgwick; er sagte sofort (und zweifellos mit Recht), daß sie von irgend jemanden in die Grube geworfen worden sein müsse, fügte aber dann hinzu, daß wenn sie wirklich dort eingeschlossen gewesen wäre, dies das größte Unglück für die Geologie sein würde, da es alles das, was man über die oberflächlichen Ablagerungen in den mittleren Grafschaften wisse, über den Haufen werfen würde. Diese Kieschichten gehören in der Tat der Glacialperiode an, und in späteren Jahren habe ich zerbrochene arktische Muscheln darin gefunden. Ich war aber damals in höchstem Grade über Sedgwick erstaunt, wie er über eine so wunderbare Tatsache, daß eine tropische Schneckenschale nahe der Oberfläche in der Mitte von England gefunden worden sei, nicht in Entzücken geraten konnte. Obgleich ich verschiedene wissenschaftliche Bücher gelesen hatte, so hat mir doch nichts Früheres so klar vor Augen geführt, daß Wissenschaft im Zusammenfassen von Tatsachen besteht, so daß allgemeine Gesetze oder Schlüsse aus ihnen gezogen werden können.“⁴⁵

Gesetze zu finden, ist seitdem Darwins Hauptstreben als Wissenschaftler gewesen und der Zweiundsiebzigjährige stellt fast resigniert fest: „Mein Geist scheint eine Art Maschine geworden zu sein, allgemeine Gesetze aus großen Sammlungen von Tatsachen herauszumahlen.“⁴⁶

Und auch folgendes bemerkt er: „Von meiner frühen Jugend an habe ich das stärkste Verlangen danach gehabt, das, was ich nur immer beobachtete, zu verstehen oder zu erklären, das heißt alle Tatsachen unter irgendwelche allgemeinen Gesetze unterzuordnen.“

⁴³ Ebendort, S. 91 f.

* Methodischer Ansatz Charles Darwins, daß die Keimzellen das Sammelbecken für Bestandteile des ganzen Körpers bilden.

⁴⁴ Ebendort, S. 109 f.

⁴⁵ Ebendort, S. 65.

⁴⁶ Ebendort, S. 116.

Dem fügt er an: „Diese Eigenschaften vereint haben mir die Geduld gegeben, für jede beliebige Anzahl von Jahren über irgendein unerklärtes Problem nachzudenken und zu grübeln. Soweit ich es beurteilen kann, folge ich nicht leicht und blind der Führung anderer Menschen.“⁴⁷

In der Tat konnte Darwin schier unendlich lange sammeln und grübeln – solange, [33] daß es fast zu lange geworden wäre. Überlegen wir die Geschichte des Werkes „Entstehung der Arten“ mit seiner Evolutionstheorie.

So erzählt er aus seiner frühen Universitätszeit, als er noch in Edinburgh war, von einer Unterhaltung mit einem Freunde: „Als wir eines Tages miteinander spazieren gingen, brach er in hohe Bewunderung über Lamarck und dessen Ansichten über die Entwicklung aus. Ich hörte in schweigendem Erstaunen zu und ohne daß es, soweit ich es beurteilen kann, irgendeine Wirkung auf meine Seele hervorgebracht hätte. Ich hatte vorher die Zoonomie* meines Großvaters gelesen, in der ähnliche Ansichten enthalten waren, aber ohne daß es irgendeine Wirkung auf mich ausgeübt hätte.“ Nichtsdestoweniger ist es immerhin wahrscheinlich, daß der Umstand, daß ich früh im Leben derartige Ansichten habe aufstellen und loben hören, es begünstigt hat, daß ich dieselben in einer anderen Form in meiner ‚Entstehung der Arten‘ aufrecht gehalten habe. In dieser Zeit bewunderte ich die ‚Zoonomia‘ in hohem Maße; als ich sie aber nach einem Zeitraum von zehn oder fünfzehn Jahren ein zweites Mal las, war ich sehr enttäuscht; das Mißverhältnis zwischen der Spekulation und den mitgeteilten Tatsachen ist darin so groß.“⁴⁸ Damals war Darwin wohl 18 Jahre alt.

Zehn Jahre später, 1837, ein entscheidender Fortschritt: „Im Juli begann ich mein erstes Notizbuch für Tatsachen in bezug auf den Ursprung der Arten, worüber ich lange nachgedacht hatte, und hörte während der nächsten zwanzig Jahre nicht auf, daran zu arbeiten.“⁴⁹

Allgemein über den Londoner Aufenthalt, der im September 1842 endete: „Auch habe ich niemals das Sammeln von Tatsachen, die sich auf den Ursprung der Arten beziehen, unterbrochen; und ich konnte zuweilen daran arbeiten, wenn ich wegen Krankheit nichts anderes tun konnte.“⁵⁰ Ein ausführlicher Bericht folgt über die endgültige Reifezeit der Arbeit:

„Seit September 1854 widmete ich meine ganze Zeit dem Ordnen meiner ungeheuren Masse von Notizen, der Beobachtung und dem Experimentieren in bezug auf die Umwandlung der Arten. Während der Reise der ‚Beagle‘ hatte die Entdeckung großer fossiler Tiere, die mit einem Panzer, gleich dem der jetzt existierenden Gürteltiere, bedeckt waren, in der Pampasformation [Patagoniens] einen tiefen Eindruck auf mich gemacht; zweitens ebenso die Art und Weise, in der beim Hinabgehen nach Süden über den Kontinent [Südamerikas] nahe verwandte Tiere einander vertreten, und drittens auch der südamerikanische Charakter der meisten Naturerzeugnisse des Galapagosarchipels und ganz besonders die Art und Weise, wie sie auf einer jeden Insel der Gruppe unbedeutend verschieden sind; keine von den Inseln schien im geologischen Sinne des Wortes sehr alt zu sein.

Es war offenbar, daß Tatsachen wie diese, ebenso wie viele andere, nur unter der Annahme erklärt werden konnten, daß die Arten allmählich modifiziert werden; und das Problem ließ mich nicht ruhen. Es war aber in gleicher Weise offenbar, daß weder die Wirksamkeit der umgebenden Bedingungen noch der Wille der Organismen (besonders was die Pflanzen betrifft) die zahllosen Fälle erklären konnte, in [34] denen Organismen aller Art ihrer Lebensweise wunderbar angepaßt sind – so zum Beispiel ein Specht oder ein Laubfrosch zum Erklettern der Bäume oder ein Same zur Verbreitung durch Haken oder Samenkronen. Mir waren derartige

⁴⁷ Ebendort, S. 118.

* Ein 1794 erschienenes zweibändiges Werk des britischen Arztes Erasmus Darwin (1731-1802) über Pathologie, Anatomie, Psychologie und die Arbeitsweise des Körpers.

⁴⁸ Ebendort, S. 49.

⁴⁹ Ebendort, S. 75.

⁵⁰ Ebendort, S. 85.

Anpassungen immer sehr aufgefallen, und solange diese nicht erklärt werden konnten, schien es mir beinahe nutzlos zu sein, den Versuch zu unternehmen, durch indirekte Beweise festzustellen, daß Arten modifiziert worden sind.

Nach meiner Rückkehr nach England kam mir der Gedanke, daß durch Befolgung des von Lyell für die Geologie gegebenen Beispiels und durch Sammeln aller Tatsachen, die in irgendeiner Weise sich auf das Abändern der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation und im Naturzustande beziehen, vielleicht etwas Licht auf den ganzen Gegenstand geworfen werden könnte. Mein erstes Notizbuch wurde im Juli 1837 begonnen. Ich arbeitete nach echten Bacon'schen Grundsätzen und sammelte ohne irgendeine Theorie Tatsachen in großem Maßstabe, ganz besonders mit Bezug auf domestizierte Naturprodukte, durch gedruckte Fragebogen, durch Unterhaltung mit geschickten Tierzüchtern und Gärtnern und durch umfassendes Lesen.⁵¹

Jetzt ist die Arbeit an diesem Problem kein ständiger Begleiter mehr bei anderen Arbeiten, sondern wird zum zentralen Thema. Ungeheure Massen angesammelten Tatsachenmaterials werden geordnet und neues Material wird gesucht.

Sodann geht es an die Ausarbeitung des Textes, die weit fortschreitet, als folgendes, im wissenschaftlichen Leben keineswegs so sehr Seltenes, passiert. Darwin berichtet:

„Anfang des Jahres 1856 riet mir Lyell, meine Ansichten ziemlich ausführlich niederzuschreiben, und ich begann auch sofort, dies in einem drei- oder viermal ausführlicheren Maße zu tun, als ich es später in meiner ‚Entstehung der Arten‘ getan habe; und doch war dies nur ein Auszug aus den Materialien, die ich gesammelt hatte; ich hielt mich an diesen Maßstab und erledigte etwa die Hälfte der Arbeit. Meine Pläne wurden aber zunichte gemacht; denn Anfang des Sommers 1858 schickte mir Mr. (Alfred Russel) Wallace (1823-1913), der sich damals im Malaiischen Archipel befand, eine Abhandlung ‚Über die Neigung der Varietäten, in unbestimmter Weise von dem ursprünglichen Typus abzuweichen‘; und diese Abhandlung enthielt genau dieselbe Theorie wie die meinige. Mr. Wallace drückte den Wunsch aus, wenn ich seine Abhandlung günstig beurteilte, sie Lyell zur Durchsicht zu schicken.

Die Umstände, unter denen ich auf Lyells und Hookers Bitten einwilligte, daß ein Auszug aus meinem Manuskripte mit einem Briefe an Asa Gray*, vom 5. September 1857 datiert, gleichzeitig mit Wallaces Abhandlung herausgegeben würde, sind in dem ‚Journal of the Proceedings of the Linnean Society‘, 1858 p. 45 mitgeteilt. Anfangs war ich durchaus nicht geneigt, einzuwilligen, da ich meinte, Mr. Wallace könne meine Handlungsweise für nicht zu rechtfertigen halten, denn ich wußte damals noch nicht, wie großmütig und edel seine Gesinnung ist. Der Auszug aus meinem Manuskripte war ebensowenig wie der Brief an Asa Gray für eine Veröffentlichung bestimmt gewesen, und beides ist schlecht geschrieben. Auf der anderen Seite ist Mr. Wallaces Abhandlung wundervoll im Ausdruck und vollkommen klar. Trotzdem erregten unsere gemeinsamen Erzeugnisse sehr wenig Aufmerksamkeit und die einzige veröffentlichte Bemerkung über dieselben, deren ich mich erinnern kann, rührte von Professor Haughton in Dublin her, dessen Ausspruch dahin ging, daß alles, was neu in ihnen sei, falsch sei, und daß das richtige alt sei. Dies beweist, wie notwendig es ist, daß jede neue Ansicht in ziemlicher Ausführlichkeit mitgeteilt werden muß, um die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen.⁵²

Doch während es gelegentlich passiert, daß zwei bedeutende Wissenschaftler gleichzeitig einen neuen Gedanken haben und ihn ausreichend beweisen, ist es einzig in der Geschichte der Wissenschaften, daß sie sich so grundständig, so generös zu einander verhalten wie Darwin und Wallace – und dazu kommt noch das so kluge Verhalten von Lyell und Hooker. Diese Ereignisfolge stellt wahrlich einen Höhepunkt in der Geschichte der Wissenschaft dar!

⁵¹ Ebendort, S. 99 f.

* Amerikanischer Botaniker.

⁵² Ebendort, S. 101 f.

Darwin fährt sodann am Manuskript zu arbeiten fort: „Im September 1858 machte ich mich, dem dringlichen Rate Lyells und Hookers folgend, an die Arbeit, einen Band über die Transmutation [Umwandlung] der Arten vorzubereiten, wurde aber häufig durch Krankheit ... unterbrochen. Ich machte aus dem 1856 in einem viel größeren Maßstab angefangenen Manuskript einen Auszug und vollendete den Band in demselben verkleinerten Maßstabe. Derselbe kostete mich dreizehn Monate und zehn Tage harter Arbeit. Er wurde unter dem Titel ‚Origin of Species‘ [‚Entstehung der Arten‘] im November 1859 herausgegeben. Obgleich in den späteren Ausgaben vieles hinzugesetzt und korrigiert worden ist, ist es doch im wesentlichen das gleiche Buch geblieben. Es ist ohne Zweifel die Hauptarbeit meines Lebens. Das Buch war von Anfang an außerordentlich erfolgreich.“⁵³

Zwei Gründe führt Darwin für den Erfolg seiner Arbeit an. Sie hängen in gewisser Weise zusammen.

Der erste lautet: „Der Erfolg der ‚Entstehung der Arten‘ dürfte meiner Ansicht nach zum großen Teil dem Umstande zuzuschreiben sein, daß ich schon lange vorher zwei zusammengedrückte Skizzen niedergeschrieben und schließlich ein viel umfangreicheres Manuskript, das selbst schon ein Auszug war, exzerpiert hatte. Hierdurch war ich in der Lage, die auffallenderen Tatsachen und Folgerungen auszuwählen. Ich hatte auch viele Jahre lang eine goldene Regel befolgt, nämlich, daß ich, sobald ich nur immer einer veröffentlichten Tatsache begegnete oder mir eine neue Beobachtung oder ein Gedanke vorkam, der mit meinen allgemeinen Resultaten im Widerspruch stand, ohne Aufschub und auf der Stelle mir eine Notiz davon machte; denn ich wußte aus Erfahrung, daß derartige Tatsachen und Gedanken viel mehr geneigt sind, dem Gedächtnis wieder zu entfallen, als günstige. Durch diese Gewohnheit sind sehr wenig Einwände gegen meine Ansichten erhoben worden, die ich nicht wenigstens [schon früher] erwähnt und zu beantworten versucht hätte.“⁵⁴

[36] Der zweite erscheint mir weniger überzeugend: „Durch das Aufschieben der Veröffentlichung ungefähr von 1839 an, als ich die Theorie deutlich entwickelt hatte, bis 1859 habe ich viel gewonnen; und ich habe dadurch nichts verloren, denn es kümmerte mich sehr wenig, ob die Menschen mir oder Wallace die meiste Originalität zuschrieben, und seine Abhandlung hat ohne Zweifel viel zur Annahme der Theorie beigetragen.“⁵⁵

Im Ganzen kann man wohl sagen, daß die Geschichte der „Entstehung der Arten“ eine der erstaunlichsten in der Geschichte irgendeiner Wissenschaft gewesen ist – von ihren ersten Anfängen, durch ihre Dauer, und bis zum Ende – eine der bemerkenswertesten und in einer Beziehung auch eine der schönsten Geschichten, die die Vergangenheit der Wissenschaft kennt.

Das lange Nachdenken über einzelne Probleme, die lange Vorarbeit, bevor ein Buch geschrieben wird, hindern nicht, plötzliche Ideen zu haben. Wir erwähnten schon die plötzliche Lösung des Problems der „den von einem und demselben Stamme herkommenden organischen Wesen innewohnenden Neigung, in ihren Charakter bei ihrer weiteren Modifikation zu divergieren“.

Ein anderes sehr merkwürdiges Beispiel ist das folgende: Darwin schreibt in seiner Autobiographie: „Im Oktober 1838, also fünfzehn Monate nachdem ich meine Untersuchungen systematisch angefangen hatte, las ich zufällig zur Unterhaltung Malthus ‚Über die Bevölkerung‘, und da ich hinreichend darauf vorbereitet war, den überall stattfindenden Kampf um die Existenz zu würdigen, namentlich durch lange fortgesetzte Beobachtung über die Lebensweise von Tieren und Pflanzen, kam mir sofort der Gedanke, daß unter solchen Umständen günstige Abänderungen dazu neigen, erhalten zu werden und ungünstige zerstört zu werden. Das Resultat hiervon würde die Bildung neuer Arten sein. Hier hatte ich nun endlich eine Theorie, mit der

⁵³ Ebendort, S. 102.

⁵⁴ Ebendort, S. 104.

⁵⁵ Ebendort, S. 106.

ich arbeiten konnte; ich war aber so ängstlich darauf bedacht, jegliche Voreingenommenheit zu vermeiden, daß ich mich entschloß, eine Zeitlang auch nicht einmal die kürzeste Skizze davon niederzuschreiben. Im Juni 1842 gestattete ich mir zum ersten Male die Befriedigung, einen ganzen kurzen Abriß meiner Theorie, 35 Seiten lang, mit Bleistift niederzuschreiben, und diese wurde dann während des Sommers 1844 zu einem zweiten von 230 Seiten erweitert, den ich ordentlich umgeschrieben habe und noch besitze.“⁵⁶

Wie bei dem vorangehenden Beispiel kommt die Idee plötzlich und ohne direkten Zusammenhang mit seiner Arbeit, das heißt, er sitzt nicht am Schreibtisch oder untersucht irgendeine Art am „Seziertisch“. Das eine Mal saß er im Wagen, das andere Mal vielleicht in einem bequemen Stuhl, in dem er „zufällig“ und „zur Unterhaltung“ Malthus las. Selbstverständlich arbeitete es in beiden Fällen in ihm unbewußt weiter an seiner Problematik.

Zu dem Satz in dem zweiten Beispiel macht der sowjetische Herausgeber der Autobiographie S. L. Sobol folgende Bemerkung: „Obwohl Darwin subjektiv den Prozeß der Herausbildung der Theorie der natürlichen Auslese in seinem Bewußtsein ge-[37]radeso empfunden hat, bemerkte aber schon sein Sohn Francis richtig, daß diese Worte Darwins nur unser Erstaunen wecken können, und das um so mehr, wenn man einige Stellen des ‚Notizbuches‘ aus den Jahren 1837 und 1838 liest. Dieses ‚Notizbuch‘ wurde im Februar 1838 abgeschlossen, das heißt sieben bis acht Monate, bevor Darwin Malthus gelesen hatte. Francis Darwin schreibt hierzu folgendes: ‚Es ist erstaunlich, daß er [Charles Darwin], um zu dem Schlüssel der Lösung der Aufgabe zu gelangen, Malthus benötigte, während im Notizbuch von 1837 – wenn auch noch unklar ausgedrückt – folgende Voraussicht der Wichtigkeit des Überlebens des am meisten Angepaßten zu finden ist: ‚Was das Aussterben betrifft, so ist leicht zu sehen, daß eine Varietät von Strauß (Petise) nicht gut angepaßt sein kann und daher aussterben wird; oder andererseits, wie Orphaeus, günstig ist und sich stark vermehren kann. Dem liegt das Prinzip zugrunde, daß die permanent entstehenden Abänderungen, die durch Vermehrung auf einem begrenzten Territorium und durch die sich ändernden Umstände erzeugt werden, weithin existieren und sich in Übereinstimmung mit der Anpassung an diese Umstände entwickeln, und daß somit das Aussterben der Arten eine Folge (im Gegensatz zu dem, was dem Anschein nach in Amerika der Fall war) der Nichtanpassung an die Umstände ist. Ich kann kaum daran zweifeln‘, schließt Francis Darwin, ‚daß sich, bei seiner Kenntnis der wechselseitigen Abhängigkeit der Organismen und der Tyrannei der Verhältnisse, seine Erfahrung auch ohne Hilfe von Malthus zu einer ›Theorie‹, mit der man arbeiten kann, kristallisiert hätte‘ (,The Foundations of the Origin of Species. Two Essays, written in 1842 and 1844 by Charles Darwin‘. Edited by his son Francis Darwin. Cambridge 1909, Seite XVI).“⁵⁷

Meiner Ansicht und eigener Erfahrung nach haben sowohl Sobol wie Francis Darwin Unrecht, und Charles Darwin hat nicht nur subjektiv sondern auch objektiv recht. Wieviele wissenschaftliche Schlüsse schreiben wir mit Recht Marx oder Engels zu, obgleich vor ihnen andere Denker diesen Schlüssen genau so nahe waren, wie der Darwin vor der Lektüre von Malthus dem Darwin nach der Lektüre. Bei so vielen gedanklichen Prozessen in der Wissenschaft gilt das alte Wort *c'est le dernier pas qui coûte**, es ist der letzte Schritt, die endgültige präzise Formulierung, das Anziehen der Kette der Gedanken, die zählen, weil nur sie zur Theorie, zum System führen.

Doch haben weder Sobol noch Francis Darwin den Witz der ganzen Sache begriffen. Hören wir dazu Marx an Engels (18. Juni 1862): „Mit dem Darwin, den ich wieder angesehn, amüsiert mich, daß er sagt, er wende die ‚Malthussche‘ Theorie *auch* auf Pflanzen und Tiere an, als ob bei Herrn Malthus der Witz nicht darin bestände, daß sie *nicht* auf Pflanzen und Tiere, sondern nur auf Menschen – mit der geometrischen Progression – angewandt wird im Gegensatz zu Pflanzen und Tieren. Es ist merkwürdig, wie Darwin unter Bestien und Pflanzen seine englische Gesellschaft

⁵⁶ Ebendort, S. 100 f.

⁵⁷ Ebendort, S. 177 f. – * Es ist nur der erste Schritt, der kostet

mit ihre Teilung der Arbeit, Konkurrenz, Aufschluß neuer Märkte, ‚Erfindungen‘ und Malthus-schem ‚Kampf ums Dasein‘ wiedererkennt. Es ist Hobbes‘ bellum omnium contra omnes, und es erinnert an Hegel in der ‚Phänomenologie‘, wo die [38] bürgerliche Gesellschaft als ‚geistiges Tierreich‘, während bei Darwin das Tierreich als bürgerliche Gesellschaft figuriert.“⁵⁸

Aber selbstverständlich ist es recht gleichgültig, daß Darwin durch ein Mißverstehen von Malthus auf eine richtige Lösung seiner Problematik gekommen ist, ja, es wäre geradezu ein Unglück gewesen, wenn ein richtiges Verständnis von Malthus Darwin bei der Ausarbeitung seiner Gedanken gestört hätte.

Unsere Beurteilung von Malthus ist heute, ganz im Gegensatz zu der durch Marx, völlig einseitig negativ – nicht zum wenigstens, weil wir uns seit Lenin so oft auch mit den unerträglich flachen und so menschenfeindlichen Neomalthusianern auseinandersetzen müssen. In späterer Zeit wird man vielleicht zu den von Marx genannten positiven Seiten noch ein weiteres Plus zufügen: er schrieb so, daß Darwin ihn mißverstehen konnte, und er so Darwin eine außerordentlich wichtige Anregung für seine Arbeit gab.

Von den Ideen oder Lösungen, die Einem, der durch stetes Nachdenken den Boden und die Atmosphäre dafür vorbereitet hat, plötzlich, wie der Blitz aus heiterem Himmel, kommen, ist zu unterscheiden die Lösung von Problemen, die, wie wir sagen, in der Luft liegen, also all- gemeingesellschaftlich vorbereitet sind. Auch zu dieser Frage äußert sich Darwin: „Es ist zuweilen gesagt worden, der Erfolg der ‚Entstehung der Arten‘ habe bewiesen, ‚daß der Gegenstand in der Luft gelegen habe‘, oder daß ‚die Geister darauf vorbereitet gewesen seien‘. Ich glaube nicht, daß dies völlig zutrifft; denn ich habe gelegentlich nicht wenige Naturforscher sondiert, und es ist mir niemals vorgekommen, auch nur auf einen einzigen zu stoßen, der an der Beständigkeit der Arten zu zweifeln schien. Selbst Lyell und Hooker, obgleich sie mir mit Interesse zuhörten, schienen niemals mit mir übereinzustimmen. Ich habe ein- oder zweimal versucht, tüchtigen Männern zu erklären, was ich unter natürlicher Zuchtwahl verstände, doch entschieden ohne Erfolg. Eins war meiner Meinung nach vollkommen richtig, nämlich, daß unzählige gut beobachtete Tatsachen in den Geistern der Naturforscher aufgespeichert waren, bereit, sofort die richtige Stelle angewiesen zu erhalten, sobald irgendeine zu ihrer Aufnahme aufgestellte Theorie hinreichend erklärt sein werde.“⁵⁹

Ich glaube, daß der letzte Satz zumindest teilweise die erste Behauptung, daß der „Gegenstand“ nicht „in der Luft gelegen habe“ widerlegt und die endgültige Widerlegung ist natürlich die Tatsache, daß auch Wallace den „Gegenstand“ gefunden hatte. Schwieriger scheint mir schon die Beurteilung der Unterscheidung, die Darwin macht, zwischen „vorbereiteten Geistern“ und den in den Geistern aufgespeicherten Tatsachen, „die sofort die richtige Stelle angewiesen erhalten“, sobald die Theorie dafür da ist. Kann man eine solche Unterscheidung machen? Das erscheint mir doch zweifelhaft, zumal Lyell sowohl wie Hooker doch lange vor Erscheinen des Buches von Darwin „bekehrt“ wurden. –

Im Zusammenhang mit der Intensität der Arbeit und der Länge der Zeit, die Darwin so intensiv arbeitete, ist folgende Beobachtung Darwins von Interesse:

[39] „Ich habe erwähnt, daß sich meine geistige Stimmung während der letzten zwanzig oder dreißig Jahre in einer Beziehung geändert hat. Bis zu dem Alter von dreißig Jahren oder noch darüber hinaus bereitete mir Poesie verschiedenster Art, wie die Werke von Milton, Gray, Byron, Wordsworth, Coleridge und Shelley, großes Vergnügen, und selbst als Schulknabe erfreute ich mich in hohem Maße an Shakespeare, besonders an seinen historischen Stücken. Ich habe auch angeführt, daß mir früher Gemälde ein beträchtliches und Musik sehr großes Entzücken bereiteten. Jetzt kann ich es schon seit vielen Jahren nicht mehr ertragen, eine Zeile Poesie zu

⁵⁸ Marx/Engels, Werke, Bd. 30, Berlin 1964, S. 249.

⁵⁹ Autobiographie, S. 104.

lesen: Ich habe vor kurzem wieder versucht, Shakespeare zu lesen; ich fand ihn aber so unerträglich langweilig, daß es mich zum Übelsein brachte. Ich habe auch meine Vorliebe für Gemälde und Musik beinahe verloren. – Musik veranlaßt mich meistens, zu energisch an das zu denken, woran ich gerade arbeite, als daß sie mir Vergnügen bereitere. Ich habe noch etwas Geschmack an schöner Szenerie behalten, sie verursacht mir aber nicht mehr das ausgesuchte Entzücken, wie es früher der Fall war. Auf der anderen Seite sind Romane, die das Werk der Einbildungskraft sind, auch wenn sie nicht allerersten Ranges sind, mir schon jahrelang eine wunderbare Erholung und Freude gewesen, und ich segne oft alle Romanschreiber. Eine überraschend große Zahl ist mir laut vorgelesen worden, und ich habe sie, wenn sie mittelmäßig gut sind und nicht unglücklich enden – wogegen ein Gesetz erlassen werden sollte –, sämtlich gern. Ein Roman gehört, meinem Geschmacke nach, nicht zur ersten Klasse, wenn er nicht irgendeine Person enthält, die man durchaus lieben kann; ist dies eine nette Frau, um so besser.

Dieser merkwürdige und beklagenswerte Verlust des höheren ästhetischen Empfindens ist um so eigentümlicher, als Bücher über Geschichte, Biographien und Reisen (ganz unabhängig von irgendwelchen wissenschaftlichen Tatsachen, die sie enthalten mögen) sowie Essays über Themen aller Art mich noch ebenso lebhaft wie je interessieren. Mein Geist scheint eine Art Maschine geworden zu sein, allgemeine Gesetze aus großen Sammlungen von Tatsachen herauszumahlen; warum dies die Atrophie [Verkümmerung] desjenigen Teils meines Gehirns verursacht haben könnte, von dem die höheren Geschmacksentwicklungen abhängen, kann ich nicht verstehen. Ein Mensch mit einem Geist, der höher organisiert und besser veranlagt wäre als meiner, würde, wie ich vermute, dies nicht erfahren haben; und wenn ich mein Leben noch einmal zu leben hätte, so würde ich es mir zur Regel machen, wenigstens alle Wochen einmal etwas Poetisches zu lesen und etwas Musik anzuhören; denn vielleicht würden dann die jetzt atrophierten [schrumpfende] Teile meines Gehirnes durch Gebrauch tätig erhalten worden sein. Der Verlust der Empfänglichkeit für derartige Sachen ist ein Verlust an Glück und dürfte möglicherweise nachteilig für den Intellekt, noch wahrscheinlicher für den moralischen Charakter sein, da er den gemüthlich erregbaren Teil unserer Natur schwächt.“⁶⁰

Eine merkwürdige Entwicklung der Interessen und der Aufnahmefähigkeit, für die es nicht viele bekannte Beispiele gibt, die aber vielleicht doch häufiger vorkommt, als bekannt wird. Bemerkenswert die Wirkung der Musik, die bei so vielen großen [40] Geistern so verschieden ist. Darwin wird durch sie zu intensivem Nachdenken über seine Arbeitsprobleme angeregt – das geht auch anderen so, aber diesen macht die Musik gerade darum häufig Vergnügen, als schöner Hintergrund für solche Arbeitsgedanken. Doch besteht vielleicht ein Unterschied zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern. Während die Gefühle, die von der Musik ausgelöst werden, keinen Eingang in die naturwissenschaftlichen Gedanken haben können, ist das bei gesellschaftswissenschaftlichen Gedanken durchaus der Fall. Darum fürchtete auch Lenin (genau wie Plato) in gewisser Weise die Wirkungen der Musik. Gorki berichtet über Lenin:

„Seinem Heroismus fehlt nahezu ganz jeder äußere Glanz; sein Heroismus ist das in Rußland nicht seltene, bescheidene, asketische Heldentum des anständigen russischen intellektuellen Revolutionärs, der von der Möglichkeit sozialer Gerechtigkeit auf Erden fest überzeugt ist, das Heldentum eines Menschen, der auf alle Freuden der Welt verzichtet, um für das Glück der Mitmenschen hart zu arbeiten ...

Eines Abends hörte Lenin in Moskau bei Frau E. P. Peschkowa Beethovensche Sonaten in der Wiedergabe von Issai Dobrowejn und machte die Bemerkung:

„Ich kenne nichts Schöneres als die ›Appassionata‹ und könnte sie jeden Tag hören. Eine wunderbare, nicht mehr menschliche Musik! Ich denke immer mit Stolz, vielleicht naivem Stolz: ›Seht mal an, solche Wunderwerke können die Menschen schaffen!‹

⁶⁰ Ebendort, S. 115 f.

Dann kniff er die Augen zu, lächelte und setzte mit einem Anflug von Traurigkeit hinzu:

„Aber allzuoft kann ich Musik nicht hören. Sie wirkt auf die Nerven, man möchte nette törichte Dinge sagen und den Menschen, die in dieser schmutzigen Hölle leben und trotzdem solche Schönheit schaffen können, den Kopf streicheln. Aber heutzutage darf man niemand den Kopf streicheln – die Hand wird einem sonst abgebissen. Schlagen muß man auf die Köpfe, unbarmherzig schlagen – obwohl wir der Idee nach gegen die Gewalt am Menschen sind. Hm, hm – ein höllisch schweres Amt!“ ...

Ein alter Bekannter von mir, P. S. Skorochodow, auch aus Sormovo, ein weichherziger Mensch, klagte über das Bedrückende der Arbeit in der Tscheke. Ich antwortete ihm:

„Ich glaube auch, daß es keine Tätigkeit für Sie ist. Sie paßt nicht zu Ihrem Charakter.“

Er pflichtete mir traurig bei:

„Gar nicht paßt sie zu meinem Charakter.“

Er überlegte und fügte hinzu:

„Aber wenn ich daran denke, daß Iljitsch auch sicher oft genug seine Seele an den Flügeln halten muß, dann schäme ich mich meiner Schwäche.“

Ich kannte und kenne viele Arbeiter, die auch mit fest zusammengebissenen Zähnen ‚die Seele an den Flügeln halten‘ mußten und noch müssen und ihrem angeborenen ‚sozialen Idealismus‘ Gewalt antun, um der Sache, der sie dienen, zum Siege zu verhelfen.

Ob wohl Lenin auch ‚seine Seele an den Flügeln halten‘ mußte?

[41] Er achtete viel zu wenig auf sich selbst, um mit anderen über sich zu sprechen; wie kein anderer verstand er zu schweigen über die geheimen Stürme in seiner Seele. Aber einmal sagte er in Gorki, während er Kinder liebkostete:

„Ja, die werden es einmal besser haben als wir. Vieles, was uns das Leben brachte, werden sie nicht mehr durchzumachen haben. Ihr Leben wird weniger grausam sein.“

Er schaute in die Ferne, zu den Hügeln, wo ein Dorf fest eingenistet lag, und fügte sinnend hinzu:

„Trotzdem beneide ich sie nicht. Unserer Generation ist es gelungen, eine Arbeit von enormer, historischer Bedeutsamkeit zu vollbringen. Die durch die Verhältnisse erzwungene Grausamkeit unseres Lebens wird einmal verstanden und gebilligt werden. Alles wird verstanden werden, – alles!“

Kinder liebkostete er sehr behutsam, besonders leicht und schonend.^{61/62}

So Gorkis Betrachtung über Lenin und die Musik, über Lenin und die Gefühle, die die Musik in Lenin hervorrief. Zu wenig ist die Problematik untersucht, obgleich sie doch seit der Antike bekannt ist, obgleich doch die christliche Kirche so geschickten Gebrauch von den Wirkungen der Musik auf die Menschen gemacht hat. Wirkt sie auf Wissenschaftler anders als auf andere Menschen? hat sie verschiedene Wirkung auf Naturwissenschaftler und auf Gesellschaftswissenschaftler? Das letztere kann ich mir gut vorstellen, wenn sie die Gedanken auf die Arbeit lenkt.

Uneingeschränkt möchte ich Darwin zustimmen, daß ein Gesetz gegen Romane erlassen werden muß, die schlecht ausgehen – das heißt, natürlich Romane, die nicht der Erziehung sondern dem Vergnügen dienen sollen. Wenn Romane, die dem Vergnügen dienen, auch erziehen, und das tun sie oft, insbesondere wenn die pädagogische Absicht nicht merkbar wird, dann ist das

⁶¹ M. Gorki, Erinnerungen an Zeitgenossen, Berlin 1957, S. 221, 251 u. 248 f.

⁶² „Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte“, a. a. O., S. 391.

nur gut, aber es wäre falsch, das von ihnen zu verlangen. Wenn Erziehungsromane auch dem Vergnügen dienen, dann ist das sicherlich nicht falsch, aber es wäre nicht richtig, das von ihnen zu verlangen und darum ist es ihnen auch erlaubt, unglücklich zu enden.

Ob diese Atrophie [Verkümmerung], die sich bei Darwin eingestellt hat, immer ein Verlust an Glück sein muß, scheint mir zweifelhaft. Daß sie aber ein Verlust an Reichtum der Individualität ist und damit auch ein Verlust für die Umgebung des so betroffenen Individuums, das ist zweifellos, und in diesem Sinne hat sie natürlich auch, wie Darwin bemerkt, Folgen für den moralischen Charakter.

Und damit kommen wir zu einigen Fragen der Moral des Wissenschaftlers, zu denen sich Darwin äußert.

Beginnen wir mit der Frage des Ehrgeizes, die für die Beurteilung so vieler Wissenschaftler eine große Rolle spielt. Über die Frühzeit, während seiner Forschungsreise, meint Darwin: „So weit ich über mich zu urteilen imstande bin, habe ich während der Reise bis zum äußersten aus bloßer Freude an der Forschung und aus meiner starken Sehnsucht gearbeitet, der großen Masse Naturwissenschaften einige wenige Tatsachen hinzuzufügen. Ich war aber auch ehrgeizig, unter den Männern der Wissenschaft einen anständigen Platz zu erhalten – ob mehr oder weniger ehrgeizig als die meisten meiner Mitarbeiter, darüber kann ich mir keine Meinung [42] bilden.“⁶³ Genau das Gleiche äußert er am Schluß seiner Betrachtungen, nachdem er von seiner leidenschaftlichen und beständigen Liebe zu den Naturwissenschaften gesprochen hat: „Diese reine Liebe ist indessen bedeutend durch den Ehrgeiz unterstützt worden, von meinen Mitarbeitern auf dem Gebiete der Naturforschung geschätzt zu werden.“⁶⁴

Von einem seiner Ansicht nach anderen Ehrgeiz spricht er, nachdem er, wie schon zitiert, auf seiner Forschungsreise von einer seiner Schwestern erfuhr, daß Sedgwick ihm eine große wissenschaftliche Position vorausgesagt hatte und er daraufhin mit seinem geologischen Hammer über die Berge „mit hüpfendem Schritt“ kletterte:

„Alles das zeigt, wie ehrgeizig ich war, ich denke aber, daß ich wahrheitsgemäß versichern kann, daß ich in späteren Jahren, obgleich mir an der Billigung solcher Männer wie Lyell und Hooker, die meine Freunde waren, in allerhöchstem Grade gelegen war, mich um das große Publikum nicht viel kümmerte. Ich will damit nicht sagen, daß eine günstige Besprechung oder ein starker Verkauf meiner Bücher mir nicht große Freude gemacht hätte; die Freude ging aber schnell vorüber, und ich kann versichern, daß ich, um genannt zu werden, nicht einen Zoll breit von dem mir vorgezeichneten Wege abgewichen bin.“⁶⁵

Natürlich soll man nicht, „um genannt zu werden“, auch nur „einen Zoll breit von dem vorgezeichneten Wege abweichen“. Aber der heilige Francis [Franz von Assisi] hätte bestimmt umgekehrt gesagt: das, worauf es ihm ankam, war, „dem großen Publikum“, das heißt, den einfachen Menschen lieb zu sein, während ihm das Urteil der „großen Spezialisten in der Lehre Christi“ gleichgültig war, obgleich er natürlich vielleicht hinzugefügt hätte, daß ihm auch eine positive Beurteilung von ihnen Freude gemacht hätte, aber diese „Freude schnell vorüberging“.

Ich glaube, daß es sicherlich heute, wo wir doch von unseren Gesellschaftswissenschaftlern im allgemeinen noch so wenige den Menschen konkret verständliche schöpferische Schriften haben und auch noch in manchem so wenig auf die Realität zutreffende, mehr schablonenhafte, Ansichten vertreten werden, für einen Wissenschaftler richtiger ist, dem Standpunkt des heiligen Francis als dem von Darwin näher zu stehen. Sobald aber unsere Gesellschaftswissenschaftler ein wirklich hohes Niveau auf der von Marx, Engels und Lenin gelegten Basis erreicht haben werden, wird zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit der Unterschied

⁶³ Autobiographie, S. 72.

⁶⁴ Ebendort, S. 118.

⁶⁵ Ebendort, S. 74.

zwischen einer von bedeutenden Wissenschaftlern geachteten und von den Massen der Werktätigen gewissermaßen persönlich geschätzten Stellung fortfallen.

Mit Recht unterscheidet Darwin Ehrgeiz und Eitelkeit. Die letztere lag ihm in jeder Form fern. Sie hat für ihn nichts abstoßendes, mehr etwas komisches. So berichtet er von dem Geologen R. I. Murchison: „Die Ausmaße, die bei ihm die Verehrung der gesellschaftlichen Stellung des Menschen annahm, waren lächerlich, und er legte dieses Gefühl und seine Eitelkeit mit der Unbefangenheit eines Kindes an den Tag. Einst erzählte er mit ungewöhnlichem Frohlocken in den Sälen der Geo-[43]logischen Gesellschaft einem großen Kreis von Menschen, unter denen sich auch viele befanden, die ihn nicht näher kannten, daß ihm Zar Nikolaus bei seinem Aufenthalt in London auf die Schulter geklopft hätte und – wobei er seine geologischen Arbeiten im Auge hatte – sagte: ‚Mein Freund, Rußland ist Ihnen dankbar!‘ Danach fügte Murchison händereibend hinzu: ‚Das beste war, daß Prinz Albert alles gehört hatte.‘“⁶⁶

Wie schön lauten die letzten Sätze der Autobiographie, die noch einmal so wunderbar die ganze menschliche Größe des Wissenschaftlers Darwin beleuchten:

„Daher ist mein Erfolg als der eines Mannes der Wissenschaft, wie gering oder groß derselbe auch gewesen sein mag, soweit ich es beurteilen kann, durch komplizierte und verschiedenartige geistige Eigenschaften und Zustände bestimmt worden. Von diesen sind die bedeutungsvollsten gewesen: – Liebe zur Wissenschaft – uneingeschränkte Geduld, lange Zeit über irgendeinen Gegenstand nachzudenken – Fleiß beim Beobachten und Sammeln von Tatsachen – und ein ordentliches Maß von Erfindungsgabe wie auch von gesundem Menschenverstande. Bei so mäßigen Fähigkeiten, wie ich sie besitze, ist es wahrhaft überraschend, daß ich die Meinungen von Männern der Wissenschaft über einige bedeutungsvolle Fragen in beträchtlichem Maße beeinflusst habe.“⁶⁷ [44]

⁶⁶ Ebendort, S. 87 f. – Einmal, auf S. 97 der Autobiographie, spricht Darwin davon, daß etwas „meine Eitelkeit stärkt“, aber das liegt an der schlechten Übersetzung.

⁶⁷ Ebendort, S. 120.

Kapitel II: Ernest Renans „Jugenderinnerungen“ – oder vom Glauben zum Wissen

1. Das Leben und Denken des Ernest Renan

Renan ist heute ziemlich vergessen – natürlich kennt noch mancher Wissenschaftler seinen Namen, aber er wird wenig beachtet.

Zu seiner Zeit aber war er eine überaus beeindruckende, in aller gebildeten Welt bekannte Gestalt. Stefan Zweig ruft sie uns in der Einleitung zu einer deutschen Ausgabe der „Jugenderinnerungen“ so in das Gedächtnis zurück: „Jahrzehntelang hatte dieser freie und milde Geist die Jugend Frankreichs, die Elite Europas mit der heiteren Kraft seines formvollendeten Wortes unbestritten beherrscht, und es war eine linde [angenehm milde] Herrschaft gewesen. Renan hat kein Dogma verkündet und eigentlich auch keines bekämpft, seine verbindende komprehensive* Natur erhellte die Unterschiede der Sprachen und Kulturen nicht um ihres Widerstreites willen, sondern um die ewige Einheit des Geistes zu zeigen, der alle Formen durchwandelt, ein unsichtbarer Gott, den jede Nation und jede Zeit sich anders nach ihrem eigenen Bilde gestaltet. Sein reiner, geistiger und fast geistlicher Glaube gab der papiernensten aller Wissenschaften, der Philologie und der Textexegese, Atem und gesteigertes Leben: wo andere nur Inschriften sahen, Pergamente und Fragmente, tat ihm der seherische, der dichterische Blick Horizonte auf, die hinüberreichten zum ewigen Morgenland der Menschheit, zur Frühe des Anbeginns. An dieser übermächtigen Schau zogen Völker vorbei wie wandernde Karawanen durch das Sandmeer der Zeit. Kulturen und Zivilisationen wuchsen und welkten in Blüte und Vergänglichkeit, Religionen zitterten als farbige Dunstgebilde der Phantasie unter dem unendlichen Himmel der Geschlechter dahin, und die wimmelnde Menschheit, sie war ihm wie ein einzelner Mensch, ein einziges wunderbares Leben, dessen frühe Kinderspiele er belauschte, dessen Träume er deutete, und das zu verstehen, immer tiefer zu verstehen, seine reinste Leidenschaft verblieb. Er war ein großer Lehrer, weil er ein großer Künstler war: Zu seinen Vorlesungen über die semitischen Sprachen, der abseitigsten aller Materien, drängten sich die Dichter, die Gelehrten vieler Nationen, alle wollten sie dieses mächtige Löwenhaupt sehen, diese weichen Lippen, die reiner als die irgendeines Zeitgenossen die französische Sprache formten. Und alle erzählen, die ihn sahen, von seiner Gegenwart als von dem stärksten Erlebnis geistiger Darstellung. Eine Jugend und eine zweite, eine dritte, die in seinem Lichte lernten oder in seinem Schatten wuchsen, haben ihn geliebt, eine Welt ihn geehrt.“¹

[45] Und doch muß François Millepierres in seinem „Leben Ernest Renans, eines Weisen des Westens“ feststellen: „Die Biographien Renans sind nicht sehr zahlreich; in der Tat, es sind sehr wenige für einen Schriftsteller dieses Formats ... Denn einer der größten Schriftsteller Frankreichs, einer derer, die so hervorragend unser nationales Temperament repräsentieren, der so genau die verschiedenen Aspekte der westlichen Gedankenwelt widerspiegelt, bleibt fast unbekannt oder unverstanden von der Majorität seiner Landsleute.“²

Das Schicksal Renans nach seinem Tode ist in der Tat merkwürdig.

Denn mehr als irgendein anderes Volk hat das französische Sinn für die Schönheit und Größe seiner Sprache. Und Renan war ein Meister dieser Sprache. Wenn Stefan Zweig schreibt: „Aber welch ein Meißel war ihm auch gegeben mit seiner Sprache! Das Französische Renans ist, selbst an jenem Flauberts gemessen, das reinste, das edelste seiner Zeit. Seine Sprache war auferzogen in der Klausur des klassischen Lateins, in der Zucht der großen Prediger; wie er selbst hatte sein Französisch in den Jahren des Seminars keusch gelebt und nie Umgang gehabt mit dem Jargon der Gasse, mit den öffentlichen Häusern der Literatur, es war nicht abgenützt, sondern

* zusammenfassend; vereinigen des Mannigfaltigen zu einer Einheit

¹ E. Renan, Jugenderinnerungen, Frankfurt am Main, 1925, S. 7 f. – künftig zitiert als: Jugenderinnerungen.

² Fr. Millepierres. La vie d'Ernest Renan, Sage d'Occident, Paris 1961, S. 7 f.

bei aller Sinnlichkeit kristallen klar, bei aller Geistigkeit unbeschwert und leicht. Von der Bibel war Saft darin und Bildlichkeit, von den Theologen Eleganz und jene gewisse diskrete Höflichkeit, wie sie vornehmen Geistlichen eigen ist: etwas merkwürdig Lautloses, Geräuschloses läßt seine Prosa als beschwingt empfinden. Selten greift ihr ruhiger Rhythmus ins Pathos hinauf, meist schildert sie nur, aber dann mit so klarem Umriß, daß die Landschaften glänzen wie im Morgenlicht. Einzelne Porträts, jenes des Paulus, des Hiob, des Predigers und vor allem das berühmte des Marc Aurel sind eben so bedeutsam in der bildnerischen Plastik, wie jene großen geistigen Vergleiche der beiden Welten, der jüdischen und der griechischen, in der ‚Geschichte des jüdischen Volkes‘ philosophisch bedeutend sind. Den Gelehrten mag die Wissenschaft im einzelnen überflügelt haben: als Gestalter, als Erwecker von Kulturen ist Renan heute noch unerreicht, und wir haben wenig in unserer neueren Zeit, was dermaßen den Anspruch klassischer Gültigkeit erheben darf, wie manche seiner vollendeten Seiten.“³ –

dann mag man das als übermäßige Begeisterung des Dichters beurteilen –

wenn aber die so nüchterne von M. A. Dynnik und anderen redigierte vielbändige sowjetische Geschichte der Philosophie auf der einen Seite, die sie Renan widmet, schreibt: „Renan ist in seinen philosophischen Anschauungen inkonsequent und ziemlich unsystematisch. Er stellt sie größtenteils in stilistisch ausgezeichnete Form dar ...“

dann wird man verstehen, welchen Eindruck seine Sprache auf die große Mehrheit seiner Leser machen mußte und muß.

Und was sein Leben betrifft, so ist es doch wahrhaftig interessant genug, um einen Biographen zu reizen.

In einer Gegend der Bretagne geboren, in der die Menschen entweder Bauern oder [46] Seeleute sind, selbst aus bescheidenen Familienverhältnissen – sein Vater brachte es bis zum kleinen Kapitän der Küstenschiffahrt, wurde dann Besitzer eines kleinen Ladens, vor allem wohl für „Kolonialwaren“, ging dann wieder zur See, auf der er umkam, worauf die Mutter wieder den Laden übernahm –, wurde der kleine Ernest in die Schule für künftige Priester gegeben. Das war ein großer Schritt vom Kleinbürgertum aufwärts auf der sozialen Leiter, denn Priester und Adel waren in dieser Gegend „gleichwertig“. Von dem kleinen Ort Tréguier in der Bretagne kam der Glanzschüler zur Weiterbildung nach Paris, wo er am 6. Oktober 1845, 22 Jahre alt, die Ausbildungsstätte für Priester vorzeitig verließ, um einen „weltlichen“ Beruf zu ergreifen.

Er ist überaus begabt für Sprachen, und Zweig bemerkt über seine Ausbildungszeit als Priester: „Seit Jahren exzelliert Renan im Lateinischen, im Griechischen. Nun lernt er noch, um die Heilige Schrift ganz in ihrer Tiefe zu erfassen, Hebräisch und alle anderen semitischen Sprachen, Syrisch, Arabisch, er lernt, um die Deutung der Bibel zu fördern, Deutsch. Jede dieser Sprachen gibt ihm unendlich viel: das Hebräische erschließt ihm die Größe des jüdischen Geistes, seine dichterische Vergangenheit, das Deutsche lehrt ihn eine fanatische Bewunderung für die deutsche Wissenschaft. Besonders Herder mit seinen weiten, unendliche Zeiträume schöpferisch bindenden Ideen eröffnet ihm eine neue Welt, in den schwäbischen Theologen erkennt er eine mutige Bekenntenschaft, in den Philologen eine unerreichte Gründlichkeit. Zum erstenmal spürt er in seinen verschlossenen Mauern die Lebendigkeit des modernen Geistes, den Fortschritt der Wissenschaft.“⁴ In Verbindung mit seinen theologischen und philosophischen Kenntnissen wird er sich nun in der akademischen Welt der Geschichte der Religionen und Fragen der Philologie widmen.

Kaum hat er das Priesterseminar verlassen und sich in einem bescheidenen Schulinstitut installiert, als sein Glück mit der Bekanntschaft und Freundschaft großer Geister beginnt. Denn dort studiert auch ein junger Mensch aus gutem bürgerlichen Hause, Marcelin Berthelot, später ein

³ Jugenderinnerungen, S. 21 f.

⁴ Ebendort, S. 13 f.

führender Chemiker Frankreichs, Generalinspektor des höheren Unterrichtswesens, Senator, Unterrichtsminister und Außenminister. Renan spricht von seiner eigenartigen Freundschaft mit Berthelot, die sein ganzes Leben hindurch dauerte, am Ende seiner Jugenderinnerungen so:

„Übrigens erhielt ich am Tage nach meinem Eintritt in die namenlose Anstalt, in der ich drei-undeinhalbes Jahr in der unansehnlichsten Stellung bleiben sollte, eine Belohnung. Unter den Zöglingen war einer, der auf Grund seiner Erfolge und seiner Fortschritte einen besonderen Rang in der Anstalt einnahm. Er war achtzehn Jahre alt, und schon war der philosophische Geist, der innere Eifer, das Streben nach Wahrheit, der erfinderische Blick – Eigenschaften, die später seinen Namen berühmt machten – kein Geheimnis mehr für die, die ihn kannten: ich spreche von Herrn Berthelot. Mein Zimmer grenzte an das seine, und von dem Tage an, da wir uns kennenlernten, verband uns eine innige Freundschaft. Unser Lerneifer war der gleiche; unser Bildungsgang war ein sehr verschiedener gewesen ...

In dem weiteren Verlauf unseres Lebens konnte eine solche Verbindung zeitweise [47] aufhören, für uns eine Notwendigkeit zu sein. Sie erweist aber in ihrer ganzen Lebhaftigkeit, so oft die Gestalt dieser unaufhörlich wechselnden Welt irgendeine neue Wandlung erfährt, über die wir uns ins Reine zu setzen haben. Wer von uns zuerst sterben sollte, hinterläßt in der Seele des andern eine große Leere ...

Die Freundschaft mit Berthelot und die Zustimmung meiner Schwester waren die beiden reichen Trostquellen, die mich in jenem schwierigen Augenblick stärkten, als das Bewußtsein einer abstrakten Pflicht gegen die Wahrheit mich im Alter von dreiundzwanzig Jahren zwang, meinem schon ziemlich weit verfolgten Lebensweg eine andere Richtung zu geben.“⁵

Merkwürdig ist diese Freundschaft zwischen dem größten Religionshistoriker und einem der bedeutendsten Naturwissenschaftler jener Zeit in Frankreich.

Die Schwester Henriette, die im letzten Satz erwähnt wird, zwölf Jahre älter als Renan, war lange eine finanzielle Stütze der nach dem Tode des Vaters tief verschuldeten Familie und stets eine materielle und in jeder anderen Weise fördernde Hilfe für den von ihr heiß geliebten Bruder gewesen. Romain Rolland hat ihr in Jean Christopes Antoinette ein Denkmal gesetzt.

Renan ist ein unermüdlicher Arbeiter. Innerhalb weniger Monate fertigt er 1846, mit 23 Jahren, ein Manuskript von 1518 Seiten über semitische Sprachen, sich um den Volney-Preis bewerbend, den er auch erhält, ein erster großer akademischer Erfolg. Zugleich beginnt er das Studium noch einer weiteren Sprache, des Sanscrit.

1848, Jahr der Revolution, Jahr des ersten Auftauchens des Proletariats als künftiger Nachfolger der Bourgeoisie. Renan nähert sich dem Standpunkt der Werktätigen – kann vielleicht in diesem Jahr einer der vielen kleinbürgerlichen Schattierungen sozialistischer Ideologie zugerechnet werden –, ohne daß er sich irgendeiner der so zahlreichen politischen Vereinigungen anschließt. Dagegen findet er Eingang in den Kreis um Jules Simon, einem politisch einflußreichen Philosophen – ihm gehört die *Revue Philosophique*, für die Renan schreibt. Millepierres spekuliert sogar:

„Ich frage mich, ob er damals nicht bei Jules Simon Daniel Stern (Marie d’Agoult), der die Gelegenheit hatte, Marx in Deutschland zu sprechen, getroffen hat.“⁶

Später werden die regelmäßigen Besuche der Donnerstag-Abende bei Jules Simon ersetzt werden durch die so ungemein anregenden bedeutsamen Magny-Diners mit Flaubert, den Brüdern Goncourt und Gautier. Ganz breit wird sein literarischer Verkehr, der den Kreis um Joseph Napoléon, den Sohn von Jérôme, und den Salon seiner Schwester, der Prinzessin Mathilde, umfaßt. Dazu kommt die Freundschaft mit dem alten großen Historiker Thierry.

⁵ Ebendort, S. 286 f. und 291 f.

⁶ Fr. Millepierres, a. a. O., S. 153.

Doch zurück noch einmal zum Jahre 1848. Klemperer, der eine Abneigung gegen Renan hat, schreibt von diesem Jahr: „Im Revolutionsjahr 1848 entstand Renans leidenschaftlichste Schrift, deren Titel das Ideal der Epoche ausdrückt: *L’Avenir de la science* [Die Zukunft der Wissenschaft]. Das erst 1890 veröffentlichte Buch hat Küchler mit Recht als eine Gedankendichtung charakterisiert. An die Stelle des christlichen Glaubens tritt nicht etwa Positivismus –, das ist noch viel weniger bei Renan der Fall als bei Taine –, [48] vielmehr ein religiöser Glaube an die Aufwärtsentwicklung der Menschheit zu göttlicher Vollkommenheit. Aber fast scheint es, als solle dieses Aufwärts mehr der Schönheit als der Wahrheit zustreben, als fände Renan in jener die entschiedeneren Beruhigung. Gewiß, es ist eine Art romantischer Grenzverwischung, und es ist bei aller leidenschaftlichen Erregbarkeit ein spielendes Schaukeln zwischen den Begriffen ‚wahr‘ und ‚schön‘ (wie beinahe auch zwischen christlicher und Menschheitsreligion) vorhanden; aber das Schöne scheint hier doch das Wesentliche zu sein. Dazu paßt es, daß sich Renans Menschheitsbegeisterung um Demokratisches und Soziales wenig kümmert, daß er sich von den Häßlichkeiten der Revolution abwendet, daß er später ganz und gar die Haltung eines geistigen Aristokraten oder Aristokraten schlechthin annahm und sich um Glück und Freiheit der Vielen herzlich wenig kümmerte.“⁷

Aber ganz so einfach ist die politische Haltung Renans nicht. Zwar, meint er, sei das Volk nicht reif, sein eigenes Schicksal in die Hand zu nehmen. Aber das hindert ihn nicht zu erklären, daß das Volk ein Recht auf die materiellen und intellektuellen Genüsse des Lebens habe. Ja, er sieht sich nach solchen und ähnlichen Bemerkungen der Schwester gegenüber gezwungen, ihr zu versichern, er sei kein Kommunist geworden, da er das Eigentum achte. Und viel, viel später, mehr als 30 Jahre sind vergangen, besucht er Taine, der ihm aus seiner reaktionären Geschichte der französischen Revolution über die Jakobiner vorliest. Renan meint, alle Details seien richtig und doch sei das Ganze falsch, und er schreibt dem Freunde Berthelot, daß man nicht nur zeigen müsse wie „traurig und schrecklich und schändlich“ das alles gewesen sei, sondern auch wie „großartig, heroisch und erhaben“.

1849 reist er als Begleiter eines befreundeten Arztes und Altertumsenthusiasten für mehrere Monate nach Italien, um in Bibliotheken Manuskripte und seltene Bücher zu durchforschen – auch in Klöstern und im Vatikan. Zurückgekehrt stürzt er sich in das akademische und literarische Leben. Buloz von der *Revue des Deux Mondes* und Bertin vom *Journal des Débats* nehmen ihn freundlich auf. 1855 erscheint der erste Teil seiner *Allgemeinen Geschichte der Semitischen Sprachen*. 1856, mit 33 Jahren, wird er ein Mitglied der *Académie des inscriptions et belles-lettres* [Akademie der Inschriften und Literatur].

1860 unternimmt er im Auftrag der Regierung eine Forschungsreise nach Syrien. Obgleich er vom ersten Tage an in Opposition zur Regierung Napoléon III. gestanden hat, nimmt er das Angebot an, denn welche Gelegenheit bietet diese Reise für sein Forschungsziel, die Ursprünge des Christentums zu untersuchen und darüber zu schreiben. Obgleich verheiratet, nimmt er die Schwester auf die Reise mit, während die Frau mit den Kindern zu Hause bleibt. Die Eindrücke sind tief, auf den Religionsforscher wie auf den Künstler. Er beginnt voller Begeisterung zu schreiben und liest der Schwester immer neue Seiten vor. Da erkrankten beide mit hohem Fieber; die Schwester stirbt, Renan kehrt mit dem Manuskript zurück.

Bald darauf, 1862, wird er zum Professor für hebräische, chaldäische und syrische Sprache an dem höchsten akademischen Lehrinstitut Frankreichs, dem *Collège de France*, ernannt.

[49] Ein Jahr später, 1863, veröffentlicht er den ersten Band seiner *Histoire des Origines du Christianisme* [Geschichte der Ursprünge des Christentums], sein weltberühmt gewordenes Leben Jesu. Die katholische Kirche ist empört, die Welt der Laien ist begeistert. „Judas“, „mit

⁷. Klemperer, *Geschichte der französischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert, 1800-1925*, Bd. I, Berlin 1956, S. 231.

einer Million von Rothschild bestochen“, „Vergifter der Massen“, so und ähnlich reagiert die Kirche. 321 Schriften werden innerhalb von 3 Monaten von kirchlicher Seite gegen Renan herausgebracht. Und die Reaktion der anderen Öffentlichkeit? Das Buch erschien am 24. Juni; am 3. August kam die 5. Auflage (5000 Exemplare) heraus und 14 Tage später die sechste.

Renan verbringt in diesen Wochen die Ferien mit seiner Familie in Jersey, und Berthelot rät ihm, möglichst lange von Paris fernzubleiben, da die Atmosphäre zu „aufgeheizt“ sei.

Als er zurückgekehrt, um seine Vorlesungen wieder aufzunehmen, gibt es von klerikaler Seite inszenierte Tumulte und die Regierung suspendiert ihn von seiner Lehrfunktion. Erst nach dem Sturz Napoleons, erst 1871, erhält er wieder die Erlaubnis, am Collège zu lehren.

Doch zurück zum Leben Jesu. Ich hatte schon gesagt, daß Klemperer keine sehr freundliche Haltung zu Renan hat. Und nun hören wir ihn zu diesem Buch:

„Was ist es? Selten wird man mit größerer Berechtigung die Frage nach dem Wesen eines Buches ins Präsens setzen; denn ihrem Stoff und ihrer Eigenart nach zählt die *Vie de Jesus* [Leben Jesu] zu den lebendigsten und immer fortwirkenden Büchern der Weltliteratur. So weit ich sehe, sind bisher auf dieses ‚Was?‘ zwei Antworten erteilt worden. Die einen erblicken die Entgöttlichung Christi, den Angriff auf die Religion und ihre Zerstörung in Renans Buch; die anderen eine Umbiegung aber keine Vernichtung der Religion, eine Vermenschlichung aber keine Entweihung und keine Erniedrigung der Person Christi.

Hat man zwischen diesen beiden Lesarten alternativ zu wählen, so ist fraglos die zweite die richtige. Renan ist bestimmt kein Antiklerikaler im Sinn und Stil des Kämpfers Voltaire. Wenn er, schreibt Lanson in seiner Literaturgeschichte, ‚den Glauben unmöglich gemacht hat, so hat er auch den Kampf gegen den Glauben ebenso unmöglich gemacht‘ ... Die Ausschaltung des Antiklerikalismus wird einmal durch Renans Liebe zu den rein menschlichen und sittlichen Inhalten des Christentums, sodann aber und besonders durch seine Liebe zu der Persönlichkeit Jesu erreicht. Daß er diese Gestalt als lebend und wirklich in bewußter künstlerischer Absicht darstellt, und nicht wie David Friedrich Strauß als schemenhaftes Symbol, als den Kristallisationspunkt mannigfacher Geistes- und Gemütsbedürfnisse, die es zu erforschen gilt, das gerade unterscheidet Renan von dem deutschen Gelehrten und macht ihn bei aller wissenschaftlichen Abhängigkeit vollkommen original ...

Renans Jesus beginnt als sanfter, gütig-weiser, genialer Freund der Menschen, der seine Umgebung, sein Volk und schließlich die Menschheit aus allen Fesseln des Buchstabenglaubens erlösen will, der sich mit der konkretisierenden Phantasie des Dichters und des Orientalen als Kind einer liebenden Allmacht fühlt und diese gleiche Gotteskindschaft allen Menschen zuspricht, der seine wahrhafte Höhe erreicht und Stifter der *bonne religion de l’humanité* [guten Religion der Menschheit], der *religion absolue* [absoluten Religion] wird, als er der mißachteten Frau aus Sichem verkündigt, die Stunde sei gekommen, da man [50] nicht mehr in Jerusalem oder auf den Bergen anbeten werde, *mais où les vrais adorateurs adoreront le Père en esprit et en vérité* [aber wo wahre Anbeter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten werden]. Aber die Welt stemmt sich dem Schwärmer entgegen und zerrt ihn hinab. Er wird hart und fanatisch; er muß, um wirken zu können, die aufgezwungene Rolle des Wundertäters annehmen und durchhalten, er gerät in einen furchtbaren Zwiespalt zwischen der Reinheit seines Ideals und der allzu irdischen Idealverkörperung, er sühnt mit dem Tode und erlangt erst am Kreuz die ganze Gotteskindschaft wieder. Wohl wird die tragische Schuld des Wundertums sehr abgemildert – teils schiebt Renan sie der Umwelt zu, die betrogen sein will, teils macht er aus Jesus selber einen Gläubigen der eigenen Wunderkraft gegenüber –, aber schuldlos bleibt der Held in diesem zentralen Punkte nicht. Nur, daß ihn seine Schuld nicht schlechter, sondern liebenswerter, menschlicher eben macht, und daß er sie in heldischer Weise mit dem Tode sühnt.

Ist nun aber wirklich der ganze Inhalt der *Vie de Jesus* [Leben Jesu] erschöpft, wenn ich sie als derart innige Dichtung auffasse? Komme ich überhaupt zur Klarheit über den Inhalt des Werkes, wenn ich nach der Alternative zu entscheiden habe: antiklerikale Zerstörung oder dichterischer Um- und Neubau? Ich glaube, man verrechnet sich bei Renan immer, wenn man ihn so einfach und einheitlich nimmt, oder wenn man die Einheit in etwas anderem sucht als im Widerspiel seiner Wesenshälften. Einige wichtige Züge des Jesusbuches müssen stark in Rechnung gezogen werden.

Einmal ist doch die wissenschaftliche, die aufklärerische wie die positivistische Absicht durchaus gegeben. Wenn es im dritten Kapitel von dem Glauben des Heilands an die eigene Wunderkraft heißt, es handle sich dabei um *belles erreurs qui furent le principe de sa force* [schöne Fehler, die das Prinzip seiner Stärke waren], so ist hier Voltairianismus, wenn auch abgemilderter und sozusagen entgifteter, doch sehr fühlbar ...⁸

Man ahnt, wie großartig die Konzeption Renans ist. Was für eine Wandlung der Gestalt von Jesus auf Grund seiner Erfahrung im politisch-religiösen Kampf! ungeheuer modern mutet uns alles an, weil solche Art von Erfahrungen uralte ist und immer gültig, solange die Welt noch voller Klassen und Schichten, solange die große Masse der Menschen noch ungebildet ist.

Auch Klemperer scheint überwältigt von Renan, von der Größe und Tiefe dieses Werkes. Aber dann wendet er sich der „Methodologie“ Renans zu und schreibt:

„Noch unter einem anderen Gesichtspunkt macht sich Renans vollkommene Originalität ebenso bedeutend wie destruktiv geltend. Als Dichtung habe ich sein ‚Leben Jesu‘ bisher angesprochen. Gedacht aber ist das Buch als ein Buch der Geschichtsschreibung, als erster Band eines großen historischen Werkes. Und insofern, als Renan durchaus bemüht ist nachzuerzählen, was sich wirklich zugetragen hat, in allen Punkten sich auf Überlieferungen zu stützen, nirgends von dem tatsächlich Gewesenen abzuweichen, beileibe nichts hinzuzudichten, insofern bietet er ein wirkliches Geschichtswerk. Aber dennoch fügt er Ungeheures hinzu: er beseelt den Stoff und formt ihn künstlerisch. Und er tut das in so hohem Maße, daß er die äußerste Höhe einer Jahrhunderte alten Entwicklung erreicht.

Im Anfang der Kulturen, der antiken wie der christlich-europäischen, gingen Ge-[51]schichte und Dichtung im Epos naiv zusammen. Dann teilten sich die beiden Ströme, mühselig suchte sich die Geschichte ihren eigenen Weg. Von der bloßen Stoffhäufung schritt sie allmählich zur kritischen Sichtung, zur Ordnung, zur Begründung, zur Vergeistigung, zur Beseelung vor. Und als sie ganz bei dieser Beseelung angelangt war, da hatte sie auch wieder ihre Vereinigung mit der Dichtung vollzogen. Während nun die Geschichtsforscher vor Renan, soweit sie sich auch auf dem oder jenem Wege der Dichtung nähern, dennoch vor allem der strengen Forschung, der Tatsache, dem Objektiven Treue zu halten bemüht sind, ihre Schlüsse, ihre Hypothesen auf objektive Befunde aufzubauen suchen und den guten Glauben haben (oder schlimmstenfalls vorschützen), in erster Linie Forscher zu sein, stellt Renan ebenso bestimmt wie offenherzig das Beseelen, das Dichten als oberste Aufgabe des Historikers hin. Er will, betont er an mehreren Stellen seiner Einleitung zur *Vie de Jesus* [Leben Jesu] und in mehreren Wendungen, ‚die nackte Wahrheit‘ durch ‚eine höhere Wahrheit‘ ersetzen; was er anstrebt, ist *la vérité ... élevée à la hauteur d’une idée* [die Wahrheit ... zur Höhe eines Gedankens]; und er pocht auf dies Recht und betont es als Pflicht: *une part de divination et de conjecture doit être permise* [mag ein Teil davon auch Legende sein]. Was heißt das anders, als daß er den Historiker ganz und gar zum Historiendichter macht?

Aber er tut noch mehr. Wenn es ihm ganz allein um das *faire revivre les hautes âmes du passé* [die großen Geister der Vergangenheit wieder aufleben] zu tun wäre, wie er einen Augenblick lang betont, so würde er zwar den festen Boden der dokumentarischen Geschichte verlassen,

⁸ Ebendort, S. 233 ff.

aber nur um den anderen festen Boden der Geschichtsdichtung zu betreten, und sein Werk würde die ideale Wahrheit einer C. F. Meyerschen Novelle etwa besitzen. Aber eben hat Renan auf S. 55 seiner Einleitung das Recht des Divinatorischen* für sich in Anspruch genommen, um die großen Seelen der Vergangenheit neu beleben zu können, und mit dem nächsten Federzug auf S. 56 verlangt er ein zweites und ein wesentlich anderes Recht: les textes ont besoin de l'interprétation du goût ... il faut les solliciter doucement jusqu'à ce qu'ils arrivent à se rapprocher et à fournir un ensemble où toutes les données soient heureusement fondues [daß die Schilderungen der Interpretation des Geschmackes bedürfen, daß sie sachte behandelt werden müssen, bis sie sich einander nähern und ein Ganzes geben, das in allen Teilen glücklich verbunden ist.]. Die geschmackvolle Auslegung, der sanfte Druck auf die Texte, die glückliche Verschmelzung: das ist die Wortwahl, die Gedankenwelt und Empfindungssphäre nicht mehr des divinatorischen Dichters, sondern des spielenden und genießenden Artisten, und aus dem Historien-dichter wird hier mit erschreckender Deutlichkeit der Rokokodichter historischer Stoffe. Jetzt ist auch der feste Boden der idealen Wahrheit verlassen, wie eine sumpfig-schwankende üppige Wiese breitet sich die Fülle des Materials und der Kombinationsmöglichkeiten aus, wie Irrlichter huschen die Fragezeichen Renans geliebteste Interpunktionszeichen, darüber hin, und alle Kunst des Autors besteht im anmutigen Spiel mit den Kobolden, im Haschen und Tänzeln ohne einzusinken.“⁹

Nein, Nein und noch einmal Nein! Klemperer vergißt, daß der Historiker kein Philologe sondern ein Interpret ist. Klemperer vergißt, daß der Historiker sich eine Konzeption der Realität auf Grund der überlieferten Dokumente bildet, die natürlich, insbesondere wenn er wie Renan, wie Burckhardt oder Taine die wissenschaftliche und künstlerische Perzeption vereint wirken läßt, weit über das sich aus der [52] Dokumentensammlung ergebende an Vollständigkeit, an Ganzheit, an Ensemble von Zusammenhängen hinausgeht. Und dieses Ganze kann sehr wohl den Historiker dann zwingen, Abstriche an diesem oder jenem Dokument zu machen, denn solche Berichte (Dokumente) sind ja selbst nur Widerspiegelungen einer Wirklichkeit, die der Historiker in seiner Betrachtung unter Umständen weit besser erfassen kann als der Berichter-statter ferner Zeiten. Ich will mit diesen Einwänden gegen Klemperer nicht sagen, daß Renan nicht so manches falsch interpretiert hat. Nur möchte ich protestieren gegen Klemperers Auslegung der und Angriff auf die Methodologie Renans.

Man mag erstaunt sein über das politisch-religiöse – wirklich die Problematik des Kampfes gegen die Herrschenden (in der Kirche) und um die Massen (der Gläubigen) erfassende – Verständnis Renans bei der Behandlung der Gestalt von Jesus. Aber Renan war eigentlich sein ganzes weltliches Leben lang interessiert an Politik, nahm auch mehrmals als Kandidat an Wahlen teil und versuchte während des Krieges 1870/71 eine vermittelnde Rolle zwischen Frankreich und Deutschland zu spielen.

Stefan Zweig sieht diese Zeit 1870/71 vielleicht zu tragisch, wenn er schreibt: „Seit jenem Abfall von der Kirche wird dieser Bruderzwist der von ihm so geliebten Nationen zur entsetzlichen Stunde. Zwanzig Jahre hatte er seinen französischen Lesern Deutschland als die Vormacht der Wissenschaft und der Forschung gerühmt, seit Jahren war seine einzige politische Idee die Bindung der beiden Völker als Führer der Vereinigten Staaten von Europa gewesen. Und nun stürmte plötzlich ein anderes Deutschland heran, das er mit seinem Auge, das immer nur auf das Geistige, auf die Horizonte gesehen, nie bemerkt hatte, deutsche Regimenter, deutsche Kanonen, und eine brüderliche Jugend wütete gegen die andere. Noch einmal stürzt ihm ein Glaube zusammen, ihm, der längst an den Gott seiner Kindheit nicht mehr glaubt: er verliert in dieser Stunde das Vertrauen zur Menschheit, zur Vernunft des Zeitalters.“¹⁰

* die Fähigkeit zur Voraussage von Ereignissen besitzend.

⁹ Ebendort, S. 236 f.

¹⁰ Jugenderinnerungen, S. 23.

Großartig beschreibt er die in der Literatur berühmte Szene, in der Renan über den Bourgeois hinauswächst: „Die Goncourts haben ihn damals in ihrem Tagebuch geschildert, ein wenig in spöttischer Absicht, aber die Episode scheint mir durchaus nicht lächerlich, die sie berichten. Wieder einmal sind die Freunde versammelt, Berthelot hat die neuesten Kriegsnachrichten gebracht. Sie sind trostlos. Und der große Chemiker bricht aus in Leidenschaft. ‚Alles ist verloren‘, ruft er verzweifelt. ‚Uns bleibt nichts mehr übrig, als eine neue Generation für die Rache zu erziehen.‘ Da springt Renan auf, rot vor Erregung, und schreit: ‚Niemals für die Rache! Möge auch Frankreich zugrunde gehen und das Vaterland: über ihm gibt es noch ein höheres, das Reich der Vernunft, das Reich der Pflicht.‘ Aber zornig donnert der ganze Tisch ihm entgegen. ‚Nein, nein, es gibt nichts, das höher stünde als das Vaterland!‘ Renan läßt sich nicht bezwingen durch ihren Furor [Wut, Raserei], er geht aufgeregt um den Tisch, fuchelt mit seinen kurzen Armen in der Luft, weist auf die Bibel und zeigt an Zitate, daß alles darin enthalten sei. Die anderen lachen oder schweigen oder höhnen ihn aus. Er ist wieder einsam wie in jener Stunde, da er die Stufen des Klosters hinabstieg in die Welt, ärmer um einen Glauben, losgelöst von einer Gemeinschaft.“¹¹

[53] Und dann zieht Zweig die Bilanz: „Seit jenem Jahre, dem ‚année terrible‘ [schrecklichen Jahr], zieht sich Renan immer mehr von den äußeren Geschehnissen zurück, an allem zwar teilnehmend in der Betrachtung, doch niemals mehr aktiv beteiligt an Politik und Polemik ‚Il ne faut pas voir de trop près les grands enfantements de l’humanité‘ – man darf die großen Krisen, die Wehen der Menschheit nicht von allzunahe sehen, sonst verliert man über der Erbärmlichkeit des Einzelnen den liebenden, den umfangenden, den begreifenden Blick für das Ganze. Immer unpassionierter, immer überlegener, immer ruhiger wird des alternden Weisen Betrachtung der Welt: eine gewisse Vergangenheit der Gläubigkeit, eine melancholische Skepsis gibt seinen späten Schriften, besonders den hier deutsch gebotenen ‚Jugenderinnerungen‘, einen unvergleichlichen Reiz. Renan glaubt nicht mehr an seinen Gott, nicht mehr an die Menschheit, nur der unsichtbare Geist der Geschichte, die Worte der Brüder in den Zeiten schenken ihm heitere Zuversicht. Wie Marc Aurel, sein geliebter Meister, am Rande unserer Donau nachts hinüberblickt zu den Herdfeuern der Quaden und Markomannen [suebische Volksstämme der Germanen], der wilden Nationen, von denen er weiß, daß sie sein Reich, die Kultur seiner Welt zerstören werden, und der doch nicht gram wird an diesem Schreckbilde, sondern still sich in seine Meditationen versenkt, so blickt Renan fast heiter in eine von Haß zerrissene, von bösen Leidenschaften zerwühlte Zeit. Auch er sieht die Barbaren kommen, die Zerstörer seiner Sphäre, den Amerikanismus den ‚Panbötismus‘ wie er ihn nannte, die Herrschaft des Ungeistes, des Hasses und der Erbitterung. Aber seine Kontemplation ist ohne Feindseligkeit, er fühlt den Untergang des Abendlandes dank seines historischen Blicks nur als Episode im großen Zeitlauf ebenso wie den Sturz der hundert Zivilisationen die er von ferne gesehen und geschildert.“¹²

Es stimmt alles nicht ganz. 1871 stellt Renan sich noch einmal für Parlamentswahlen und erhält wieder nicht genug Stimmen. Und als Napoléon 1873 stirbt, schreibt er dem Prinzen, daß des Kaisers Freundlichkeiten in der Erinnerung andere Taten desselben vergessen ließen. Als Pasteur Littrés Platz in der Akademie einnimmt, rühmt er des ersteren Leistung: „Ihr wissenschaftliches Leben ist wie eine leuchtende Spur in der großen Nacht des unendlich Kleinen.“ Er bleibt ein Optimist zumindest was die Entwicklung der Naturwissenschaften betrifft.

Ich selbst schrieb über ihn und seinen philosophisch-politischen Gesinnungskreis in meiner Lage der Arbeiter: „Und wieder eine andere Gruppe bilden die, die vor 1870 versucht hatten, dem Lumpenelement des Bonapartismus entgegenzutreten, aber jetzt, mit dem Beginn des Verfalls des Kapitalismus selber verfallen – so Frankreichs große Kulturträger Taine und Renan, die beide nach 1870 den Pfad der Vernunft verlassen und ‚national-religiösem Gefühl‘ (Taine)

¹¹ Ebendort, S. 24.

¹² Ebendort, S. 25 f.

oder gaukelndem Zweifel (Renan) Platz in ihren Schriften einräumen.“ Hier komme ich Klemperer näher als Zweig – ob mit Recht möchte ich nicht mehr mit Sicherheit sagen.

Aber von Interesse für die ganze Haltung dieser Gruppe der Intelligenz ist vielleicht noch die Fußnote, die ich zu dem soeben zitierten Text gab: „Ist es verwunderlich, daß schon 1872 Michel Bréal, sich auf die Intelligenz orientierend, in seinen *Quelques mots sur l’instruction publique en France* [Ein paar Worte zur öffentlichen Bildung in Frankreich] schrieb: ‚Unter allen Nationen [54] der Welt gibt Frankreich das einzigartige Schauspiel eines Volkes, das seine Vergangenheit nicht mag.‘ In seinem Essay über Taine schreibt Georg Brandes: ‚Seine Anschauung von der neuen Geschichte Frankreichs war düster und wurde immer düsterer. Die alte Staatsordnung hatte nach seiner Grundauffassung mit einer politisch ganz unklugen Zusammenziehung der Macht begonnen; dann hatte die Revolution alle selbständigen Institutionen und alle selbständige Kraft im Lande außerhalb Paris durchsägt, zuletzt hatte endlich Napoléon das Übriggebliebene in seiner hohlen Hand zusammengepreßt und als er es wieder losließ, hatte das Land geschwankt. Seit dem Jahre 1800 hatte Frankreich achtmal die Staatsform gewechselt und taumelte nun immer weiter dem Untergange entgegen ... Das letzte Wort in dem Teile seines großen Werkes über Frankreich, den er fertig bekam, ist das verzweifelte ›und geht dem Bankrott entgegen‹.‘ (Französische Persönlichkeiten. Gesammelte Schriften. Bd. 4, Teil 3, München 1903, S. 379 f.)“¹³

Wie kompliziert die ganze Beurteilung ist, deuten die einleitenden Seiten zu den „Jugenderinnerungen“ an.

Da wird einmal klar und deutlich festgestellt: „Der Zweck der Welt ist die Entwicklung des Geistes, und die erste Bedingung der Entwicklung des Geistes ist die Freiheit.“

Der schlimmste Feind dieser Entwicklung ist der Dogmatismus: „Von diesem Gesichtspunkt aus ist der schlimmste soziale Zustand die Theokratie, wie der Islam und der ehemalige Kirchenstaat, wo das Dogma direkt und unbedingt herrscht ...

Ein kolossales Gewicht an Dummheit hat den menschlichen Geist erdrückt. Das fürchterliche Abenteuer des Mittelalters, die tausendjährige Unterbrechung in der Geschichte unserer Zivilisation ist weniger auf die Barbaren als auf den Sieg des dogmatischen Geistes über die Massen zurückzuführen.“

Doch diese Zeit geht ihrem Ende entgegen. Die neue Zeit ist durch folgende Entwicklung gekennzeichnet: „Die Welt geht einem Zeitalter des Amerikanismus entgegen, der unsere verfeinerten Vorstellungen verletzt. Aber hat er einmal die Krisen der Gegenwart überwunden, wird er sich doch für die einzige Sache, auf die es ankommt, nicht viel schlechter als das alte Regime erweisen, nämlich: die Befreiung und den Fortschritt des menschlichen Geistes. Eine Gesellschaft, in der die persönliche Auszeichnung wenig gewertet wird, in der Talent und Geist nicht im Kurs stehen, in der das höhere Amt nicht adelt, in der die Politik ein Geschäft für herabgekommene Leute und Menschen dritten Ranges wird, in der der Lohn des Lebens vorzugsweise der Intrige, dem niedrigen Erwerbssinn, den lautesten Marktschreibern in der Kunst der Reklame, den Schlauköpfen zugute kommt, die geschickt das Strafgesetz zu umgehen wissen, eine solche Gesellschaft kann uns nicht behagen. Wir haben uns an ein System gewöhnt, das mehr Schutz verlieh, an eine Regierung, die das Edle und Gute unter ihre Obhut zu nehmen pflegte. Aber mit wie viel Knechtschaft haben wir dieses Patronat bezahlen müssen! Richelieu und Ludwig XIV. sahen es als ihre Pflicht an, verdienstvolle Männer der ganzen Welt zu unterstützen.

[55] Wieviel besser hätten sie daran getan, wenn jene Zeit es gestattet hätte, die verdienstvollen Leute in Ruhe zu lassen, sie nicht zu pensionieren, aber sie auch nicht zu belästigen! Die Zeit der Restauration gilt als eine liberale Epoche. Aber wir möchten gewiß nicht mehr unter einer Regierung leben, die ein Genie wie Cuvier von der geraden Linie abdrängte, mit engen, kleinlichen

¹³ J. Kuczynski, *Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus*, Bd. 33, Berlin 1967, S. 96 f.

Kompromissen den lebendigen Geist Cousins erstickte und die Kritik um fünfzig Jahre hinaus-schob. Die Zugeständnisse, die man dem Hofe, der Gesellschaft, dem Klerus machen mußte, waren schlimmer als die kleinen Unannehmlichkeiten, die uns die Demokratie bereiten kann.“ Und so ging es weiter, meint Renan, unter der Juli-Monarchie und unter Napoléon III.

Was aber den Amerikanismus betrifft, so braucht er gar nicht so schlimm zu sein: „So kann es dann auch sehr leicht kommen, daß der Amerikanismus, dem wir zusteuern – unabhängig von allen Regierungsformen – am Ende Leuten von Geist nicht mehr so unerträglich erscheint wie die besser verbürgten sozialen Einrichtungen, durch die wir bisher gegangen sind. In einer solchen Welt könnte man sich sehr stille Einsiedeleien schaffen. ‚Die Ära der Mittelmäßigkeit beginnt in allen Dingen‘, sagte unlängst der ausgezeichnete Denker Amiel. ‚Die Gleichheit erzeugt die Gleichförmigkeit, und indem man das Vorzügliche, Bemerkenswerte, Außerordentliche opfert, entledigt man sich des Schlechten. Alles wird weniger roh, aber alles wird alltäglicher.‘ Es ist mindestens zu hoffen, daß die Alltäglichkeit nicht so bald zur Verfolgerin des freien Geistes werden wird. In dem glänzenden 17. Jahrhundert fühlte sich Descartes nirgends besser als in Amsterdam, weil sich dort, ‚wo jederman sich mit Kauf und Verkauf beschäftigte‘, keine Seele um ihn bekümmerte. Vielleicht wird die allgemeine Alltäglichkeit eines Tages die Bedingung für das Glück der Auserwählten sein. Die amerikanische Alltäglichkeit würde einen Giordano Bruno nicht verbrennen, einen Galilei nicht verfolgen. Wir haben gar nicht das Recht, sehr heikel zu sein. In den besten Stunden der Vergangenheit sind wir nur eben geduldet gewesen. Diese Duldung werden wir wenigstens in der Zukunft auch noch finden. Wie man aus Erfahrung weiß, wird eine engherzige demokratische Regierung leicht drückend. Aber es leben ja auch Leute von Geist in Amerika, vorausgesetzt, daß sie nicht gar zu große Ansprüche machen. *Noli me tangere* [Rühre mich nicht an; Berühre mich nicht], das ist alles, was man von der Demokratie fordern muß.“

Und dann, diese Gedankengänge gewissermaßen abschließend: „Lassen wir also, ohne uns deshalb aufzuregen, die Schicksale unseres Planeten sich erfüllen. Unser Schreien ist nutzlos, unsere üble Laune ist nicht am Platze. Es ist nicht sicher, daß die Erde ihre Bestimmung nicht verfehlt, wie dies wahrscheinlich unzähligen Welten ergangen ist. Es ist sogar möglich, daß unsere Zeit eines Tages als Kulminationspunkt betrachtet wird, nach dem die Menschheit nur noch zurückgeht. Aber das Universum kennt keine Ermattung. Es wird das verfehlt Werk stets von neuem wiederbeginnen. Jede Niederlage findet es wieder jung, munter, voller Illusionen. Mut, Mut, Natur! Verfolge wie die taube und blinde Asterie* auf dem Meeresgrunde deine dunkle Lebensarbeit, harre aus; flicke zum millionsten Mal die zerrissene Masche in dem Netze, setze den Bohrer wieder an, der an der Grenze des Erreichbaren die Tiefe aushöhlt, aus der der lebendige Quell hervorsprudeln soll! Ziele, ziele noch einmal nach der [56] Scheibe, die du von Ewigkeit an verfehlt, bemühe dich, den unsichtbaren Zugang zu dem Engpaß aufzufinden, der zu einem anderen Himmel führt! Du hast die Unendlichkeit des Raumes und die Unendlichkeit der Zeit zur Durchführung deines Versuches. Wenn man das Recht hat, ungestraft zu irren, ist man stets sicher, das Ziel zu erreichen.“¹⁴

Man wird verstehen, wie schwierig eine Einschätzung der Haltung Renans ist.

Es beginnt mit der teleologischen Erklärung, daß der Zweck der Welt die Entwicklung des Geistes sei. Das geht natürlich etwas weit. Man fragt sich, warum eine so unendlich große Welt geschaffen werden mußte, um das bißchen Geist auf der Erde zu entwickeln.

* Die Mutter der Hekate, Tochter der Phöbe und des Keos, und Perses Gattin. Sie wurde von Zeus geliebt, ohne daß der Gott Erwidmung fand. Um ihm entfliehen zu können, bat sie ihn, sie in eine Wachtel zu verwandeln; der Gott gewährte, und sie flog über das Meer. Da verwandelte sie Zeus zum andern Mal, als sie noch über der Flut schwebte, und zwar in einen Stein, der herabfiel, und aus welchem sich allmählich die Insel Ortygia (Delos) bildete, die später auch den Namen Asterie erhielt.

¹⁴ Jugenderinnerungen, S. 36 bis 43.

Als Hauptbedingung für die Entwicklung des Geistes wird die Freiheit genannt – und zwar Freiheit von Dogma und Freiheit von staatlichen Eingriffen, seien sie auch noch so fürsorglich gedacht. Das trifft zweifellos auf den Ausbeuterstaat zu – und natürlich auch auf die entwickelte sozialistische Gesellschaft, in der der Staat abgestorben sein wird.

Ganz richtig ergibt sich daraus, daß der „Amerikanismus“ gar nicht so schlimm zu sein braucht, wenn er seine Aufmerksamkeit auf das Geschäftemachen konzentriert und die Wissenschaftler „in Ruhe läßt“. Eine verständliche Haltung – wenn man genug Zynismus oder Bitterkeit oder Resignation oder Lust am Spiel mit Ideen oder auch kaltschnäuzigen Menschenverstand hat. An dieser Stelle der Gedankenführung Renans wird man verstehen, daß ich unsicher in der Beurteilung bin und in jedem Fall der Konzeption Klemperers näher komme als der Zweigs.

Aber dann folgen noch weitere Überlegungen bei Renan. Eingeführt wieder etwas leicht gesinnt, etwa mit Worten, die sinngemäß zusammengefaßt werden können: Mensch, ärgere Dich nicht.

Und dann wieder eine Wendung. Zitieren wir noch einmal: „Es wird das verfehlt Werk stets von neuem wiederbeginnen. Jede Niederlage findet es wieder jung, munter, voller Illusionen. Mut, Mut, Natur! ... Du hast die Unendlichkeit des Raumes und die Unendlichkeit der Zeit zur Durchführung deines Versuches. Wenn man das Recht hat, ungestraft zu irren, ist man stets sicher das Ziel zu erreichen.“

Spielerei? gaukelnde Zuversicht? oder Heiterkeit und Zuversicht eines Weisen, den taktischer Pessimismus und strategischer Optimismus erfüllt, der sich darum in den nächsten tausend Jahren aus den Alltäglichkeiten der Welt fernhalten will, aber voll Zuversicht der späteren Zukunft entgegenseht?

In jedem Fall nicht die Haltung eines Bourgeois und Vertreters der herrschenden Klasse und keineswegs auch die Haltung eines tätigen fortschrittlichen Menschen. Aristokratismus auf Zeit (vielleicht tausend Jahre?), aber alles andere als Elitedenken im hierarchischen Sinne, denn die Mitglieder der Elite müssen Weniges so fürchten wie Macht und Ehren. Sie können sich nur als Elite halten, wenn sie gewissermaßen unbeachtet in, fast schon neben, der Gesellschaft leben und ihrem Wahrheitsstreben nachgehen können.

Merkwürdig, was für Denker, was für Haltungen der Kapitalismus, noch bevor er [57] in seine allgemeine Krise eintritt (die „Jugenderinnerungen“ erschienen 1883), hervorbringt – aber natürlich war Renan in so mancher Beziehung eine Einzelgestalt ... wenn auch nicht eine einsame Figur.

Wahrlich ein interessantes Leben und Denken! Wahrlich wert einer biographischen Analyse! Was wir im folgenden beabsichtigen, ist, auf Grund der autobiographischen Schilderung der Jugend die erste Richtung, in der sich dieses Leben geistig bewegte, zu untersuchen und uns zu verstehen bemühen, warum dieser erste Weg so entschieden verlassen wurde.

Es gibt eine sehr aufschlußreiche, eigentlich gar nicht zu den Jugenderinnerungen passende Stelle – nicht etwa am Anfang, sondern mitten drin – die das ganze Unternehmen in einem erschreckend nüchternen Licht erscheinen läßt, und zugleich eine Apologetik für die Wichtigkeit des Kampfes, den Renan und so viele andere geführt haben, eine Art Streitgespräch mit dem Kleinen Moritz, ist, offen und mit tiefem Ernst geführt, und auch eine Rechtfertigung für unser Unternehmen in diesem Kapitel, und die wir darum den folgenden Ausführungen voranstellen: „Der Vernunft eines Pascal gelang es nicht, gewisse Glaubenssätze abzuschütteln, wovon ein Pariser Gassenjunge – Gavroche – sich mit einem Scherz freimachte. Jedoch darf man daraus nicht schließen, daß Gavroche gescheiter als Pascal ist. Ich gestehe, ich fühle mich manchmal gedemütigt, daß es mich fünf oder sechs Jahre eifrigen Forschens kostete, daß ich Hebräisch und alle semitischen Sprachen, einen Gesenius und einen Ewald brauchte, um mit Beharrlichkeit zu dem Resultat zu gelangen, das jener Gassenjunge sofort erreichte. Diese dauernden Auftürmungen von Ossa auf Pelion erscheinen mir dann wie eine ungeheure Selbsttäuschung. Der Pater

Hardouin hat freilich gesagt, daß er deshalb vierzig Jahre lang um vier Uhr in der Frühe aufgestanden sei, um nicht wie alle anderen Leute zu denken. Ich kann noch weniger zugeben, daß ich mir so viel Mühe gegeben habe, um eine pure chimaera bombinans [umherschwebende Chimäre] zu bekämpfen. Nein, ich kann nicht glauben, daß meine mühevollen Arbeiten umsonst gewesen sind, noch daß man in der Theologie so leicht den Sieg erringen kann, wie die Spötter sich einbilden. Im Grunde haben wenig Menschen das Recht, nicht an das Christentum zu glauben. Wenn alle wüßten, wie haltbar das Netz von den Theologen geknüpft ist, wie schwierig es ist, eine der Maschen zu zerreißen, welche Gelehrsamkeit darin entfaltet ist, welche Übung nötig ist, um das alles wieder aufzuknüpfen! ... Ich habe beobachtet, daß sich vortreffliche Köpfe, die sich zu spät diesem Studium widmeten, in den Schlingen verfangen und sich nicht wieder freizumachen vermochten.“¹⁵

Und direkt daran schließt sich eine Passage, die den ganzen Renan der „Jugenderinnerungen“, den sechzigjährigen rückblickenden Renan so überaus deutlich zeigt: „Übrigens lehrten mich meine Lehrer etwas, das unendlich wertvoller ist als Kritik oder philosophischer Scharfsinn: sie lehrten mich die Liebe zur Wahrheit, die Achtung vor der Vernunft, den Ernst der Lebensauffassung. Und das ist das einzige in [58] mir, das unwandelbar geblieben ist. Ich kam aus ihren Händen mit einem so moralischen Empfinden, so gefeit gegen alle Versuchungen, daß das leichtsinnige Pariser Leben später dieses Kleinod unsanft betasten konnte, ohne es zu verderben. Ich war derartig auf das Gute und Wahre eingestellt, daß es mir unmöglich gewesen wäre, eine Laufbahn zu erwählen, die sich nicht mit geistigen Dingen und der Seele befaßte. Meine Lehrer machten mich für eine weltliche Beschäftigung derart untauglich, daß ich wie mit einem unauslöschbaren Zeichen für das geistige Leben gestempelt war. Dieses Leben erschien mir als das allein wahre, jeder einträgliche Beruf kam mir knechtisch und meiner unwürdig vor. Dieses gute und heilige Lebensprogramm, das mir von meinen Lehrern tief eingepägt war, habe ich stets befolgt. Ich glaube nicht mehr, daß das Christentum die übernatürliche Zusammenfassung dessen ist, was der Mensch wissen muß. Doch ich verharre in dem Glauben, daß das Dasein vollkommen sinnlos ist, wenn man es nicht als eine große und dauernde Pflicht auffaßt. Alte, teure Lehrer, die ihr heute fast schon alle tot seid, euer Bild erscheint mir oft in meinen Träumen, doch nicht wie ein Vorwurf, sondern wie eine süße Erinnerung. Ich bin euch nicht so untreu geworden, wie ihr glaubt.“¹⁶

Renan ist niemals zum Feind der Kirche oder auch nur zum Antiklerikalen geworden. Durch alle Jugenderinnerungen leuchtet ein mildes Licht, in dem Dankbarkeit und Liebe und Bewunderung für seine Lehrer deutlich sichtbar werden. Zugleich aber berühren oft unangenehme Auslassungen über die Tugendhaftigkeit der Lehrer und Schüler und vor allem auch von Renan selbst. Wie es ihm überhaupt nicht an Selbstbewußtsein fehlt. So wenn er feststellt: „Ich habe als der einzige in meinem Jahrhundert Jesus und Franz von Assisi verstanden.“¹⁷ Oder wenn er bemerkt: „Die Physiologie und die Naturwissenschaften hätten mich angezogen, und ich darf es wohl sagen, der ungeheure Eifer, den diese lebendigen Wissenschaften in mir entflammten, berechtigt mich zu dem Glauben, daß, wenn ich sie richtig gefördert hätte, ich zu mehreren der Resultate von Darwin gelangt wäre, die ich vorausahnte.“¹⁸

Auch wechseln vielfach als „Hauptsinn“ des Lebens die Entfaltung des Geistes und „das Dasein als Pflicht“. Ich sage, der Hauptsinn wechselt, denn für einen Menschen wie Renan, wie für jeden Wissenschaftler, ist die „Entfaltung des Geistes“, das heißt, das Streben nach Wahrheit, nach Aneignung der Welt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eine Leidenschaft – und es ist sehr bequem, diese als Pflicht zu deklarieren. Mögen andere, objektivierend, die Identität dieser Leidenschaft mit gesellschaftlicher Pflicht bemerken, möge man selber diesen glücklichen

¹⁵ Ebendort, S. 138.

¹⁶ Ebendort, S. 139.

¹⁷ Ebendort, S. 149.

¹⁸ Ebendort, S. 231.

Zusammenfall von Leidenschaft und Pflicht feststellen. Aber es ist doch ungehörig und selbstgefällig, seine eigene Leidenschaft zur gesellschaftlichen Pflicht und damit sein Leben als permanente Pflichterfüllung zu erklären.

Auch die Ausschließung der wohl bezahlten akademischen geistigen Betätigung aus der „weltlichen Beschäftigung“ (Amerikanismus? kommerzielle Betätigung?) muß, milde ausgedrückt, befremden. Und ein solches Leben „gut und heilig“ zu [59] nennen, einen „einträglichen Beruf“ – war Renans Betätigung nicht wahrlich „einträglich“? machte ihn der glänzende Verkauf des Leben Jesu nicht finanziell unabhängig? – dagegen „knechtig und meiner unwürdig“, das spricht doch von einer wahrlich schon üblen Überheblichkeit. Oder bin ich zu scharf, wenn ich gerade auf diese Stellen in den „Jugenderinnerungen“ so deutlich hinweise? ist es recht zu übersehen, daß Renan tatsächlich auf zahlreiche Ehren und weltliche Güter verzichtete, wenn sie sich nicht mit seiner wissenschaftlichen oder politischen (etwa gegen das Regime Napoléon III. gerichteten) Haltung vertrugen? Nein, das soll und darf man nicht übersehen! Doch scheint es mir richtig, auch auf jene grauen Seiten der „Jugenderinnerungen“ zu deuten.

Insbesondere wenn wir im folgenden eine so großartige Seite so ausführlich hervorheben werden, die ja das Grundthema unserer Betrachtung Renans ausmacht: seinen so ehrlichen und so schweren Kampf, um vom Glauben zum Wissen zu kommen, von der Theologie zur Geschichtswissenschaft, von den Wundern der Religion zur vernunftgemäßen Wahrheit der Entwicklung der Gesellschaft.

2. Vom Glauben zum Zweifel

1832, mit 9 Jahren, trat Renan in das Collège oder die École ecclésiastique de Tréguier ein, in die achte Klasse und blieb dort bis zur dritten Klasse (1837/38). Da die Schüler Priester werden sollen, wird dem Lateinischen weit mehr Aufmerksamkeit als dem Französischen gewidmet; zeitgenössische französische Literatur wird überhaupt nicht gelesen, und Millepierres zweifelt daran, daß Renan auch nur bis zu Molière und Racine gekommen ist.¹⁹ Renan beschreibt die Erziehung:

„Der Unterricht dieser guten Priester war so wenig literarisch wie nur möglich. Wir machten viele lateinische Verse. Man ließ jedoch nicht gelten, daß es nach der Dichtung: ‚Über die Religion‘ von dem jüngeren Racine, noch weitere französische Dichtungen gab. Der Name Lamartine wurde nur mit spöttischem Lächeln ausgesprochen. Ein Victor Hugo war gänzlich unbekannt. Französische Gedichte verfassen, galt als eine gefährliche Übung und konnte Entlassung zur Folge haben. Daher rührt hauptsächlich meine Unfähigkeit, meine Gedanken der Herrschaft des Reimes zu unterwerfen, was ich seitdem sehr lebhaft bedauert habe. Wie oft kommen mir Rhythmus und Bewegung des Verses in die Feder! Doch eine unbezwingliche Ideenverbindung hält mich von der Assonanz zurück. Man hatte mich ja daran gewöhnt, sie als Fehler zu betrachten, und meine Lehrer hatten mir eine Art Abscheu gegen sie eingeflößt. Das Studium der Geschichte und der Naturkunde galten ebenfalls nichts.

Dafür aber förderte man uns sehr in der Mathematik. Ich betrieb sie mit großer Leidenschaft. Tag und Nacht hing ich diesen abstrakten Kombinationen nach. Unser Lehrer, der vortreffliche Abbé Duchesne, gab sich sehr viel Mühe mit mir und meinem Nebenbuhler, meinem intimen Freund Guyomar, der für Mathematik besonders begabt war.“²⁰

Die starke Betonung der Mathematik hatte zwei Gründe. Einmal die Gesetzgebung von 1802 für die höheren Schulen, die zur Maxime hatte: Es werden vor allem Latein und Mathematik gelehrt – und sodann den Konservatismus der guten Väter in Tréguier, die sich weigerten, nachdem sie sich einmal zu dem Schritt von 1802 entschlossen hatten, die bald nachfolgende Reduzierung des naturwissenschaftlich-mathematischen Unterrichts mitzumachen. Offenbar hatte

¹⁹ Fr. Millipierres, a. a. O., S. 31.

²⁰ Jugenderinnerungen, S. 54 f.

die Umstellung von 1802 die „Neuerer-Kräfte“ der Priester dort erschöpft. Renan schildert den Konservatismus: „So war denn nach der eben beendigten Revolution von 1830 die Erziehung, die ich genoß, gleich der in den strengsten religiösen Genossenschaften vor zweihundert Jahren. Doch darum war sie nicht schlechter: es war die kräftige und nüchterne, sehr fromme, aber sehr wenig jesuitische Erziehung, die die kommenden Generationen des alten Frankreichs heranbildete, und aus der man gleichzeitig sehr ernst und sehr christlich hervorging ... Meine geistige Verfassung unterschied sich nicht von der vieler gesunder Köpfe des 17. Jahrhunderts, wir stellten die Religion über alles, aber das hinderte uns nicht, im übrigen sehr klare Gedanken zu haben.“²¹

Über seine Lehrer dort bemerkt er: „Ein ernster, uneigennütziger und unbestechlicher Klerus wachte über die Erhaltung dieser Gläubigkeit und war geschickt genug, sie nicht abzuschwächen und sich selbst in keiner Weise zu sehr zu kompromittieren. Diese würdigen Priester sind meine ersten geistigen Lehrer gewesen. Ihnen verdanke ich das Gute, das in mir sein mag. Jedes ihrer Worte war für mich ein Orakelspruch. Ich brachte ihnen einen solchen Respekt entgegen, daß ich bis zu meinem sechzehnten Jahre, als ich nach Paris kam, keinerlei Zweifel über das hatte, was sie mir sagten.“²²

Sie gaben seinem Leben Standard und Richtung: „Von zwei absoluten Wahrheiten überzeugten mich meine Lehrer; die erste hieß: wer Selbstachtung besitzt, arbeitet nur für ein ideales Werk, alles andere ist nebensächlich, bedeutungslos, fast schmachvoll, ignominia seculi [Schande der Welt]; die andere war, daß das Christentum der Inbegriff aller Ideale sei. So war es unmöglich, daß ich mich je zu etwas anderem als zum Priester bestimmt glaubte. Dieser Gedanke war nicht das Ergebnis langer Überlegung, er entsprang keiner Eingebung, keiner Abwägung. Ich könnte nicht sagen wie er entstand; es verstand sich von selbst. Die Möglichkeit einer weltlichen Laufbahn kam mir nicht einmal in den Sinn. Da ich tatsächlich in die Grundsätze meiner Lehrer mit dem vollkommensten Ernst und Gehorsam eingedrungen war, indem ich jeden bürgerlichen oder einträglichen Beruf als minderwertig, niedrig und demütigend ansah, der höchstens für jene gut war, die in ihren Studien nicht vorwärtskamen, so war es ganz natürlich, daß ich werden wollte, was meine Lehrer waren. Sie wurden das Vorbild meines Lebens, und ich hatte nur den einen Traum, gleich ihnen Lehrer an [61] der Schule von Tréguier zu werden, arm, frei von materiellen Sorgen, geschätzt und geachtet wie sie“.²³

Über seine Mitschüler und seinen Umgang mit ihnen berichtet er: „Die ganze Umgebung, in der ich aufwuchs, flößte mir die gleichen Empfindungen, die gleiche Lebensauffassung ein. Meine Mitschüler waren größtenteils junge Bauernsöhne aus der Umgegend von Tréguier, starke, gesunde und gute Burschen, und wie alle Individuen auf einer niederen Stufe der Zivilisation dazu geneigt, recht männlich erscheinen zu wollen, einen übertriebenen Wert auf Körperkraft zu legen, den Weibern und allem, was ihnen irgendwie weibisch erschien, eine gewisse Verachtung entgegenzubringen. Fast alle bereiteten sich auf den Priesterstand vor... . Sie nahmen alles höchst ernsthaft, so wie die Lappländer, wenn man ihnen die Bibel zu lesen gibt. Wir tauschten gegenseitig unsere Gedanken über Sallust, über Titus Livius aus. Diese Ideen mußten denen sehr gleichen, die die Schüler des heiligen Gallus und des heiligen Columban darüber hatten, als sie Latein lernten. Wir entschieden, daß Cäsar kein großer Mann war, weil er nicht tugendhaft war. Unsere Geschichtsphilosophie war die eines Gepiden oder Herkules an Naivität und Einfalt. Die Sitten dieser sich selbst überlassenen, unbeaufsichtigten Jugend waren von jedem Tadel frei. Damals gab es in Tréguier sehr wenig Interne. Der größte Teil der auswärtigen Schüler wohnte bei einzelnen Familien in der Stadt. Ihre Eltern brachten ihnen an den Markttagen vom Lande ihre kleinen Vorräte mit.“²⁴

²¹ Ebendort, S. 137.

²² Ebendort, S. 51.

²³ Ebendort, S. 142 f.

²⁴ Ebendort, S. 140 f.

Alles war kleinstädtisch, ländlich auch, beschränkt, aber wohl abgerundet und nicht ohne menschliche Tiefe, wenn auch recht unwidersprüchlich. Alles fügte sich ineinander in dieser klerikalen Insel, von der aus jedoch viel Einfluß auf das Leben der Umgebung ausging – auch auf weltliche Weise: zum Beispiel kaufte die Priesterschule im Laden von Renans Mutter jährlich für etwa 400 Franc Waren ein.²⁵

Nichts deutet auf eine Wendung, auf eine Änderung im Leben des kleinen Renan, der sich zwar auszeichnet durch hervorragende Schulleistungen, aber das will wenig bedeuten in einer Bauern-Seeleute-Gegend, in der es weder hohe Adlige noch Kirchenfürsten gibt, die sich eines frommen begabten Jungen anzunehmen geneigt zeigen könnten.

Doch jetzt wird die gute Schwester Henriette von hoch bedeutsamer Aktivität. Sie arbeitet in Paris in einem Mädchenpensionat als „sous-maîtresse“ [Unterlehrerin]. Als sie die Zeugnisse von Ernest erhält, zeigt sie sie voll Stolz dem Arzt des Pensionats. Dieser ist auch einer der Ärzte des Erzbischofs von Paris, der einst Vikar in Renans Heimatort gewesen war. Der Erzbischof wieder war besonders zugeneigt dem Leiter des Priesterseminars von Saint-Nicolas, einem Mann namens Dupanloup.

Wer aber war dieser Dupanloup? Heute hat man seine pädagogische Tätigkeit in Saint-Nicolas ebenso wie seine viele Schriften zu kirchlichen Erziehungsfragen vergessen. Und doch taucht er immer wieder in Büchern zur französischen Geschichte [62] jener Zeit auf, denn damals starb der unvergeßliche Diplomat, Zyniker und Karrierist Talleyrand, der nach Jahrzehnte langer Abwesenheit in den letzten Stunden seines Lebens in den Schoß der Kirche unter der Obhut eben dieses Dupanloup wieder einkehrte. Renan schilderte die letzten Anstrengungen Dupanlouns, von dem sterbenden Talleyrand die Unterschrift unter eine Reueerklärung zu erhalten, in den „Jugenderinnerungen“ und gibt zugleich eine, an dieser Stelle nur eine Seite des Dupanloup berührende, Charakteristik seines späteren Lehrers:

„Um den Monat April 1838 fühlte Herr von Talleyrand sein Ende in seinem Hause in der Rue Saint-Florentin herannahen. Er glaubte, daß er zuletzt noch den hergebrachten Regeln der Schicklichkeit eine Lüge schuldig sei. Und um den Schein zu wahren, entschloß er sich zu einer Aussöhnung mit der Kirche, deren ehemals von ihm anerkannte Wahrheit ihn der Gotteslästerung und der Kirchenschändung geziehen hatte. Zu dieser heiklen Handlung bedurfte es nicht etwa eines ernsten Priesters der alten gallicanischen Schule [Name der französischen Kirche], der von dem Gedanken eines begründeten Widerrufes, einer Genugtuung und einer Buße ausgegangen wäre, auch keines jungen Ultramontanen [auf den Papst bezüglich*] der neuen Schule, der von vornherein dem Greis eine völlige Antipathie eingeflößt hätte. Es mußte ein weltlicher, literarisch gebildeter Priester sein, mit so wenig Philosophie wie nur möglich belastet, kein Theologe. Es mußte ein Geistlicher sein, der Beziehungen zu den alten, vornehmen Klassen hatte und zu der Gesellschaft, ohne die das Evangelium wenig Zutritt in Kreise findet, für die es nicht geschrieben worden ist. Der Abbé Dupanloup, der schon durch seine Erfolge im Religionsunterricht der Mariä-Himmelfahrtskirche bei einem Publikum gut bekannt war, das mehr nach schönen Worten als nach Doktrinen verlangte, war gerade der Mann, um ganz harmlos eine Rolle zu spielen bei einem durch heimliches Einverständnis vorbereiteten Akt, der von leicht zu überzeugenden Seelen als ein Gnadenakt des Himmels angesehen werden soll. Seine Beziehungen zu der Herzogin von Dino und vor allem zu ihrer Tochter, deren religiöse Erziehung er geleitet hatte, sein vollkommenes Einverständnis mit Herrn de Quélen (dem Erzbischof von Paris – J. K.) und die Protektion der Aristokraten, die ihn vom Anfang seiner

²⁵ P. Lassere, *La Jeunesse d'Ernest Renan, Histoire de la crise religieuse au XIX siècle*, Bd. 1, Paris 1925, S. 151 f. – künftig zitiert als Lassere 1, bzw. 2, bzw. 3.

* Daher Ultramontanes System (Ultramontanismus), die Richtung, welche am Römischen Hofe die herrschende ist. Hiernach ist der Papst unbeschränkter Herrin Kirchensachen und kann unbedingte, ohne die Beistimmung der Bischöfe nötig zu haben und ohne Rücksicht auf die Landesgesetze, befehlen

Laufbahn an umgeben und ihm Eingang in den ganzen Faubourg Saint-Germain verschafft hat wie einem Zugehörigen – das alles bestimmte ihn weit mehr für eine Aufgabe weltlichen Taktgefühls als für eine der Theologie; denn hier kam es darauf an, zugleich Welt und Himmel zu betrügen ...

Dieser junge Priester kannte seine Kunst wie kaum einer. Der Greis, der entschlossen war, sein früheres Leben erst dann für ungültig zu erklären, wenn ihm nur noch eine Stunde zu leben übrigblieb, widersetzte sich hartnäckig allen Bitten mit einem: ‚Noch nicht!‘ Das *Sto ad ostium et pulso* [Ich stehe vor der Tür und klopfe an] mußte mit seltenem Geschick durchgeführt werden. Eine Ohnmacht, eine plötzliche Beschleunigung in dem Fortschreiten der Agonie konnte alles zuschanden machen. Ein unangebrachtes Drängen konnte zu einem ‚Nein‘ führen, das das kunstvoll aufgebaute Werk wieder umgestoßen hätte. Am Morgen des 17. Mai – dem Todestage des alten Sünders – war noch nichts unterzeichnet. Die Angst erreichte ihren Höhepunkt. Man kennt die Wichtigkeit, die die Katholiken dem Augenblick des Todes beimessen. Wenn es Lohn und Strafe im Jenseits gibt, so ist es klar, daß dieser Lohn oder diese Strafe einem Leben voller Tu-[63]gend oder voller Laster proportional sein muß. Der Katholik weiß von nichts dergleichen. Ein guter Tod macht alles gut. Das ewige Heil ist dem Zufall der letzten Stunde überlassen. Die Zeit drängte. Es wurde beschlossen, alles zu wagen. Herr Dupanloup hielt sich in einem Zimmer neben dem Kranken auf. Das reizende Kind (die Großnichte Pauline – J. K.), das der Greis immer mit einem Lächeln bei sich duldet, wurde eiligst zu ihm ans Bett gesetzt. O Wunder der Gnade! Die Antwort lautete: ‚Ja‘; der Priester trat ein. Noch einige Augenblicke, und Gott mußte sehr zufrieden sein; sein Teil war ihm geworden. Der junge Katechet der Mariä-Himmelfahrtskirche ging fort, in der Hand ein Schriftstück, unter das der Sterbende seine vollständige Unterschrift gesetzt hatte: Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord, prince de Bénevent.²⁶

In den Kreisen der „feinen Gesellschaft“ aber sagte man: „Fürst Talleyrand hat sein ganzes Leben lang Gott betrogen, auf dem Sterbebett aber auch noch den Satan.“

Dupanloup wurde, wie Renan bemerkt, „von diesem Tage an“ einer der einflußreichsten Geistlichen Frankreichs. „Die reichste und einflußreichste Gesellschaft von Paris bot ihm an, was er nur wollte: Stellen, Ehren, Ansehen und Geld. Er nahm das Geld. Doch man glaube ja nicht, daß er es aus persönlicher Berechnung nahm. Niemals zeigte ein Mensch größere Uneigennützigkeit als Herr Dupanloup.“²⁷

Ende 1837 war Dupanloup zum Leiter des Priesterseminars von Saint-Nicolas ernannt worden. Saint-Nicolas hatte in den vorangehenden Jahrzehnten ein recht bescheidenes Dasein geführt. Jetzt, unter Dupanloup, folgte ein Jahrzehnt glanzvoller Entwicklung. Er hatte drei besondere Prinzipien. Das eine war: die jungen Priester sollten eine gleich gute (und ihr in vielem ähnliche) Erziehung erhalten wie die jungen Aristokraten. Das zweite war: man müßte aus allen Priesterschulen die hervorragendsten Schüler nach Saint-Nicolas holen. Das dritte war: man müßte von den jungen Menschen aus besten Familien so viel Geld verlangen, daß davon die Kosten der Erziehung der „armen Genies“ bestritten werden könnten. So kam Renan ganz plötzlich nach Paris. Er schildert:

„In jenem Jahre – 1838 – erhielt ich gerade in der Lateinschule von Tréguier alle Preise in meiner Klasse. Die Preisliste kam unter die Augen eines jener forschenden Männer, die der eifrige Feldherr damit beauftragt hatte, seine junge Armee zusammenzustellen. In einer Minute war mein Schicksal entschieden. ‚Lassen Sie ihn kommen‘, sagte der ungestüme Superior [Vorsteher eines kirchlichen Seminars]. Ich war fünfzehneinhalb Jahre alt. Gerade verbrachte ich meine Ferien bei einem Freunde unweit von Tréguier in einem Dorfe. Am Nachmittag des 4.

²⁶ Jugenderinnerungen, S. 157 ff.

²⁷ Ebendort, S. 159 f.

September kam ein Bote, um mich abzuholen. Ich erinnere mich dieser Rückkehr, als ob sie gestern gewesen wäre. Wir hatten eine Stunde zu Fuß durch die Felder und Wälder zu gehen. Das fromme Angelusläuten*, das von Kirchspiel zu Kirchspiel erklang, erfüllte die Luft mit Ruhe, Sanftheit und Schwermut – ein Bild des Lebens, das ich für immer verlassen sollte. Am nächsten Tag reiste ich nach Paris. Am 7. September sah ich eine Welt, die so neu für mich war, als sei ich plötzlich von Tahiti oder Timbuktu nach Frankreich verschlagen worden.

[64] Ja, ein buddhistischer Lama oder ein muhammedanischer Fakir, der von Asien in einem Augenblick mitten auf den Boulevard versetzt wird, würde weniger verwundert gewesen sein, als ich es war. Ich befand mich plötzlich in einer Welt, die so verschieden von der meiner alten Priester in der Bretagne war, von diesen ehrwürdigen in Holz geschnitzten oder in Granit gemeißelten Köpfen. Ja, sie waren wie Riesenkolosse des Osiris, wie ich sie später in langen Alleen aneinandergereiht grandios in ihrer Glückseligkeit in Ägypten bewundern sollte. Meine Reise nach Paris war der Übertritt von einer Religion zu einer anderen. Mein bretonisches Christentum glich dem Christentum, das ich hier antraf, wie eine alte, bretharte Leinwand einem feinen Perkal** gleicht. Es war nicht dieselbe Religion. Meine alten Priester kamen mir in ihren schweren, romanischen Chorröcken wie Magier vor, die die Worte der Ewigkeit in sich trugen. Was man mir jetzt bot, war eine Religion aus Kaliko***, aus Kattun, eine mit Moschus parfümierte und bebänderte Frömmigkeit, eine Andacht bei kleinen Wachskerzen und kleinen Blumentöpfen, eine Damen-Theologie, ohne Gehalt, von undefinierbarem Stil, ein Gemisch wie das vielfarbige Titelblatt eines Gebetbuches aus der Manufaktur Lebel.“²⁸

Aber wie glücklich, ganz benommen von all dem Neuen, das er so völlig in sich aufnahm, fühlte er sich bald! Und letztlich doch auch, wie kam er voran in der Erziehung zum vielseitig gebildeten Menschen. Er schreibt:

„Nur die allein, die Saint-Nicolas du Chardonnet in jener Glanzzeit von 1838-1844 gekannt haben, vermögen sich ein Bild jenes tiefen Lebens zu machen, das sich dort entwickelte. Jenes Leben hatte nur eine einzige Quelle, nur ein einziges Prinzip: Herrn Dupanloup selbst. Er war seine Anstalt in eigener Person. Die Hausordnung, ihre Anwendung, die Verwaltung, die geistige und weltliche Leitung – alles war er. Die Anstalt hatte viele Mängel, überall ergänzte er sie. Als Erzieher hatte er nicht seinesgleichen. In zweiter Linie kam der Schriftsteller, der Redner ... Jeden Tag fand ein persönlicher Gedankenaustausch in vertraulicher Unterhaltung statt, wobei alle Zöglinge zugegen waren. Diese Unterhaltungen ließen sich häufig mit den Homilien des Johannes Chrysostomus in der Palaea zu Antiochien in ihrer Ungezwungenheit und Natürlichkeit der Form vergleichen. Jeder Vorfall, der das Leben in der Anstalt betraf, jedes persönliche Erlebnis des Superiors oder eines der Zöglinge, gab Gelegenheit zu einer raschen, lebhaften Besprechung. Die Freitagssitzung für die Notenverteilung gestaltete sich noch ergreifender und persönlicher. Ein jeder von uns lebte in der Erwartung dieses Tages. Die Bemerkungen, mit denen der Superior das Verlesen der erteilten Noten begleitete, bedeuteten Leben oder Tod. In der Anstalt gab es keine Strafen; das Verlesen der Noten mit den daran geknüpften Betrachtungen des Superiors waren die einzige Zustimmung oder Rüge, die alles in Atem hielt.

Es steht außer Zweifel, daß diese Art ihre Nachteile hatte. Herr Dupanloup, der von seinen Zöglingen angebetet wurde, war seinen Mitarbeitern nicht immer angenehm. Mir wurde später erzählt, daß es sich in seiner Diözese genau so verhielt, daß er immer mehr von seiner Gemeinde geliebt wurde als von seinen Priestern. Sicher [65] ist, daß er niemand neben sich aufkommen ließ ... Er war ein unvergleichlicher Seelenerwecker. So wie er, verstand es niemand, aus jedem

* In der katholischen Kirche das morgendliche, mittägliche und abendliche Läuten der Kirchenglocken, bei dem das Angelusgebet** gebetet wird. – ** Es ist benannt nach seinen ersten Worten: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft ...“, lateinisch „Angelus Domini nuntiavit Mariæ ...“

** Ein leichter, in Leinwandbindung gewebter Baumwollstoff. – *** ein durchappretiertes Baumwollgewebe

²⁸ Ebendort, S. 166 f.

seiner Zöglinge die Summe dessen herauszulocken, was überhaupt gegeben werden konnte. Darin stand ihm jeder nach. Jeder seiner zweihundert Zöglinge lebte deutlich in seinem Geiste: für einen jeden von ihnen war er der stets gegenwärtige Anreger, der Zweck, für den man lebte und arbeitete. Er glaubte an das Talent und machte es zur Grundlage des Glaubens. Oft wiederholte er, daß der Wert des Menschen im Verhältnis zu seiner Begabung zu bewundern sei. Seine Bewunderung war zwar nicht immer klar auf Wissenschaftlichkeit begründet, aber sie entsprang einer großen Seelenwärme und einem Herzen, das von der Liebe für das Schöne durchdrungen war ...

Er war zu wenig rationell, zu wenig wissenschaftlich. Man hätte annehmen mögen, daß diese zweihundert Zöglinge sämtlich dazu bestimmt waren, Dichter, Schriftsteller und Redner zu werden. Bildung ohne Talent schätzte er gering.“²⁹

Es ist ganz offenbar: Saint-Nicolas wurde unter Dupanloup zu einer elitären Priesterschule, in der das Talent den Wert bestimmte, unter Führung eines glänzenden Pädagogen für junge Talente.

Dann folgt eine überaus interessante Bemerkung über „geistige Freiheit“ in der klerikalen Erziehung, die Renan im folgenden dann auch belegt:

„Waren auch die Studien in Saint-Nicolas in mancher Beziehung schwach, so waren sie andererseits ganz ausgezeichnet und schöngeistig. Die klerikale Erziehung hatte in einem Punkt eine große Überlegenheit über die universitäre Erziehung; sie besitzt mehr Freiheit in allem, was mit religiösen Dingen nicht zusammenhängt. Die Literatur wird hier Gegenstand aller Diskussionen, das Joch des klassischen Dogmas ist hier weniger drückend ... Die Erörterungen über Romantik drangen von allen Seiten in die Anstalt ein. Es wurde nur noch von Lamartine und Victor Hugo gesprochen. Der Superior beteiligte sich auch an den Gesprächen, und fast ein ganzes Jahr lang war in der allabendlichen halben Stunde von nichts anderem die Rede. Die Obrigkeit beobachtete eine gewisse Zurückhaltung, aber die Zugeständnisse gingen weit über die Vorbehalte hinaus. Auf diese Weise lernte ich die literarischen Schlachten meines Jahrhunderts kennen ...

Der Geschichtsunterricht war ebenfalls für mich ein Antrieb zur geistigen Erweckung. Der Abbé Richard hielt diesen Kursus im Geiste der modernen Schule in ganz hervorragender Weise ab ... Aber unter diesen modernen Büchern, die oft von dem alten Geleise der Kollegienhefte abwichen, übte besonders ein Werk eine eigenartige Wirkung auf mich aus. Sobald der Lehrer es zur Hand nahm und mit dem Vorlesen begann, war ich nicht mehr fähig, mitzuschreiben. Eine Art Hingerissenheit von der Sprache ergriff mich, sie berauschte mich. Es war der Michelet; die wundervollen Abschnitte aus dem 5. und 6. Bande von Michelets Histoire de France. So drang das Jahrhundert durch alle Poren des geborstenen Zements bis zu mir. Sittlich gebildet war ich nach Paris gekommen, doch so unwissend, wie es nur sein kann. Ich stand vor der Aufgabe, erst alles zu entdecken. Voller Staunen erfuhr ich, daß es bedeutende und gelehrte Laien gebe, ich sah, daß auch außer dem Altertum und der [66] Kirche noch etwas existierte, und vor allem, daß es eine zeitgenössische Literatur gab, die der Beachtung würdig war. Der Tod Ludwigs XIV. bedeutete für mich nun nicht mehr das Ende der Welt. Ideen und Gefühle stiegen in mir auf, die weder im Altertum noch im 17. Jahrhundert einen Ausdruck gefunden hatten.

So wurde der in mir ruhende Keim befruchtet. Obgleich diese Erziehung meiner Natur in vieler Hinsicht nicht zuträglich war, so war sie doch wie eine Reagenz*, die alles zum Leben und Lichte erweckte. Das Wesentliche in der Erziehung ist in Wirklichkeit nicht die vorgetragene Doktrin, sondern die Anregung. Ebenso sehr wie der Kernpunkt meines religiösen Glaubens mitgerissen worden war, als ich unter gleichen Benennungen so voneinander verschiedenartige

²⁹ Ebendort, S. 170 bis 173.

* Stoff, der beim Kontakt mit bestimmten anderen Stoffen eine spezifische Reaktion zeigt.

Dinge fand, ebenso gierig trank mein Geist das neue Getränk, das ihm dargereicht wurde. Die Welt erschloß sich mir. Trotzdem Saint-Nicolas den Anspruch erhob, ein Asyl zu sein, das gegen allen Lärm der Außenwelt abgeschlossen sei, war es doch zu jener Zeit die glänzendste und modernste Anstalt. Voll und ganz drang Paris dort durch Türen und Fenster ein, und zwar ganz Paris, nicht die Korruption – ich beeile mich, das hervorzuheben – sondern das Paris mit seinen Kleinigkeiten und Größen, seinen Kühnheiten und Albernheiten, seiner revolutionären Kraft und seiner Verweichlichung. Meine alten Priester in der Bretagne wußten in Mathematik und Latein besser Bescheid als meine neuen Lehrer, aber sie lebten in Katakomben ohne Licht und ohne Luft. Hier wehte frei die Atmosphäre des Jahrhunderts. Auf unseren Spaziergängen nach Gentilly während der Erholungsstunde am Abend nahmen unsere Diskussionen schier kein Ende. Doch in den Nächten fand ich dann keinen Schlaf: Victor Hugo und Lamartine erfüllten mein Denken.³⁰

Lassere macht zwar darauf aufmerksam, daß der 5. und 6. Band von Michelet damals noch gar nicht erschienen waren; er hält es gar für unwahrscheinlich, daß Renan damals Michelet gelesen hat, da er ihn in seiner ausführlichen und detaillierten Korrespondenz mit der Mutter überhaupt nicht erwähnt, und Michelet selbst für eine Schule unter Leitung von Dupanloup zu weit ging. Aber auch Lassere meint, daß die Schilderung Renans im Ganzen durchaus stimmt.³¹

Wir sehen, daß Renan in Saint-Nicolas durch eine außerordentliche Schule, in jeder Bedeutung dieses Wortes, ging. Seine große Veranlagung fand ein reiches Feld, sich zu betätigen. Er faßt den Fortschritt, den er machte, so zusammen: „Drei Jahre hindurch stand ich unter jenem Einfluß, der eine vollständige Wandlung meines Wesens herbeiführte. Herr Dupanloup hatte mich buchstäblich verklärt. Aus dem armen, schwerfälligen kleinen Provinzler, der stand, wo er hingestellt wurde, hatte er einen offenen, lebhaften Kopf gemacht. Gewiß fehlte dieser Erziehung etwas. So lange sie mir genügen mußte, empfand ich immer eine Lücke in meinem Wesen: die positive Wissenschaft fehlte darin, der Gedanke einer kritischen Erforschung der Wahrheit. Dieser oberflächliche Humanismus ließ drei Jahre lang den Verstand in mir nicht arbeiten und zerstörte gleichzeitig die kindliche Naivität meines Glaubens. [67] Mein Christentum erlitt merkliche Einbußen. Es gab indessen nichts in meinem Geist, das als Zweifel benannt werden konnte.“³²

Sicher hat er Unrecht mit dem Brachliegen der Verstandestätigkeit. Was er meint, ist, daß die Vernachlässigung des mathematischen, allgemein des naturwissenschaftlichen Unterrichts, sowie die Art des Geschichtsunterrichts und vor allem das völlige Aneinandervorbeilaufen des letzteren sowie der literarischen Beschäftigungen auf der einen und des religiösen Unterrichts auf der anderen Seite, einem kritischen Zweifel wissenschaftlicher Art bezüglich die religiösen Lehren keine Anregung bot.

Das sollte sich grundlegend ändern, als er den weiteren programmäßigen Schritt in seiner Erziehung zum Priester tat. Eben diese Programmäßigkeit des Weiterschreitens hinderte Renan auch, Überlegungen zum Ende der Zeit in Saint-Nicolas anzustellen, wie er es für die Bretagne-Zeit getan hatte. Wäre er in der Bretagne geblieben, so wäre er, meint Renan, „ein sehr guter, nachsichtiger, väterlicher, barmherziger und in den Sitten tadelloser Priester geworden. Als Priester wäre ich gewesen, was ich als Familienvater geworden bin; von meinen Pfarrkindern sehr geliebt, und in der Ausübung meiner Autorität anderen so wenig lästig fallend wie nur möglich. Gewisse Fehler, die in meiner Veranlagung begründet sind, hätten sich zu Vorzügen entwickelt. Gewisse Irrtümer, die ich eingestehe, wären als Eigenschaften eines Mannes angesehen worden, der von Standesbewußtsein erfüllt ist. Ich hätte einige Flecken ausgemerzt, zu deren Entfernung ich mir als Laie keine Mühe genommen habe, aber es hätte doch nur an mir

³⁰ Ebendort, S. 173-176.

³¹ Vgl. Lassere, 1, a. a. O., S. 292 f.

³² Jugenderinnerungen, S. 184.

gelegen, mich davon zu befreien. Meine Laufbahn wäre folgende gewesen: mit zweiundzwanzig Jahren Lehrer an der Lateinschule zu Tréguier; mit ungefähr fünfzig Jahren Chorherr, vielleicht Generalvikar zu Saint-Brieuc, ein sehr gewissenhafter, sehr geachteter, ein guter und zuverlässiger Direktor.“³³

Wäre der weitere Unterricht in der Art von Saint-Nicolas verlaufen, dann wäre aus Renan ein sicherlich weltoffener, weltgewandter überaus geschickt schreibender, aber dabei grundehrlichen christusbegeisterter Kirchenherr geworden. Vielleicht hätte er sogar gelegentlich an den Magny-Diners teilgenommen und auch zu den „Teegästen“ von Mathilde Napoléon gehört.

Doch es sollte ganz anders kommen, weil Renan durch die nächsten Schulen, durch die er ging, auf ganz andere Wege gelenkt wurde.

Fünf Jahre standen Renan noch bevor, in denen das Studium zu beenden war. Zwei Jahre davon waren der Philosophie und den Naturwissenschaften (physique), drei der Theologie gewidmet. Das Philosophiestudium fand für die Pariser Diözese in einem Zweigseminar von Saint-Sulpice in Issy statt, wohin Renan und seine Mitschüler im Studienjahr 1841/42 gingen.

Issy hatte damals noch seinen alten Charakter behalten. Etwa 200 Jahre vor dem Eintritt Renans gegründet, galten noch die Regeln des 17. Jahrhunderts – darunter auch die, daß es verboten war, zur Messe in Pantoffeln zu kommen.

In gewisser Weise kehrte Renan zum Geist von Tréguier zurück. Allgemein über Saint-Sulpice schreibt er in den „Jugenderinnerungen“:

[68] „Saint-Sulpice ist vor allem eine Schule der Tugend. Hauptsächlich durch diese Tugend ist Saint-Sulpice eine veraltete Anstalt, ein Fossil von zweihundert Jahren. Viele meiner Urteile setzen den Weltmenschen in Erstaunen, weil er nicht gesehen hat, was ich gesehen habe. Ich habe in Saint-Sulpice, das gestehe ich ein, die Wunder gesehen, die mit engherzigen Ideen verkittet, unsere Rassen noch an Güte, Bescheidenheit, persönlicher Selbstverleugnung hervorzubringen vermögen. Das Maß an Tugend in Saint-Sulpice würde genügen, um damit eine Welt zu regieren, und das hat mich auch dem gegenüber, was ich anderswo gesehen habe, verwöhnt ...

Das war die Anstalt, in der ich vier Jahre in der entscheidendsten Zeit meines Lebens zugebracht habe. Hier befand ich mich wie in meinem Element. Während die meisten meiner Mitschüler, von dem etwas faden Humanismus des Herrn Dupanloup verwöhnt, die Scholastik nicht anbeißen mochten, gewann ich von vornherein einen eigenartigen Geschmack für die bittere Rinde. Ich begeisterte mich dafür wie ein Bisamaffe für seine Nuß. Ich sah meine ersten Lehrer auf der Unter-Bretagne in jenen ernstesten und guten Priestern wieder, die von der Überzeugung und dem Gedanken an das Gute erfüllt waren. Saint-Nicolas du Chardonnet und seine oberflächliche Rhetorik waren für mich nichts weiter mehr als eine Parenthese von zweifelhaftem Wert. Die Worte gab ich auf der Dinge wegen. Endlich begann ich gründlich zu studieren, den christlichen Glauben bis in seine letzten Einzelheiten zu zergliedern, der mir mehr denn je als das Zentrum aller Wahrheit erschien.“³⁴

In Issy gibt sich Renan ganz dem Studium der Philosophie hin. Zwei Jahre hindurch geht er nicht nach Paris, obgleich Issy, ein Dorf, am Rande der Stadt lag. Jede freie Minute verbringt er mit Büchern. Mit Descartes, mit Pascal, Malebranche, später mit den Werken des Schotten Thomas Reid und dann, dazu angeregt durch die Schriften ihres Propagandisten in Frankreich Victor Cousin, mit der deutschen Philosophie der klassischen Zeit, vor allem mit Herder, deren Werke er aber erst in Saint-Sulpice im Original zu lesen lernt. Von dieser späteren Lektüre sagt er, sehr klar ihren Zweifel nähernden Charakter andeutend: „Dennoch spürte ich einen neuen Geist, der von dem unseres 17. Jahrhunderts sehr verschieden war. Ich bewunderte ihn um so

³³ Ebendort, S. 155 f.

³⁴ Ebendort, S. 203 f.

mehr, da ich seine Grenzen nicht erschaute. Der besondere Geist Deutschlands am Ende des vergangenen und am Anfang des 19. Jahrhunderts überraschte mich; ich wählte, in einen Tempel zu treten. Dort war ja, was ich suchte: die Versöhnung eines stark religiösen Sinnes mit dem kritischen Geiste. Manchmal bedauerte ich, daß ich kein Protestant war, um ein Philosoph sein zu können, ohne aufhören zu müssen, ein Christ zu sein. Dann erkannte ich wieder, daß nur die Katholiken konsequent sind. Ein einziger Irrtum beweist, daß eine Kirche nicht unfehlbar ist; eine einzige schwache Stelle beweist, daß ein Buch nicht geoffenbart ist.“³⁵

Manche der modernen Philosophen lernte Renan durch den Kampf der Kirchengematiker gegen sie kennen. In den „Jugenderinnerungen“ schreibt er: „Die Schriften über die moderne Philosophie, besonders die von Cousin und Jouffroy, gelangten offiziell kaum ins Seminar. Indessen wurde von nichts anderem gesprochen, weil ihre [69] Schriften damals bei dem Klerus lebhaftere Streitschriften zur Folge hatten. Es war im Todesjahr von Jouffroy. Die schönen Worte dieses Denkers, der an der Philosophie verzweifelte, berauschten uns. Ich wußte sie auswendig. Wir ereiferten uns leidenschaftlich an den Kämpfen, die die Veröffentlichung seiner nachgelassenen Werke heraufbeschwor. Tatsächlich kannten wir Cousin, Jouffroy, Pierre Leroux, wie man Valentin und Basilides kennt, das heißt, daß wir sie durch diejenigen kennen lernten, die sie bekämpft haben.“³⁶

Damals hatte sich die Verbindung von Katholizismus und Cartesianismus vollendet. Vernunft und „Physik“ bestimmten für einen Großteil der katholischen Theologen die Welt – außerhalb der Welt des Glaubens. Eine kluge Dichotomie, eine Trennung der Welt des Wissens und des Glaubens, der Materie und der „Seele“, die den besten Geistern des 17. und 18. Jahrhunderts, und auch noch so manchen bis in die Gegenwart genügen konnte.

Dazu kommt die geschickte Verbindung, die die Theologen zwischen dem heiligen Augustinus und Descartes herstellten: für beide beweist sich Gott nicht in der äußeren Welt der Körper, die er zwar geschaffen, in die er sich aber danach nicht mehr als schöpferisch bewegender Faktor einmischte, sondern in der unsterblichen Seele und in den Ideen, die er ihr gibt und die er lenkt.

Solch Dualismus ist oft in der Geschichte der Weltanschauungen zu finden, weshalb auch so viele Denker Materialisten in der „Welt der Natur“ und Idealisten in der „Welt der Ideen“ sein konnten. Weshalb auch so viele Denker in der Welt der Realitäten um sich die Vernunft, in der Welt „über sich“, in der Metawelt Gott und den Glauben walten lassen konnten.

Natürlich läßt sich ein solches dualistisches System nur halten, wenn der Glaube stärker ist als das Wissen. Und stets hat sich für die Mehrheit der Menschen, in gewisser Weise auch für uns Marxisten, der Glaube stärker erwiesen als das Wissen. Nicht der religiöse Glaube, der auf Offenbarung beruht, wohl aber der Glaube in anderer Form.

Das mag merkwürdig erscheinen, wenn bezogen auf Marxisten, trifft aber dennoch zu und ist tausendfach bezeugt, etwa in den schlimmsten Zeiten des Faschismus, und gerade von den besten Antifaschisten.

Keiner von uns hat während des zweiten Weltkrieges mit einer sogenannten „gesetzmäßigen Niederlage“ des Faschismus gerechnet. Dieser Ausdruck ist eine allzu leichte Konstruktion der Nachkriegszeit. Ganz im Gegenteil waren wir uns mehr denn je der wissenschaftlichen Alternative, die Marx und Engels vor die Menschheit, vor die Arbeiterklasse gestellt hatten, bewußt: Sozialismus oder Rückfall in die Barbarei.

Weiter konnte unser Wissen nicht gehen – wohl aber unser Glaube an die Kraft des Sozialismus, an den Sieg der Arbeiterklassen aller Welt, vertreten vor allem durch die Sowjetunion und durch jeden von uns selber, ganz persönlich, in seiner Arbeit.

³⁵ Ebendort, S. 252.

³⁶ Ebendort, S. 221.

Auch als die Partei illegal geworden und im Laufe der Zeit in Deutschland als [70] zusammenhängende Organisation für das Reich praktisch zerschlagen war, nur noch in lokalen, bestenfalls und nur gelegentlich in regionalen, Organisationen arbeitete, glaubten wir noch an den letztlich siegreichen Widerstand der Antifaschisten unter Führung unserer Kommunistischen Partei!

Ungeheuer ist auch heute noch die Kraft des Glaubens und mit Recht so. Ich als Wissenschaftler brauche hier wahrlich nicht ausführlich über die Bedeutung des Wissens für den Fortschritt der Menschheit zu schreiben. Doch würde ich gerade als Wissenschaftler meine Pflicht vernachlässigen, wenn ich nicht offen sagen würde, welche gewaltige Rolle der Glaube bis in unsere Tage, bis etwa in den Vietnamkrieg hinein, gespielt hat.³⁷ Und auch künftig spielen wird. Denn selbst die, die meinen, um einen Endsieg zu wissen, werden in jedem einzelnen Kampf vor dem Endsieg sich doch darüber klar sein, daß der Einzelkampf so oder so ausgehen kann und darum an den Sieg in diesen Einzelkämpfen *glauben*. Ich meine auch, daß Glauben an den Sieg im einzelnen Kampf zu mehr Anstrengung für den Sieg veranlaßt als vermeintliches Wissen, das zu gefährlicher „Sicherheit“ bzw. zu Überheblichkeit verbunden mit geringerer Anstrengung führen kann.

Doch zurück zur Philosophie, die der angehende Priester Renan studierte: ob Descartes oder Malebranche, ob Pascal oder Herder – Wissen und Glauben gingen nebeneinander in voller „Harmonie“, weil sie nichts miteinander zu tun hatten ... bis auf ein Problem, das der Wunder. Aber hat Dilthey in allem Recht, wenn er von Descartes sagt: „Aber die Reverenzen, mit welchen der katholische Edelmann nach dem Brauche der Zeit vor den christlichen Mysterien vorübergeht, sind so kühl und kurz, daß kein Grund zur Annahme besteht, Descartes habe irgendein Verhältnis zum katholischen Christentum gehabt; nur ein Platz war in seinem System reserviert für Möglichkeiten, den positiven Religionsglauben festzuhalten. Und es waren doch unbestreitbar in der Konsequenz seines Systems Sätze gegeben, welche den kirchlichen Glauben außerordentlich einschränkten. Denn aus dem Prinzip der *veracitas Dei* [Wille zum Wahren] folgt, daß die evidenten Gesetze des Naturzusammenhangs immer und ausnahmslos gültig sind. Und nach dem Prinzip der Unveränderlichkeit Gottes muß Gott, nachdem er die physische Welt geschaffen, die Materie derselben konstant erhalten und die Gesetze, welche die Bewegungen ihrer Teile bestimmen, sowie die Gesamtgröße dieser Bewegungen unverändert in ihrem Bestande bewahren. Hiermit sind aus der physischen Welt alle Wunder als Unterbrechungen des Naturlaufes verbannt. Das Denken empfängt ein festes Kriterium zur Einschränkung der Lehren von Wundern sowie von Einwirkungen des ganzen Gewimmels von Dämonen, Teufeln und Engeln auf die physische Welt. Der Panpsychismus, in welchem das tolle Treiben dieser göttlichen und teuflischen Gespenster inmitten der Natur gegründet war, wird von der mechanischen Naturerklärung in der Wurzel ausgerottet, und ein neuer heller Geist von Raisonement, das seiner selbst sicher ist, von klarer Argumentation, welche [71] aus evidenten Vordersätzen schließt, breitet sich in Frankreich und den Niederlanden aus und wirkt von da überall hin.“³⁸

Es ist richtig, daß der Cartesianismus vielfach mit vielem Aberglauben aufräumte und der Cartesianer Balthasar Bekker (1634-1698) schrieb ein ganzes Buch gegen Geistererscheinungen, Beschwörungen, Zaubereien usw. Magie, Astrologie und Alchemie wurden verdammt bzw. durch die ihnen entsprechenden Wissenschaften ersetzt. Aber weder wurden die Wunder Christi abgelehnt, noch kann man aus seiner Lehre schließen, daß Descartes kein frommer Katholik war.

³⁷ Es ist in diesem Zusammenhang interessant, daß das von Georg Klaus und Manfred Buhr herausgegebene Philosophische Wörterbuch keinen Artikel über Glauben sondern nur einen über Religiösen Glauben hat. Also offenbar keinen anderen Glauben kennt bzw. ihn nicht für behandlungswert hält. Meiner Ansicht nach ein erstaunlicher Fehler.

³⁸ W. Dilthey, Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation, Gesammelte Schriften, II. Bd., Leipzig und Berlin 1940, S. 355 f.

Gerade die Naturwissenschaftler in Issy waren besonders gläubig, und Renan stellt die Frage und beantwortet sie betreffend seinen Lehrer für Mathematik, der zudem noch ursprünglich an einer Universität gelehrt hatte:

„Wie konnte er mit seinen Studien, die nach unseren Anschauungen den Glauben an das Übernatürliche ausschließen, einen glühenden Katholizismus vereinigen? In derselben Weise wie Herr Cauchy, der zugleich ein Mathematiker ersten Ranges und ein fügsamer Strenggläubiger gewesen ist; in derselben Weise, wie die Akademie der Wissenschaften heute noch eine große Anzahl Strenggläubige zu ihren Mitgliedern zählt. Das Christentum stellt sich als eine übernatürliche historische Tatsache dar ...

Der unerschütterliche Glaube führte Herrn Pinault zum Priesterstande. Er studierte nur wenig Theologie, man war mit einem Minimum zufrieden und verwendete ihn sofort beim Unterricht der exakten Wissenschaften, die im Programm der theologischen Studien für die beiden Jahre Philosophie als notwendige Begleitung der Allgemeinbildung angesehen werden. In Saint-Sulpice zu Paris hätte er mit seinen geringen theologischen Kenntnissen und seiner glühenden mystischen Phantasie eigenartig gewirkt. Doch in Issy, in der ständigen Berührung mit ganz jungen Menschen, die noch keine Texte studiert hatten, gewann er schnell einen bedeutenden Einfluß. Er wurde das Haupt der von glühender Frömmigkeit beseelten Jugend, der ‚Mystiker‘, wie man sie nannte. In allem wurde er ihr Führer. Sie bildeten eine Gruppe für sich, eine Art Schule, von der die ‚Weltlichen‘ ausgeschlossen waren, und die ihr hohes Mysterium für sich besaß.“³⁹

Beantwortet Renan wirklich die Frage – oder weicht er ihr nur aus, so wie wir ihr ausweichen müssen, wenn wir etwa Newtons oder Plancks Frömmigkeit und religiösen Glauben und ihre wissenschaftliche Haltung gleichzeitig erklären wollen. Jedoch dürfen wir nicht ausweichen, wenn wir den Glauben unserer besten Kommunisten etwa in der Zeit des Faschismus erklären wollen. Wir müssen vielmehr ganz einfach feststellen, daß es neben dem Wissen auch noch ein Glauben gibt – das sich bisweilen in religiösen Formen kleidet, das bisweilen einfach eine Fortsetzung des Wissens in eine Dimension, in die dieses nicht mehr reichen kann, ist.

Darum wird der Glaube auch immer beschränkter in seinem Herrschaftsgebiet, denn das Gebiet des Wissens wird immer größer.

[72] Darum kann der Glaube auch eine immer geringere Rolle in unserer Weltanschauung spielen. Aber nicht von einem marxistischen Glauben, etwa an den endgültigen Sieg des Sozialismus – obgleich wir gerade in unserer Zeit wissen, daß die nukleare Bewaffnung wahrhaftig zu einem Rückfall in die Barbarei, in noch viel furchtbarere Barbarei, als sie Marx und Engels für möglich hielten, führen kann – sprechen zu wollen, scheint mir falsch. Ich möchte jedenfalls ganz offen von meinem Glauben an den Weltsieg des Sozialismus sprechen, das heißt von meinem Glauben, daß sich von der wissenschaftlich begründeten Alternative „Sieg des Sozialismus oder Rückfall in die Barbarei“ die erstere durchsetzt.

Wenn wir von dem Weg vom Glauben zum Wissen sprechen, dann meinen wir doch einmal ganz allgemein: Mehr und mehr Glauben wird durch Wissen ersetzt (ebenso wie mehr und mehr „Erfahrungswerte“ durch ein theoretisches System). Und sodann meinen wir, daß die Menschen (in unserem Fall hier Renan) mehr und mehr lernen, schon gewonnene wissenschaftliche Erkenntnisse an die Stelle von durch die Wissenschaft überholtem Glauben zu setzen.

Herbert Hörz, der so freundlich war, kritische Bemerkungen zu diesem Manuskript zu machen, bezweifelt meine These, daß der Glaube eine immer geringere Rolle in unserer Weltanschauung spielen wird. Für Herbert Hörz ist Glauben auch die Fortsetzung des Wissens in zukünftige Bereiche, über die Wissen erst später gewonnen werden kann, also zum Beispiel Hypothesen und die Haltung bei auf ihnen beruhendem Handeln. Wenn man nun den Begriff des Glaubens

³⁹ Jugenderinnerungen, S. 213 ff.

so ausweitet, muß man natürlich auch Handlungen und die Haltung bei solchen Handlungen auf Grund von Wahrscheinlichkeitsberechnungen, die sehr genau sein können (zum Beispiel beim Roulette-Spiel), in die Problematik einbeziehen.

Ich muß ganz offen sagen, daß ich mir nicht klar darüber bin, ob all das in die Kategorie des Glaubens fällt. Aber ganz zweifellos müssen wir alle darüber noch viel gründlicher als bisher nachdenken. Die Lehre vom Glauben scheint mir durch unsere Philosophen – mit ganz seltenen Ausnahmen – vernachlässigt. Offenbar meinen sie, daß es nur Aberglauben bzw. religiösen Glauben auf Grund von Offenbarung, also durch die Wissenschaft überholten Glauben gibt. Aber das ist eben keineswegs der Fall. Es gibt einen durchaus berechtigten Glauben, der dort einsetzt, wo das Wissen (nur vorläufig?) aufhören muß, uns eine Antwort zu geben. Die ganze Problematik des Optimismus ist mit dieser Problematik Wissen – Glauben verbunden. Gibt es überhaupt einen Optimismus, der auf Wissen beruht? wo gibt es Optimismus in der Mathematik und den Naturwissenschaften? in deren Untersuchungsgegenstand die Gesetze sich ohne menschliches Zutun durchsetzen. Und kann man sich das Wirken des subjektiven Faktors ohne jeden Glauben vorstellen? Gibt es Tragödien im gesellschaftlichen Leben, in denen jeder nur nach gesichertem Wissen handelt? Gehört nicht zu jeder Tragödie gebrochener, enttäuschter Glaube? auch berechtigter Glaube, soweit er sich auf eine wissenschaftliche Möglichkeit bezog?

Ich meine, wir sollten von unseren Philosophen eine gründliche Untersuchung der Rolle des Glaubens in der Gesellschaft, auch in der sozialistischen Gesellschaft, eine Untersuchung des Verhältnisses von Glauben und Wissen beim handelnden Menschen verlangen – und als Voraussetzung nicht nur eine klare Unterscheidung von Glauben [73] auf Grund von Offenbarung und Glauben wie ihn auch Marxisten haben, sondern auch die Analyse unserer Haltung beim Handeln auf Grund von Hypothesen oder Wahrscheinlichkeitsrechnungen.

Doch nicht solche Glaubensprobleme sind es, die Renan in Issy beschäftigt. Bei ihm handelt es sich nicht um Glauben, der dort anfangen muß, wo Wissen endet. Bei ihm geht es um den religiösen Glauben, der einst natürlich auch eine Berechtigung hatte, da er, wie Marx sagte, auch eine Möglichkeit zur Aneignung der Welt bot. Aber zur Zeit von Renan war er eine längst vom Wissen überholte Aneignungsform, und wir müssen nun weiter untersuchen, wie Renan diese überholte Aneignungsform der Wirklichkeit zu Gunsten der an ihre Stelle getretenen wissenschaftlichen Aneignung überwand.

Wann regten sich die ersten ernstesten religiösen Zweifel bei ihm?

Millepierres meint, daß er im ersten Jahr in Issy noch ohne ernstere Zweifel gläubig war.⁴⁰ Seiner Meinung nach machten sich erst im zweiten Jahr in Issy gewisse Schwankungen bemerkbar, in denen auch der Einfluß Henriettes in der Richtung, sich nicht zu binden, spürbar wird – zum Beispiel in seiner Entscheidung, die Tonsur noch zu verschieben. Doch meint Millepierres, daß, wenn Renan auch die ingénuité [Einfallsreichtum], die Unbefangenheit seines Glaubens verloren hatte, er doch noch als gläubig charakterisiert werden kann.⁴¹

Lassere dagegen meint, daß mit dem Philosophiestudium in Issy die „Zerstörung“ des Glaubensgebäudes begonnen hätte.⁴²

Die entscheidende Frage, die ihn beschäftigen mußte, war natürlich die der Begründung der Sicherheit des Glaubens. Und gerade in dieser Beziehung hatte er ein für ihn, aber auch für uns in nachträglicher Betrachtung erstaunliches Erlebnis.

Renan hatte in Issy einen Priester namens Gosselin zum Betreuer gewählt. Neben ihm lehrte ein anderer, namens Gottofrey, Philosophie. Von diesem letzteren spricht Renan so:

⁴⁰ Fr. Millepierres, a. a. O., S. 67.

⁴¹ Ebendort, S. 70.

⁴² Lassere, 2, S. 319 und 3, S. 35.

„Der erst sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahre alte Herr Gottofrey war, glaube ich, halbfranzösischer Abstammung. Er hatte das entzückendste rosige Gesicht einer englischen Miß, schöne, große Augen, aus denen traurige Weichheit sprach. Er war das außergewöhnliche Beispiel dafür, daß man aus mystischer Orthodoxie Selbstmord begehen kann.

Herr Gottofrey wäre sicherlich, wenn er es gewollt hätte, ein vollendeter Weltmann geworden. Ich habe keinen Mann gekannt, der mehr dazu bestimmt war, von Frauen geliebt zu werden. Er barg in sich einen unerschöpflichen Schatz an Gemüt. Er fühlte die höhere Macht, die ihm verliehen war. Mit einer Art Leidenschaft trachtete er aber nach Selbstvernichtung. Man hätte glauben mögen, daß er den Teufel in den anmutigen Zügen sah, mit denen Gott ihn so freigiebig ausgestattet hatte. Ein Taumel ergriff ihn, Wut packte ihn, als er seine Reize erkannte. Er glich einer Perlmutterzelle, in der ein kleiner, böser Geist immerfort an der Zermalmung der [74] Perlen im Innern arbeitet. In den heroischen Zeiten des Christentums hätte er den Märtyrertod gesucht. Da es nun keinen Märtyrertod mehr gab, umschmeichelte er so sehr die Todesidee wie eine kalte Braut, die einzige, die er geliebt hat, bis er ihr schließlich verfiel. Er ging nach Kanada. Der Typhus, der 1847 in Montreal wütete, bot ihm eine gute Gelegenheit, seine Todessehnsucht zu befriedigen. Mit rasendem Übereifer pflegte er die Kranken und starb ...

Unrecht war, daß er sich über die Qualen seiner unruhigen Natur an der Vernunft rächte, die vielleicht gar nichts damit zu tun hatte. Er übte die von Tertullian angestrebte Vernunft, er gefiel sich in der Torheit des heiligen Paulus. Er war mit einem Kursus für Philosophie betraut. Niemals wurde ein schlimmerer Verrat verübt. Seine Verachtung für die Philosophie zeigte sich in jedem Worte. In einem beständigen Sarkasmus entfaltete er sein eigenartiges Talent. Herr Gosselin, der die Scholastik mit großem Ernst behandelte, reagierte schweigend auf diese Ausbrüche. Doch manchmal schärft der Fanatismus den Blick sehr.⁴³

Gottofrey war ein Anticartesianer, sein Leibspruch war nicht cogito, ergo sum, ich denke, also bin ich – sondern credo quia absurdum, wie Tertullian formulierte, ich glaube, weil es absurd, weil es gegen die Vernunft ist.

Renan arbeitete ganz auf der cartesianischen Linie. Es gilt ihm, den christlichen Glauben mit einer Philosophie der Vernunft zu vereinen, so wie es seiner Ansicht nach Descartes, Malebranche und sein neuestes Ideal, Herder, getan hatten.

Und nun hatte er bei diesem seinem Bemühen einen überaus charakteristischen Zusammenstoß mit Gottofrey, über den er so in den Jugenderinnerungen berichtet:

„Herr Gottofrey sprach sehr selten zu mir, doch er beobachtete mich aufmerksam und mit großer Neugier. Meine lateinischen Argumentationen, die in festem und entschiedenem Tone abgefaßt waren, erstaunten und beunruhigten ihn. Bald hatte ich nur zu recht, bald ließ ich durchblicken, daß ich die als gewichtig geltenden Gründe für haltlos hielt. Als sich eines Tages meine Einwände an Stärke überboten und man in der Konferenz hier und da ein Lächeln über die Schwäche der Antworten wahrnahm, unterbrach er die Argumentation. Am Abend nahm er mich beiseite. Voller Beredsamkeit sprach er zu mir von der Unchristlichkeit des Vertrauens auf die Vernunft, von der Bedrohung des Glaubens durch die Angriffe des Rationalismus. Er ereiferte sich merkwürdig und warf mir meinen Forschungstrieb vor. Die Forschung! ... wozu nützt sie? Alles Wesentliche ist bereits gefunden. Nicht die Wissenschaft rettet die Seelen. Und indem er sich mehr und mehr ereiferte, sagte er in leidenschaftlichem Tone zu mir: ‚Sie sind kein Christ!‘

Nie in meinem Leben habe ich einen derartigen Schrecken empfunden, wie bei diesen mit bebender Stimme gesprochenen Worten. Wankend verließ ich Herrn Gottofreys Zimmer. ‚Sie sind kein Christ!‘ klang es mir die ganze Nacht wie Donnerschläge in den Ohren. Am nächsten Tage beichtete ich Herrn Gosselin meine Seelennot. Der treffliche Mann beruhigte mich; er sah

⁴³ Jugenderinnerungen, S. 210 ff.

nichts, wollte nichts sehen. Er konnte mir nicht einmal ganz verbergen, wie überrascht und unzufrieden er über einen so ungestümen Eifer war, der eine Seele bedrängte, für die er mehr als irgendeiner [75] verantwortlich war. Ich bin überzeugt, daß er den schwärmerischen Akt von Herrn Gottofrey für eine Unklugheit hielt, die eine eben erst entstehende himmlische Berufung in Verwirrung stürzen müsse. Wie viele Direktoren, so glaubte auch Herr Gosselin, daß die Glaubenszweifel nur dann für die jungen Leute bedenklich werden, wenn man sie darauf hinweist, und daß sie wieder verschwinden, wenn Verpflichtungen übernommen sind und der Lebensweg feststeht. Er verbot mir, an das Vorgefallene zu denken. Ich fand ihn sogar später freundlicher denn je. In keiner Weise begriff er meine Geistesart, er ahnte nicht ihre späteren logischen Entwicklungen. Herr Gottofrey allein sah klar. Er hatte recht, vollkommen recht, das erkenne ich jetzt an.“⁴⁴

Doch trotz dieses Erlebnisses beurteilt er seine Glaubensfestigkeit in Issy so:

„Ich kann tatsächlich nicht sagen, daß mein christlicher Glaube wirklich Abbruch litt. Mein Glaube wurde durch die historische Kritik zerstört und nicht etwa durch die Scholastik oder durch die Philosophie. Die Geschichte der Philosophie und die Art des Skeptizismus, die mich ergriff, erhielten mich eher dem Christentum, als daß sie mich daraus vertrieben hätten ...

Eine gewisse Bescheidenheit hielt mich zurück. Niemals stellte ich mir die Hauptfrage über die Wahrheit der christlichen Dogmen der Bibel. Ich ließ die Offenbarung in einem allgemeinen Sinn zu, wie Leibniz, wie Malebranche.“⁴⁵

Die „historische Kritik“ aber, von der Renan meint, daß sie seinen Glauben zerstört hätte, wurde in Issy noch nicht geübt, sie konnte erst beim Theologiestudium in Saint-Sulpice eine Rolle spielen.

Man kann daher vielleicht sagen, daß Renan in Issy eine gewisse Neigung zur übergroßen Betonung der Vernunft zeigte, die Gottofrey sehr deutlich bemerkte, und die ihn zum „Abgrund des Unglaubens“ führen mußte, daß Renan sich dessen aber noch nicht bewußt war – wenn auch die Warnungen von Henriette, sich noch nicht zu fest, etwa durch die Tonsur, zu binden, auf einen nicht unfruchtbaren Boden fielen.

Und dann erfolgt der Übertritt vom Philosophiestudium in Issy zum eigentlichen Theologiestudium, zur Exegese, in Saint-Sulpice.

Zu diesem neuen Studienabschnitt gibt Renan in den Jugenderinnerungen eine interessante Einleitung, die so überaus deutlich auch den Einfluß zeigt, den die Naturwissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die gesamte Intelligenz, gerade auch auf die Gesellschaftswissenschaftler gewonnen hatten, und gegen den sich als erster bürgerlicher Gesellschaftswissenschaftler mit solcher Schärfe Wilhelm Dilthey wandte. Renan schreibt: „Ich siedelte nach Saint-Sulpice über, lernte Deutsch und Hebräisch; das änderte alles. Ich wurde zu den historischen Wissenschaften hingezogen, zu kleinen Konjunkturalwissenschaften, die unaufhörlich zerstören, was sie gerade fertiggebracht haben, und die man in hundert Jahren vernachlässigen wird. Man sieht tatsächlich ein Zeitalter am Horizont aufsteigen, wo der Mensch seiner Vergangenheit nicht mehr soviel Interesse beilegen wird. Ich fürchte sehr, daß unsere Präzisionsarbeiten der Akademie der Inschriften und schönen Lite-[76]ratur, die dazu bestimmt sind, der Geschichte einige Genauigkeit zu verleihen, verfaulen werden, ehe man sie gelesen haben wird. Nur durch die Chemie an einem Ende, dann durch die Astronomie am anderen, vor allem aber durch die allgemeine Physiologie erfassen wir das Geheimnis des Seins, der Welt, Gottes, wie man immer es nennen will. Ich beklage es für mein ganzes Leben, daß ich zum Studium ein Forschungsgebiet gewählt habe, daß niemals rechte Bedeutung erlangen und stets nur interessante Betrachtungen über den Zustand einer auf ewig entschwundenen Vergangenheit bieten

⁴⁴ Ebendort, S. 228 ff.

⁴⁵ Ebendort, S. 227 f.

wird. Aber als Geistesübung und für die Freude am Denken habe ich sicherlich das beste Teil erwählt. Ich wurde tatsächlich im Seminar von Saint-Sulpice vor die Bibel und die Quellen des Christentums gestellt. In folgendem Abschnitt werde ich von dem Eifer erzählen, mit dem ich mich diesem Studium hingab, und wie durch eine Reihe kritischer Deduktionen, die sich meinem Geist aufzwangen, die Grundlagen meines Lebens, so wie ich sie bis dahin verstanden hatte, vollständig umgestürzt wurden.“⁴⁶

Saint-Sulpice führt ihn wieder in das Pariser Leben. Wie auch der Unterricht dort etwas Großzügiges hat. Die dort lernen, sind Menschen zwischen 20 und 30 Jahren, und sie lernen nach ihren Neigungen wie Studenten an den Universitäten, dieses oder jenes Gebiet innerhalb der Theologie bevorzugend. Die Lehrer sind vielfach alte Männer, mit Erinnerungen an die Zeit vor der Revolution. Der Leiter, le Supérieur général, war 80 Jahre alt, als Renan nach Saint-Sulpice kommt. Unter den Unterrichtenden befinden sich Gelehrte von Qualität.

Das Schwergewicht der Studien liegt, wie bemerkt, in der Theologie, das heißt, wie Renan es formuliert, in der „theoretischen Darstellung des christlichen Dogmas“ und im Studium der „Bibel als Archiv und Quelle dieses Dogmas“.⁴⁷

Wo tauchten konkret bei Renan die letztlich seinen Katholizismus zerstörenden Zweifel auf? Nicht etwa bei entscheidenden Fragen: „Niemand hielt ich mich bei einem Einwurf auf gegen die Dogmen der Trinität, der Inkarnation, für sich selbst betrachtet. Diese Dogmen, so lange sie im metaphysischen Äther schweben, stießen in mir auf keine entgegengesetzte Meinung. Nichts, was an der Politik und an dem Geist der Kirche, sei es in der Vergangenheit, sei es in der Gegenwart, zur Kritik herausforderte, machte irgendwelchen Eindruck auf mich.“⁴⁸ Die großen Wunder der Kirche ließen seinen kritischen Geist unberührt.

Was ihn mehr und mehr beunruhigte, waren die „Unstimmigkeiten“ in der Bibel, vor allem im Alten Testament, dessen Exegese er sich im Zusammenhang mit seinen hebräischen Studien ganz besonders widmete: „Meine Vernunftgründe gehörten alle dem philologischen und kritischen Gedankenkreis an, sie waren aber keineswegs metaphysischer, noch politischer, noch moralischer Art. Die letzteren Ideengebiete hatten für mich wenig Greifbares, sie verflüchtigten sich nach allen Richtungen hin. Doch die Frage, zu wissen, ob zwischen dem vierten Evangelium und den Synop-[77]tikern Widersprüche herrschen, ist durchaus greifbar.“⁴⁹ Und ausführlicher: „Es finden sich in der Bibel Fabeln, Legenden und Spuren von rein menschlichen Zusammenstellungen. Es ist nicht mehr möglich, die Meinung aufrechtzuerhalten, daß der zweite Teil Jesaja von Jesaja sei. Das Buch Daniel, das die gesamte Orthodoxie in die Zeit der Gefangenschaft setzt, ist eine apokryphe Schrift aus dem Jahre 169 oder 170 vor Christi Geburt. Das Buch Judith ist eine historische Unmöglichkeit. Den Pentateuch Moses zuzuschreiben, ist unhaltbar. Leugnen, daß mehrere Teile der Genesis einen mythischen Charakter haben, heißt die Verpflichtung auf sich laden, Erzählungen wie die vom irdischen Paradies, von der verbotenen Frucht, von der Arche Noahs, als Tatsachen hinzustellen. Man ist aber kein Katholik, wenn man in einem einzigen dieser Punkte von der Tradition abweicht. Was wird aus dem von Bossuet so sehr bewunderten Wunder: ‚Cyrus war zweihundert Jahre vor seiner Geburt genannt?‘ Was wird aus den siebenzig Wochen des Jahres, den Grundlagen der Berechnung der ‚Universalgeschichte‘, wenn der Teil des Buches Jesaja, in dem Cyrus genannt wird, genau aus der Zeit dieses Eroberers stammt und wenn der Pseudo-Daniel ein Zeitgenosse des Antiochus Epiphanes ist?“⁵⁰

Wie grotesk: Das Wunder der Auferstehung Christi, der Trinität, der Drei-Einigkeit eines Gottes, sie erscheinen ihm als Gläubigen natürlich und annehmbar – aber daß Cyrus in der Bibel

⁴⁶ Ebendort, S. 231 f.

⁴⁷ Ebendort, S. 241.

⁴⁸ Ebendort, S. 257.

⁴⁹ Ebendort.

⁵⁰ Ebendort, S. 253 f.

200 Jahre vor seiner Geburt genannt wird – ein Wunder, das Bossuet so beweiskräftig für die Allmacht Gottes schien – und zahlreiche andere Stellen der Bibel, die textkritisch nicht aufrecht zu erhalten sind, die kann Renan nicht schlucken. Wie kleinlich ist der Unglaube Renans, wird man vielleicht sagen. Doch muß man bedenken, daß es um die Glaubenslehre eines katholischen Priesters geht, und dieser mußte, auch nach Ansicht Renans – so war er erzogen worden – alles glauben. Und wenn man nicht nach Tertullian handeln kann – je absurder das Geschehnis, desto fester der Glaube – oder nach Bossuet – je absurder das Geschehnis, desto größer das Wunder –, dann muß man den Priesterberuf aufgeben.

„Die Orthodoxie befiehlt zu glauben, daß die biblischen Bücher von denen verfaßt sind, denen die Titel sie zuschreiben. Die gemildertsten katholischen Doktrinen über die Inspiration gestatten nicht, den geringsten charakteristischen Irrtum oder Widerspruch in dem heiligen Text zuzugeben; selbst nicht in Dingen, die weder den Glauben noch die Sitten betreffen“⁵¹, sagt Renan mit vollem Recht.

Und noch deutlicher und schärfer wird er:

„Eine der schlimmsten intellektuellen Unredlichkeiten ist, Wortspiele zu machen und das Christentum so darzustellen, als lege es der Vernunft fast gar kein Opfer auf und mit Hilfe dieses Kunstgriffes Leute heranzuziehen, die nicht wissen, wozu sie sich im Grunde verpflichten. Das ist die Illusion der Katholiken im Laienstande, die sich für liberal halten. Sie wissen weder etwas von Theologie noch von Exegese, sie machen aus dem Beitritt zum Christentum nur einen Beitritt zu einer Koterie. Sie nehmen dies und lassen jenes. Diesem Dogma stimmen sie zu, jenes andere verwerfen sie, und sie sind schließlich entrüstet, wenn man ihnen sagt, daß sie keine [78] wahren Katholiken seien. Jemand, der Theologie studiert hat, ist zu einer derartigen Inkonsequenz unfähig. Für ihn beruht alles auf der unfehlbaren Autorität der Schrift und der Kirche, er hat keine Wahl ...

der wahre Katholik wird unnachgiebig antworten: ‚Wenn ich etwas aufgeben soll, so gebe ich alles auf; denn ich glaube nach dem Prinzip der Unfehlbarkeit an alles. Das Prinzip der Unfehlbarkeit wird ebensosehr durch ein kleines Zugeständnis verletzt wie durch zehntausend große Zugeständnisse.‘ Wenn die katholische Kirche eingestehen würde, daß das Buch Daniel eine apokryphe Schrift aus den Zeiten der Makkabäer ist, so bedeutet das so viel wie die Erklärung, sie habe sich geirrt. Hat sie sich hierin geirrt, so kann sie sich auch in anderen Dingen geirrt haben; dann ist sie nicht mehr göttlich inspiriert.“⁵²

Es ist diese großartige Auffassung des „Alles oder Nichts“ und seine so ehrliche und zugleich kleinliche Textkritik, die Renan in immer größere Zweifel stürzt, sein Unglauben ist nicht das Produkt eines großen Erlebnisses, auch nicht tiefen, immer tiefer gehenden Nachdenkens. Es ist die Folge täglich neuer nagender kleiner Bisse auf Grund philologischen Studiums und eines unerbittlichen Strebens nach wissenschaftlicher Wahrheit. Darum heißt es auch in den Erinnerungen: „Jeden Tag zerriß eine Masche mehr von dem Netz meines Glaubens“.⁵³

Aber das Leben als Ganzes geht weiter. Mochte er feststellen, daß wieder eine Masche am 22. Dezember 1843 bei sich, dem Zwanzigjährigen, gerissen sei – vielleicht die siebenundvierzigste? aber im Zuge seines Lebens war nun endlich die Tonsur fällig, und so unterwarf er sich ihr am 23. Dezember. Der Schwester Henriette schreibt er davon allerdings erst nach 4 Monaten (ein schlechtes Gewissen?). Und wieder reißen die Maschen – aber am 5. Juni 1844 schreibt er der Mutter beruhigend, daß er am vorangehenden Sonnabend die „ordres mineurs“, die niederen Weihen, erhalten habe, also ein weiterer Schritt zum Priester getan worden sei.

⁵¹ Ebendort, S. 254.

⁵² Ebendort, S. 258 ff.

⁵³ Ebendort, S. 261.

Eine merkwürdige Parallelität bis in das Jahr 1845 hinein im Fortschritt auf dem Weg zum Priester und im Rückschritt vom Glauben an die zweitrangigen Teile des Dogmas.

Doch jetzt drängte man ihn, das Subdiakonat anzunehmen, diejenigen Weihen, die nicht mehr zur Vorbereitung des Priesters dienen, sondern ihn als künftigen Priester fest an die Kirche binden. Doch wie bei der Tonsur und den niedrigen Weihen verschiebt er die Entscheidung – um dann ganz abzulehnen.

3. Vom Zweifel am Glauben zur Sicherheit des Wissens

Am 22. März 1845 schreibt er noch einem Jugendfreund: „Es würde nichts an meinem Glücke fehlen, wenn mich nicht fortwährend die traurigen Gedanken, die Du ja kennst, bedrückten und seitdem eine gewaltige Steigerung erfahren haben. Ich bin fest entschlossen, das Subdiakonat bei der nächsten Priesterweihe nicht anzunehmen. Dies sollte niemand sonderbar vorkommen, da ja das Alter mich schon nötigt, eine [79] Frist zwischen die Weihen zu legen. Übrigens, was geht mich die Meinung der anderen an? Ich muß mich daran gewöhnen, ihr Trotz zu bieten, um zu jedem Opfer bereit zu sein.“⁵⁴

So viele Maschen sind jetzt in dem Netz des Glaubens gerissen, daß er von einer gewaltigen Steigerung seiner „traurigen Gedanken“ spricht. Aber doch ist noch nichts entschieden. Denn er will das Subdiakonat noch nicht endgültig sondern nur bei der nächsten Priesterweihe ablehnen. Und das brauchte, wie er bemerkt, niemandem sonderbar vorzukommen, so daß mit dieser Ablehnung noch keine endgültige Entscheidung gefällt ist.

Am 11. April schreibt er in einem bedeutsamen Briefe an Henriette „Je ne crois pas assez“, ich glaube nicht genug – noch ist es nicht: nicht mehr – aber er nähert sich jetzt mit großer Schnelligkeit diesem Standpunkt.

Es folgen die Ferien in der Bretagne, eine Zeit endgültiger Klärung seiner Position, seiner Haltung zu den Zweifeln ... „die Sandkörnchen meiner Zweifel ballten sich zu Haufen und wurden zum Felsblock“.⁵⁵ Der Umschlag von der Quantität zur Qualität war erfolgt, aus dem Zweifel war ein Wissen, eine Gewißheit geworden. „Das Werk der Logik war vollbracht, das Werk der Redlichkeit begann“⁵⁶, bemerkt er klug und schön.

Und nun schreibt er am 6. September 1845 einen langen Brief an seinen Betreuer. In diesem setzt er seine Position klar auseinander. Eine Position, die er als ein Unglück empfindet:

„Selig sind die Kinder, die nur schlafen und träumen und nicht daran denken, in einen Kampf mit Gott selbst zu treten! Um mich sehe ich reine und einfältige Menschen, denen das Christentum genügt, um tugendhaft und glücklich zu sein. O, möge Gott sie davor bewahren, daß jemals in ihrem Innern ein elender Drang – jene verhängnisvolle Kritik – erwacht, der so gebieterisch nach Befriedigung schreit und der, wenn er befriedigt ist, so wenige beglückende Genüsse in der Seele zurückläßt! O, wollte Gott, daß es nur von mir abhinge, jenen Drang nach Kritik zu unterdrücken! Ich würde vor der Amputation nicht zurückschrecken, wenn sie erlaubt und möglich wäre. Das Christentum genügt allen meinen geistigen Anlagen, mit Ausnahme jener einzigen, der anspruchsvollsten von allen, weil sie von allen das Recht hat, Richterin über alle anderen zu sein ...

Als feststehende Gewißheit betrachte ich, daß ich nicht mehr zur Orthodoxie zurückkehren werde, wenn ich den eingeschlagenen Weg – ich meine die rationale und kritische Prüfung – fortsetze. Bis jetzt hoffte ich, nachdem ich den Kreis des Zweifels durchlaufen habe, wieder an den Ausgangspunkt zurückzukommen. Diese Hoffnung habe ich gänzlich verloren. Die Rückkehr zum Katholizismus scheint mir nur noch durch ein völliges Aufgeben der betretenen Bahn

⁵⁴ Ebendort, S. 265.

⁵⁵ Ebendort, S. 267.

⁵⁶ Ebendort.

möglich, durch Brandmarkung meiner Vernunft, indem ich sie ein für allemal für nichtig und wertlos erkläre und sie zu einem ehrfurchtsvollen Schweigen verurteile. Jeder Schritt vorwärts auf meiner kritischen Bahn entfernt mich mehr von meinem Ausgangspunkt ...

[80] Manchmal bedaure ich, nicht in einem Land geboren zu sein, wo die Bande der Orthodoxie weniger fest angezogen sind als in den katholischen Ländern; denn ich will um jeden Preis ein Christ sein, aber ein Orthodoxer kann ich nicht sein. Wenn ich so freie und kühne Denker, wie Herder, Kant, Fichte betrachte, die sich Christen nennen, dann hätte ich Lust, ein Christ wie sie zu sein. Aber kann ich das innerhalb des Katholizismus? Er ist starr wie ein Eisenbarren, mit einem Eisenbarren diskutiert man nicht.“⁵⁷

Mit erstaunlichem Geschick reagierten alle betroffenen Kirchenstellen. In Saint-Sulpice war man einverstanden, daß er das Seminar verließ. Sein Speziallehrer Le Hir, bei dem er hebräisch studiert hatte, entwarf ihm einen Studienplan für die Kurse am Collège de France, sein alter Lehrer von Saint-Nicolas Dupanloup bot ihm Geld zur Überbrückung, bis er eine Stellung gefunden, an, und das, obgleich er gar kein Verständnis für die Gründe, die Renan bewegten, hatte: „Ihm gegenüber war ich von größter Offenheit. Die wissenschaftliche Seite der Frage entging ihm vollkommen. Als ich ihm von der deutschen Kritik sprach, war er überrascht. Die Arbeiten des Herrn Le Hir waren ihm fast unbekannt. In seinen Augen war die heilige Schrift nur dazu gut, den Predigern beredete Stellen zu liefern. Die Kenntnis des Hebräischen ist dazu ja nicht nötig. Doch welch ein gutes, großes und edles Herz! Ich habe vor meinen Augen einen kleinen Zettel von seiner Hand: ‚Brauchen Sie etwas Geld? In Ihrer Lage wäre das ganz begreiflich. Mein armseliger Geldbeutel steht Ihnen zur Verfügung. Ich hätte gewünscht, Ihnen viel kostbarere Güter anbieten zu können ...

Mein ganz bescheidenes Anerbieten wird Sie hoffentlich nicht verletzen ...“⁵⁸

Auf den Tag genau einen Monat, nachdem er jenen ausführlichen Brief an seinen Betreuer geschrieben hatte, verließ er das Seminar. Einer seiner Lehrer hatte ihm ein Empfehlungsschreiben an das Collège Stanislas gegeben, wo er auch sofort eine Stellung erhielt. Doch mußte er feststellen, daß man von ihm das Tragen der Soutane, das äußere Zeichen der Zugehörigkeit zum geistlichen Stande, verlange. „Mit Bedauern trennte ich mich von ihm, aber es ging nicht anders, es mußte sein. Ich hatte das erste Seminar der Welt für ein anderes verlassen, das jenem nicht gleichkam. Das Bein war schlecht geheilt, ich hatte den Mut, es ein zweites Mal zu brechen. Am 2. oder 3. November schritt ich über die letzte Stufe, auf der die Kirche mich hatte zurückhalten wollen, und trat als Repetitor au pair, – das heißt nach dem Sprachgebrauch im damaligen Quartier Latin ohne Besoldung – in ein zum Lyzeum Henri IV. gehöriges Institut. Ich hatte ein kleines Zimmer, die Mahlzeiten nahm ich mit den Schülern ein. Ich war kaum zwei Stunden täglich beschäftigt, hatte also viel Zeit zum Arbeiten. Das genügte mir vollauf.“⁵⁹

Erinnern wir uns noch einmal, wie Renan am Anfang seiner priesterlichen Laufbahn in Paris darauf zu sprechen kommt, daß ein Pariser Gassenjunge sich mit einem Scherz von den Glaubenssätzen freimacht, an denen Pascal eisern festhält und die er selber nur in schweren inneren Kämpfen überwindet.

[81] In schweren inneren Kämpfen ... die durch eine so kleinliche Sache, wie etwa alttestamentliche philologische Kritik an wahrlich unbedeutenden Dingen, ausgelöst werden. Aber da hinter dieser philologischen Kritik ein unerbittliches, weder durch Glauben, noch durch Gedanken an eine Karriere, noch durch irgendeine Bequemlichkeit der Umstände zu korrumpierendes Streben nach wissenschaftlicher Wahrheit steht, wird auch die Kritik auf ein weit höheres Niveau, als sie an sich verdient, gehoben.

⁵⁷ Ebendort, S. 273-276.

⁵⁸ Ebendort, S. 279.

⁵⁹ Ebendort, S. 283.

Es ist nicht die Kritik, sondern dies unerschütterliche Streben nach wissenschaftlicher Wahrheit, das Renan den Weg vom religiösen Glauben zur wissenschaftlichen Aneignung der Welt führt.

Renan legt großen Wert darauf, festzustellen, daß er den „Tugenden“ der christlichen Kirche stets treu geblieben ist. Mag es so sein. Das macht ihn nicht bedeutsamer für eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften. Wohl aber sein Weg zur historischen Wissenschaft mit seinem Auf und Ab und wieder Auf, mit seinen schweren Kämpfen, dem subalternen Weg seiner Kritik und dem hohen Streben, das hinter dieser Kritik steht. [82]

Kapitel III: „Die Erziehung von Henry Adams. Eine Autobiographie“ – oder: vom kompetenten Kleinmeister zur ebenso wirren wie großartigen Leistung

D. W. Brogan vergleicht in seiner kurzen Einführung zur Autobiographie von Henry Adams diese mit der einzigen anderen amerikanischen Autobiographie, die neben ihr genannt werden könnte, mit der von Benjamin Franklin, und auch mit der wohl einflußreichsten europäischen, der von Jean Jacques Rousseau.

Er nennt die Autobiographie Franklins eine „Erfolgsgeschichte“. Wie soll man die Autobiographie von Adams kennzeichnen? Samuels schreibt einmal sehr klug über das Leben und Werk von Adams: „Das Merkwürdige ist, daß er, der so vieles versuchte, das bisweilen glückende Kunststück vollbrachte: eines vollendet erfolgreichen Versagens.“¹

Adams versagte, da er in der ersten Hälfte seines aktiven Lebens in der Welt der Werte des 18. Jahrhunderts lebte, und sich darauf (seit 1890) auf die Welt der Monopole nach dem ersten Weltkrieg und später orientierte.

1. Der Hintergrund des 18. Jahrhunderts²

Erstaunlich ist der Familienhintergrund.

Wohl war der Urgroßonkel Samuel Adams bedeutender als Revolutionär gegen die englische Kolonialherrschaft; doch der größere Staatsmann war der Urgroßvater John, der der Nachfolger von George Washington als Präsident der Vereinigten Staaten wurde. Auch Henrys Großvater wurde Präsident der USA. Sein Vater war ein kluger Diplomat, amerikanischer Botschafter in England während des Bürgerkrieges³ – ein Amt, das einst auch der Urgroßvater und der Großvater bekleideten.

Die Adamsfamilie gehörte zu den sogenannten First Families in Boston, das heißt in Massachusetts, in den USA.⁴ Einer ihrer Ruhmestitel in der Bostoner Gesellschaft war, daß sie sieben Generationen hindurch nicht „hauptberuflich in Geschäften“ tätig war (wobei natürlich farming [Landwirtschaft] nicht als „Geschäft“ rechnet) – man lebte bisweilen recht bescheiden als Funktionär des Staates; der Großvater verließ das Weiße Haus praktisch ohne einen Pfennig in der Tasche, während er seinen Bostoner Grundbesitz mit Hypotheken belasten mußte. Ja, schon der Urgroßvater hatte den Zorn seiner [83] Zeitgenossen erregt, als er gegen die money bags [Geldsäcke], die die Politik beherrschten, wettete. Erst der Vater von Henry brachte den „moralischen Familienbankrott“, als er die Tochter von Peter Chardon Brooks, Bostons „erstem Millionär“, heiratete. Aber „moralischer Bankrott“ solcher Art war so häufig geworden, daß man ihn verzieh. Als Eisenhower am Ende des zweiten Weltkrieges nach Boston zum Empfang durch die Stadt kam, gab es „selbstverständlich“ nur eine Adresse, wo er wohnen konnte: 177 Commonwealth Avenue, das Haus des damaligen Patriarchen der Adamsfamilie Charles Francis Adams. (Einmal war dieser Charles Francis Adams übrigens auch Minister für die Flotte, Secretary of the Navy, die sein Urgroßvater begründet hatte, gewesen.)

Die Adamsfamilie zeichnete sich nicht nur durch die Ämter aus, die sie innehatte, sondern auch durch die, die von ihr abgelehnt wurden. Henrys Großvater sollte anschließend an die Präsidentschaft eines der höchsten Ämter im Lande erhalten: Man hatte ihn zu einem der Obersten Richter des Landes vorgeschlagen, und der Senat hatte ihn bestätigt; er aber lehnte mit der Begründung, daß er sich für dieses Amt nicht eigne, ab und wurde einfacher Abgeordneter; Henrys Bruder schlug die höchste Bostoner Ehre, die Präsidentschaft der Harvard Universität, aus.

¹ E. Samuels, Henry Adams. The Middle Years, Cambridge 1958, S. 345.

² Vgl. dazu J. Kuczynski, Die Muse und der Historiker, Berlin 1974, S. 97 f.

³ Er war es auch, der die von Marx verfaßte „Adresse an Abraham Lincoln“ entgegennahm.

⁴ Vgl. zum folgenden auch Ch. Amory, The proper Bostonians, New York 1947.

Ein Adams ist es, der solches tat! Im Jahre 1636 war der „erste“ Adams, ein anderer Henry, aus England nach Boston gekommen, im gleichen Jahr, in dem Harvard, die vornehmste Universität der USA bis heute, gegründet worden war. Die Generation der Enkel begann in Harvard zu studieren, und seitdem hat jede Generation der Adamsfamilie – über 250 Jahre hindurch – Studenten in Harvard gehabt. Und mehr: Zur Intelligenz des Landes zu gehören, war ein Stolz der Familie – in gewisser Weise speziell zur Historiker-Intelligenz: Gaben sie doch zumeist Familiengeschichten heraus. So auch Henrys Vater, der, nachdem er sich zurückgezogen hatte, die Briefe seiner Großmutter Abigail, der Frau von John, sowie zehn Bände Schriften seines Großvaters veröffentlichte, dazu dessen Biographie schrieb, zwölf Bände des Tagebuchs seines Vaters edierte und auch sein eigenes Tagebuch über fünfzig Jahre auf dem laufenden hielt. Henry half übrigens schon als Schuljunge seinem Vater, die Korrekturen der Biographie des Urgroßvaters zu lesen.

Doch nicht nur Historiker der eigenen Familie und ihrer Leistungen waren die Adams. John Adams blickte oft in die ferne Vergangenheit zurück und verglich die Gesellschaft, die er mitzuformen half, mit denen vergangener Zeiten, Athens oder Spargas oder Roms, um Lehren für die Praxis der Gegenwart zu ziehen. Sein Sohn John Quincy galt während seiner Präsidentschaft geradezu als „Experte im Ziehen von Parallelen“ zwischen Gegenwart und Vergangenheit.

Seit John waren alle führenden Mitglieder der Adamsfamilie bürgerliche Demokraten: Jeder sollte nach seinen Fähigkeiten vorwärtskommen (nicht nach seinem Gelde, wie es die bourgeoisen Demokraten wollten, die behaupteten, die Fähigkeiten seien zu messen an dem Gelde, das sie machen). Da aber nach der Lehre der Adamsfamilie die Fähigkeiten der Menschen verschieden seien und da für die Entwicklung der Fähigkeiten auch die gute Erziehung (die damals ein recht hohes Minimum an Geld voraussetzte) von großer Bedeutung war, so neigten sie zu einer „demokratischen Elitetheorie“, die John und John Quincy in scharfen Gegensatz zu der „gleich[84]macherischen Demokratie“ von Jefferson und John Quincy in entsprechende weltanschauliche und politische Feindschaft zu Andrew Jackson brachte. John war vielleicht der erste Amerikaner gewesen, der gegen Rousseau und dessen „Gleichmachereidemokratie“ gewettert hat.⁵

Zugleich aber führte diese Auffassung von Demokratie in stärkste Opposition zu den Sklavenshaltern des Südens. John Quincy schrieb schon 1820 anlässlich des Kampfes im Kongreß um die Aufnahme Missouris als Sklavenstaat in die Union in sein Tagebuch: „Ich bin ganz sicher, daß der gegenwärtige Streit nur das Vorwort, ein Titelblatt zu einem großen tragischen Band ist ... Der Präsident glaubt, daß die Frage durch einen Kompromiß gelöst werden kann. Ich jedoch nicht.“⁶ John Quincys Sohn, Charles Francis, war führend in der Kampagne gegen die Sklaverei. Er half, den Boston Whig, eine Anti-Sklaverei-Zeitung, zu finanzieren und war einer der Begründer der Free Soil Party, die nicht etwa Gratis-Boden für alle Siedler, sondern von Sklaverei freie Staaten befürwortete. Die Free Soil Party beteiligte sich auch an den Präsidentschaftswahlen und stellte Charles Francis als Vizepräsidenten auf. Kein Wunder, daß Lincoln zu Beginn des Bürgerkrieges Charles Francis auf den wichtigsten Botschafterposten stellte, im sklavenstaatfreundlichen England.

Charles Sumner, der große und kompromißlose Kämpfer gegen die Sklavenstaaten, war der erste „Held“ des Schuljungen Henry Adams. Als Sumner nach heftigstem politischen Kampf 1851 als Senator von Massachusetts gewählt worden war, trugen Henrys Schulfreunde schwarze Armbinden; Henrys rechten Arm jedoch schmückte eine weiße.

Und noch einer Eigenschaft der Familie Adams sei abschließend gedacht, einer recht äußerlichen, doch nicht unwichtigen: Urgroßvater, Großvater, Vater, Henry und seine beiden bemerkenswerten Brüder Brooks und Charles Francis wurden im Durchschnitt über 80 Jahre alt.

⁵ Vgl. dazu Max I. Baym, *The French Education of Henry Adams*, New York 1951, S. 9.

⁶ J. Qu. Adams, *Diary*, Jan. 10, 1820, in: *The Selected Writings of John and John Quincy Adams*, New York 1946, S. 301 f.

Soweit der Familienhintergrund von Henry Adams.

Über die ersten vierzig Jahre seines Lebens – 1838 bis 1877 – schreibt der amerikanische Historiker Carl Becker amüsant in der Encyclopaedia of the Social Sciences:

„Geboren in Boston, beendete er das Studium in Harvard College 1858, ging nach Berlin, um Zivilrecht zu studieren, besuchte dort eine einzige Vorlesung, wanderte dann zwei Jahre in Deutschland und Italien, wurde, da er nichts Besseres zu tun fand, Privatsekretär seines Vaters, der während des Bürgerkrieges Botschafter in Großbritannien war. Er kehrte heim mit der vagen Idee, politischer Reform-Journalist zu werden. Desillusioniert durch die Zusammensetzung der Regierung Grant nahm er ein nicht gesuchtes Angebot, außerordentlicher Professor (assistant professor) für Geschichte in Harvard zu werden (1870-1877), an.“⁷

Das Leben war für Henry nicht ganz so leicht, wie es Carl Becker schildert, aber die Art seines Lebens in den ersten vierzig Jahren ist gut erfaßt. [85]

2. Universitätsprofessor

Adams kam nach Harvard mit beachtlichen politischen Erfahrungen. Er hatte in Washington reichlich praktische Innenpolitik und in London, während der Botschafterzeit seines Vaters, praktische Außenpolitik studiert. In Harvard war er jedoch vor allem Professor für mittelalterliche Geschichte. Aus der entscheidenden Unterhaltung mit dem Präsidenten der Universität Charles William Eliot berichtet er: „Aber Herr Präsident“, machte Adams geltend, „ich verstehe nichts von mittelalterlicher Geschichte“. Mit seiner höflichen Art und dem sanften Lächeln, mit dem die nächste Generation von Amerikanern so vertraut wurde, antwortete Eliot milde aber bestimmt: „Wenn Sie, Herr Adams, mich auf irgendjemanden aufmerksam machen wollen, der mehr davon versteht, werde ihn gern ernennen“. Die Antwort war weder logisch noch überzeugend, doch Adams konnte nichts entgegnen, ohne unhöflich und anmaßend zu werden. Er konnte nicht sagen, daß unter diesen Umständen die Ernennung irgendeines Professors ihm unnötig erschien.“⁸

Eigentlich gegen seinen Willen, mehr auf Drängen seiner Familie, ohne rechte Kenntnis seines Faches, aber darin seinen Kollegen auf diesem Gebiet nicht unterlegen, wurde Adams so Professor an der vornehmsten amerikanischen Universität. Auch hatte er keine Erfahrung als Lehrer. Und auch keine „Theorie der Geschichte“ im allgemeinen. Den Stoff mußte er sich zunächst gewissermaßen erst für jede Vorlesung selbst erarbeiten.

Und doch: Adams war ein erstaunlicher Lehrer, der voller Anregungen, problemreich, überaus lebendig sprach, einen kleinen Kreis von Studenten zu echten Forschern heranzog und mit seinen ersten Doktoren eine Gemeinschaftsarbeit Essays in Anglo-Saxon Law schrieb, die erste ihrer Art in der Geschichte von Harvard, ja an irgendeiner Universität der USA.

Über seine Haltung zu den Studenten bemerkte er: „Das einzige Privileg, das ein Student hatte und das sich zugleich für ihn lohnte, war, mit dem Professor sprechen zu können, und es war die Pflicht des Professors, ihn dazu zu ermutigen. Doch war es nicht leicht für ihn, die Studenten zum Reden zu bringen. Er mußte sich Tricks ausdenken, um herauszufinden, worüber sie nachdachten, und um sie dazu zu verleiten, sich dem Risiko der Kritik ihrer Mitstudenten auszusetzen. Jede größere Gemeinschaft von Studenten erdrückt den einzelnen. Keiner kann mehr als ein halbes Dutzend Studenten auf einmal lehren. Das ganze Erziehungsproblem ist im Grunde eine Kostenfrage.

Das Lehrsystem für Klassen von Hunderten von Studenten, das im Grunde dem des 12. Jahrhunderts entsprach, paßte Adams ganz und gar nicht. Ohne Zugang zur Philosophie und gelangweilt von Tatsachen wollte er seine Studenten etwas nicht völlig Unnützes lehren. Die Zahl der überdurchschnittlich begabten Studenten war seiner Erfahrung nach kaum einer von zehn;

⁷ Encyclopaedia of the Social Sciences, Bd. 1, New York 1930, S. 431.

⁸ The Education of Henry Adams, Sentry Edition, Boston and Cambridge 1961, S. 293 f. –künftig zitiert als: Education.

der Rest konnte kaum durch den Leh-[86]rer stimuliert werden. Alle waren achtbar und ehrenwert, und in den sieben Jahren seines Kontakts mit ihnen konnte sich Adams über keinen einzigen von ihnen beklagen; aber neun von zehn lassen sich passiv ‚polieren‘, gleich einer harten Oberfläche; nur jeder zehnte reagiert sinnvoll.

Adams meinte, da niemand sich darum kümmerte, was er tat, daß er sich dem zehnten widmen sollte, wenn auch auf Kosten der übrigen neun.“⁹

Wenn er volle Freiheit gehabt hätte, „hätte er einen konkurrierenden Professor sich gegenübergesetzt, dessen Aufgabe die ganz begrenzte sein sollte, entgegengesetzte Meinungen zu äußern; doch von allen grotesken Einfällen an einer Universität schockierte keiner die intellektuelle Atmosphäre so wie Widerspruch und Konkurrenz unter Lehrern. In dieser Beziehung war das Universitätssystem des 13. Jahrhunderts so viel wert wie das ganze moderne Lehrsystem.“¹⁰

Adams schätzt seine Lehrtätigkeit so ein: „Im ganzen war er unzufrieden sowohl mit dem, was er gelehrt hatte wie auch mit seiner Lehrmethode. Die sieben Jahre seiner Lehrzeit (an der Universität) schienen ihm verlorene Jahre.“¹¹

Jedoch spricht Adams gleichzeitig mit großer Begeisterung von den Studenten, die er um sich gesammelt hatte, von ihrer großartigen Reaktion auf Anregungen, ihrer Unermüdlichkeit bei der Arbeit, ihrer Fähigkeit, sich bilden zu lassen.¹²

Das ganze Kapitel aber, in dem Adams über seine Lehrtätigkeit berichtet, ist überschrieben „Failure“, „Versagen“.

Man kann sehr schnell und hastig und oberflächlich urteilen: Adams versuchte eine Eliteerziehung und versagte.

Die Problematik aber liegt viel tiefer. Wenn Adams sagte: Keiner kann mehr als ein halbes Dutzend Studenten auf einmal lehren, so ist das ein wenig übertrieben. Es können auch 12 oder 15 sein.

Natürlich kann man 100 bis 500 Studenten in einer Vorlesung für ein wissenschaftliches Gebiet begeistern. Sie einführen in einen Gedankenkreis. Und das ist eine wundervolle Aufgabe für einen Lehrer – als Vorbereitung der Studenten für die Lehre.

Natürlich kann man 100 bis 500 Studenten in einer Vorlesung mit Wissen anfüllen, wie es an den modernen Universitäten überall in der Welt geschieht. Aber Fakten beibringen und Lehren hat doch wenig miteinander zu tun.

Ich glaube, man kann auch vor einer größeren Anzahl von Studenten Problemvorlesungen halten. Aber natürlich haben sie nur Sinn, wenn man anschließend in kleinen Seminaren von höchstens 12 bis 15 Studenten überprüft, ob und wie die Vorlesungen angekommen sind, und sie dort vertieft.

Und diese kleinen Seminare müssen so angelegt sein, daß diejenigen Studenten, von denen man sich versprechen kann, daß sie einmal selber Wissenschaftler werden, in einem Seminar vereint sind und dort der Professor selbst das Seminar leitet. [87] Dieses Spezialseminar von für die Wissenschaft erwartungsgemäß vielleicht schöpferisch Begabten hat selbstverständlich nichts mit Elite zu tun, sondern nur damit, daß die Wissenschaft sich an der Universität natürlich einen eigenen Nachwuchs schaffen muß (geeignet für alle wissenschaftliche Institutionen).

Im Grunde hält Adams für die Ausbildung von Studenten an dem alten, schon von Sokrates und Plato vertretenen Standpunkt fest, daß die wahre Ausbildung von Studenten dialektisch, durch

⁹ Education, S. 301 f.

¹⁰ Ebendort, S. 303 f.

¹¹ Ebendort, S. 304.

¹² Ebendort, S. 305.

Widerspruch, im Meinungsstreit vor sich gehen muß – und entsprechend hält er, wie auch Wilhelm von Humboldt, wenig von Vorlesungen.

Immer noch haben wir auch im Sozialismus diese Problematik nicht gelöst und auch nicht die ebenfalls von Adams angeschnittene der Beziehung des Unterrichts von Geschichte und anderen Wissenschaften – etwa zur Philosophie, oder sein Ausweichen auf Law, auf Gesetzeslehre. Sollte man nicht viel ernstlicher über die Meinung von W. A. Anutschin nachdenken, die auch ich seit langem vertrete; er meint nämlich, daß „wir im Grunde genommen keine Universitätsbildung mehr vermitteln. Die Universitäten existieren formal. Sie haben sich zu Konglomeraten einzelner, häufig sehr guter, jedoch spezieller Hochschulen entwickelt. Wie erklärt sich diese Situation? Der Grund ist immer der gleiche. Die Praxis verlangt vor allem konkretes Wissen. Sie forderte und fordert eine verstärkte Spezialisierung. Und erst dann, wenn sich die einseitige Entwicklung und Anwendung der Wissenschaft in der Praxis als unzulänglich erweisen, erst dann zeigen sich in der Wissenschaft Bemühungen zur Entwicklung der synthetischen Richtung, ‚verwischen‘ sich die Grenzen zwischen den Wissenschaften, darunter auch zwischen den Naturwissenschaften und den Gesellschaftswissenschaften, was noch vor kurzem zumindest als ‚auführerisch‘ galt.“¹³

3. Freier Wissenschaftler

Adams entscheidet sich 1877, seine Lehrtätigkeit und die Herausgeberschaft der bekannten North American Review, einer altbewährten Monatsschrift für Politik und Kultur, die er zu einem Organ bürgerlicher Reformkreise gemacht hatte, aufzugeben, um historische Bücher zu schreiben und nach Washington zu ziehen. Das entscheidende Werk dieser Jahre ist die neunbändige Geschichte der Vereinigten Staaten von 1801 bis 1817¹⁴, die in den Jahren 1889 bis 1891, nach Privatdrucken einzelner Bände, veröffentlicht wurde. Sie umfaßt die Präsidentschaft von Thomas Jefferson und James Madison, den beiden Nachfolgern seines Urgroßvaters John Adams.

Wir kennzeichneten Adams, den Verfasser dieser Geschichte, in der Überschrift dieses Kapitels als Kleinmeister. Damit meinen wir nicht, daß diese Geschichte nicht eine bedeutende Leistung war. Sie war eine „Klein-Meisterleistung“ in dem Sinne, daß sie nicht eine neue Epoche der Geschichtsschreibung der Bourgeoisie einleitete, oder völlig aus ihrem konventionellen Rahmen fiel. Im Gegenteil! In seiner Einleitung zur Boni-Ausgabe der Geschichte schreibt Henry Steele Commager:

[88] „Es sind jetzt 40 Jahre vergangen, seit Henry Adams, nicht ohne Befürchtungen, die ersten beiden Bände seiner History of the United States during the Administrations of Thomas Jefferson and James Madison veröffentlichte. Seitdem folgten ökonomische Interpretationen den politischen, und psychologische den ökonomischen, das Breitbild wurde durch die Miniatur, die umfassende Geschichte durch die Monographie ersetzt ... Doch die History bleibt nicht nur eine literarische Leistung von seltener Schönheit, sondern auch ein Erfolg ersten Ranges der Historiographie. Mit Ausnahme von Francis Parkmans France and England in North America ist es das einzige größere von einem amerikanischen Historiker verfaßte Werk, von dem man mit Recht sagen kann, daß der Verlauf der Zeit ihm nichts anhaben, daß Gewöhnung seine unendliche Vielfalt nicht erstarren lassen können ...

Es war eine neue Ära in der amerikanischen (! – J. K.) Geschichtsschreibung, die Adams einzuleiten berufen war. Die literarische Tradition wich der wissenschaftlichen, der Einfluß der Göttinger Schule dem der Berliner, der Amateur dem hauptberuflichen Experten, und Adams war einer der Herolde dieser neuen Entwicklung, auch wenn er selbst ganz offenbar aus der literarischen und Amateur-Tradition kam ...

¹³ „Sowjetwissenschaft. Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge“, Heft 5, Berlin 1975, S. 538.

¹⁴ H. Adams, History of the United States during the Administrations of Thomas Jefferson and James Madison, New York 1889-1891.

Das heißt, daß ... seine History ganz deutlich alten Typs ist – eine politische und diplomatische Geschichte. Mit all der Beachtung, die auch ein McMaster, ein Green, ein Lamprecht, ein Luchaire sozialen und kulturellen und ökonomischen Kräften schenken, gibt Adams doch im großen und ganzen politische und militärische Annalen. Die History ist der Höhepunkt konventioneller Historiographie, der Gipfel der Geschichtsschreibung in Amerika während des 19. Jahrhunderts; mit dieser Spitzenleistung müssen die neuen Schulen der Geschichtsschreibung konkurrieren ...

Es sind jedoch nicht die Endgültigkeit der Leistung in einzelnen Kapiteln oder die relative Vollständigkeit für einen Zeitabschnitt amerikanischer Geschichte, die der vielbändigen Übersicht von Adams Unsterblichkeit sichern. Es ist vielmehr die Gesamtheit ihrer Charakterzüge: die durchsichtige Klarheit und Schönheit, die klassische Zurückhaltung, die blitzende Brillanz der Prosa, die hochgesinnte und ruhige Unparteilichkeit, streng gerechtlich, ohne abstrakt oder unpersönlich zu sein; die gelassene philosophische Haltung, die die ernsten, in gemessenem Schritt sich folgenden Seiten der Bände durchdringt; das feine Gefühl für Gewicht und Form, das das Kunstwerk von der einfachen Kompilation historischer Fakten unterscheidet; die großartige Ergebenheit der Wahrheit und die strenge Achtung vor ihr als dem letzten Ziel der Geschichtsschreibung.¹⁵

Adams schrieb hier konventionelle Geschichte – gemessen am europäischen Maßstab. Aber er schrieb weder mit europäischem noch mit amerikanischem Maßstab gemessen „altmodische“ Geschichte. Viel Ökonomie schleicht sich bereits in die Politische Geschichte ein:

„Wenn die Geschichtsschreibung je eine wirkliche Wissenschaft werden soll, dann muß sie ihre Gesetze finden nicht in der komplizierten Geschichte rivalisierender europäischer Nationalitäten, sondern anhand der ökonomischen Untersuchung einer [89] großen Demokratie.“¹⁶ Und was die Gesetze der Ökonomie betrifft, so bemerkt er in diesem Zusammenhang, daß sich ihre Bewegung mit „fast der Genauigkeit einer mathematischen Formel“ erfassen lasse, da, wenn man „die Wachstumsraten von Bevölkerung und Reichtum“ kenne, man die Wirtschaftsgeschichte der USA prognostisch (read in advance [im voraus lesen]) mindestens für hundert Jahre in die Zukunft vor sich sehen könne. Jordy spricht mit Recht von dem Interesse, das Adams „für die Auswirkung der Fluktuationen des Volkswohlstandes auf die Regierungspläne“, das heißt auf die Regierungspolitik gezeigt habe.¹⁷ Samuels bemerkt: „Die ‚positiven Charakteristika‘ der Jefferson-Verwaltung, erklärte Adams, waren ‚finanzieller‘, das heißt ‚ökonomischer‘ Art. Für einen Augenblick legte er seine Hand auf das Leitseil, dem, wie Partridge schrieb, ‚sich der alte John Adams so zäh und fest anvertraute‘, und das ausging von der Ökonomie als Ursprung des Handelns.“¹⁸ Und Stevenson beantwortet den Vorwurf, daß die History vornehmlich eine Geschichte der „politischen Aktionen“ sei: „Die faktische Komplexität des Werkes sollte von Anfang an unterstrichen werden; jede Diskussion des Werkes muß klar machen, daß es die verschiedensten Elemente des Lebens des Volkes bemerkt; die Art, wie es sich nährt und kleidet, und auch nicht; seine allgemeinen und auch literarischen Gedanken; die Charakteristika seines nationalen Gehabes, die aus der politischen Aktion entsprangen und umgekehrt wieder die politischen Aktionen beeinflussten.“¹⁹

Diese Vielfalt und Komplexität im Aufbau des Werkes wird auch so deutlich aus den Fragestellungen am Anfang und Ende.

¹⁵ H. St. Commager, a. a. O., New York 1930, S. VII, XI-XV.

¹⁶ H. Adams, History of the United States during the Administrations of Thomas Jefferson and James Madison, New York: Scribner 1921, Bd. 9, S. 222. – Im folgenden wird immer aus dieser Ausgabe zitiert.

¹⁷ W. H. Jordy, Henry Adams: Scientific Historian, New Haven 1952, S. 87.

¹⁸ E. Samuels, a. a. O., S. 57.

¹⁹ E. Stevenson, a. a. O., S. 236.

Am Anfang, zum Schluß des letzten einleitenden Kapitels, schreibt Adams, voll wundersamer Vision: „Wenn man den Priestern und Lords, die ihren Namen unter die Magna Charta setzten, erzählt hätte, daß in wenigen Jahrhunderten jeder Schweinehirt und Schuhmachergeselle mit einer Leichtigkeit schreiben und lesen würde, über die wenige Könige damals verfügten, und mit besserer Logik, als irgendeine Universität damals praktizierte, argumentieren würde, so hätte das dem Priester und Lord unglaublicher geschienen als irgendjemandem, dem man um 1800 erzählt hätte, daß in wieder fünf Jahrhunderten der Pflüger über das Feld gehen und dabei eine Sonate von Beethoven pfeifen sowie die Beziehung seiner Furchen in mathematischen Quaternionen* berechnen würde.“ Frage: Wurde für eine solche Entwicklung die Grundlage in den Jahren 1800 bis 1817 gelegt? – denn diese Jahre sind es, in denen nach Ansicht von Adams die Grundlagen der amerikanischen Gesellschaft geschaffen wurden.

Und dann die erneuten Fragen am Ende des ganzen Werkes, von 1817 aus gesehen: „Die Züge des amerikanischen Charakters waren fixiert; die Rate des physischen und ökonomischen Wachstums war gegeben; und die Geschichte, sicher daß in einer bestimmten Zeit die Union so viele Millionen Menschen mit einem Reichtum von [90] so und so vielen Millionen Dollar zählen würde, beschäftigte sich fortan vor allem mit der Frage, was für Menschen würden diese Millionen sein. Sie waren intelligent, doch was für Wege würde ihre Intelligenz wählen? Sie waren beweglich, doch welche Lösung unlösbarer Probleme würde ihre Beweglichkeit beschleunigen? Sie waren wissenschaftlich gesinnt, doch welche Herrschaft würde die Wissenschaft über ihr Schicksal haben? Sie waren milde und nachsichtig, doch was für Formen der Korruption würde diese Haltung bringen? Sie waren friedlich, doch durch welche Maschinerie würde die Korruption beseitigt werden? Was für Interessen würden eine so unermeßliche und gleichmäßige Gesellschaft beleben? Welche Ideale sie veredeln? Wonach, außer physischer Zufriedenheit, muß ein Kontinent streben? Für die Behandlung solcher Fragen bedurfte die Gesellschaft eines weiteren Jahrhunderts der Erfahrung.“

Wie schleicht sich hier der Pessimismus der Zukunft schon ein! noch vorsichtig zurückgehalten, noch nicht im September 1888 will er antworten, er verschiebt die Lösung auf das Jahr 1917, auf hundert Jahre nach dem Ende der betrachteten Zeit. So bleibt die Frage noch in der Luft hängen: Hat sich 1800 bis 1817 gelohnt?

„Wenn die Geschichtsschreibung je eine wirkliche Wissenschaft werden soll, dann muß sie ihre Gesetze finden ...“ Aber Adams hat noch keine Gesetze gefunden, außer der Folge: Ursache – Wirkung.

Auch weiß er nur einiges von der Rolle der Volksmassen – aber immerhin einiges: „Jeden Tag gingen eine Million an ihre Arbeit, und jeden Abend kamen sie heim mit einer vollbrachten Leistung.“²⁰

So vieles Richtige, Schöne und Interessante wird man in diesem Werk eines Kleinmeisters der Geschichte finden. Und doch wird man die Unzufriedenheit von Adams über sein Werk in der „Education“ mit ihm teilen. In dieser weist er darauf hin, daß er nicht fähig gewesen war, eine Gesetzmäßigkeit in der Bewegung der Geschichte zu finden – „was der Grund für sein Versagen beim Lehren war, denn Chaos kann nicht gelehrt werden“²¹, und auch so: Das Resultat seiner historischen Bücher konnte ihn nicht befriedigen: „Wo er einen Zusammenhang sah, sahen andere etwas ganz anderes, und keiner sah mit der gleichen Maßeinheit“²². Er meint, nur drei ernste Leser gehabt zu haben, zwei davon gute Freunde.²³ Aus der Sicht von 1892, dem Jahr nach der Veröffentlichung des letzten Bandes, schreibt er: „Während dieser 20 Jahre (1871 bis

* Ein Zahlbereich, der den Zahlbereich der reellen Zahlen erweitert.

²⁰ H. Adams' „History“, a. a. O., Bd. 3, S. 212.

²¹ Education, S. 363.

²² Ebendort, S. 382.

²³ Ebendort, S. 327.

1891) hat er quantitativ so viel Arbeit geleistet, wie seine Mitmenschen nur wollen konnten, mehr als sie je näher betrachten würden, mehr als man von ihm erwarten konnte. Geradezu lächerlich erschien ihm allein die Zahl seiner Bände in den Regalen öffentlicher Bibliotheken.“²⁴

[91] Die Autobiographie von Adams ist ein Versuch, die Erziehung eines Menschen darzustellen. Aber was versteht Adams unter Erziehung? Vielleicht Erziehung zum Verstehen der Welt in Gegenwart und Vergangenheit, mit der Möglichkeit, auf Grund dieses Verstehens in die Zukunft zu sehen – und dazu: auf Grund dieses Verstehens einen nützlichen Platz in der Gesellschaft zu finden.

1892 aber sieht er auf die zwanzig Jahre, die die Autobiographie nicht behandelt, so zurück: „Die Erziehung war 1871 beendet; das Leben hatte sich 1890 erfüllt; was noch blieb, hatte so wenig Bedeutung!“²⁵

So die Stimmung kurz vor den entscheidenden Entwicklungsjahren des 1892 Vierundfünfzigjährigen.

Abgeschrieben sind die Jahre des Harvard-Professors und der Fertigstellung des großen Geschichtswerks, abgeschrieben sind die Jahre der Ehe und des Lebens in den politischen Kreisen Washingtons – als Jahre der Erziehung.

Nicht, daß er mit Unmut auf die zwanzig Jahre zurücksah. Fast im Gegenteil. „Er hat sein Leben in überraschender Weise genossen und hätte es für kein anderes ausgetauscht; er war, oder glaubte es zumindest, völlig zufrieden mit seinem Leben; doch er war aus Gründen, die nichts mit Erziehung zu tun haben, müde, er schied aus dem Rennen aus, verließ den Stall und suchte Weiden so weit wie möglich von den alten entfernt.“²⁶

Und auch so: „Nichts konnte ihn weniger reizen als die Idee, einen neuen Erziehungsprozeß zu beginnen. Die alte Erziehung war kümmerlich genug gewesen; irgend eine neue konnte nur noch kümmerlicher sein.“²⁷

Doch nicht nur um ihn steht es so, sondern auch um die Vereinigten Staaten. „So kam es, daß im Jahre 1892 weder Hay noch King (seine beiden guten Freunde – J. K.) noch Adams wußten, ob sie etwas aus ihrem Leben gemacht hatten, wie man eventuellen Erfolg messen sollte und wie ihn bezeichnen; und das Volk Amerikas schien auch nicht klarer zu sehen als sie. Ja, das amerikanische Volk hatte keine Ahnung und Ausrichtung, die Menschen wanderten in einer Wüste, die noch viel sandiger war als die, in der die Juden in Sinai herumgetrabt waren; sie hatten weder Schlangen noch goldene Kälber zum Gegenstand der Verehrung.“²⁸

Ein merkwürdiges Leben hatte Adams in den sieben Jahren, die dem Selbstmord seiner Frau Marian (6.12.1885) folgten, geführt.

Seine Neigung, die Gesellschaft als verfallend anzusehen, wird, sicherlich durch das persönliche Unglück verstärkt, zu einer Weltanschauung der Unaufhaltsamkeit des Verfalls, zu einer Hoffnungslosigkeit auf irgendeine Wandlungsmöglichkeit.

Adams zieht sich vom gesellschaftlichen Leben Washingtons insofern zurück, als er kaum noch ausgeht, während seine Freunde sich daran gewöhnen, ihn unangemeldet aufzusuchen, vor allem zum Frühstück oder Lunch, das stets für mehrere Personen vorgesehen ist. Gleichzeitig beginnt er eine schier unendliche Zahl oft recht langer Reisen mit Freunden und Verwandten.

²⁴ Ebendort, S. 315.

²⁵ Ebendort, S. 316.

²⁶ Ebendort.

²⁷ Ebendort, S. 316 f.

²⁸ Ebendort, S. 328.

„Ich möchte im nächsten Sommer nach den Fidschi-Inseln fahren ... Das Ziel solch langdauernder Expeditionen im Pazifischen Ozean ist, mich so zu überanstrengen, daß ‚zu Hause sein‘ zur Ruhe wird“, bemerkt er.²⁹

Im Juni 1886 war er mit seinem Freunde, dem Maler John La Farge, nach Japan gereist – der erste „Schritt in die Welt“ nach dem Tode von Marian. Es folgen vier Jahre, in denen, mit Reiseunterbrechungen, die History fertiggestellt wird. Und dann geht er, wieder mit La Farge, für eineinhalb Jahre auf eine neue Reise, die ihn vor allem zu einem längeren Aufenthalt auf verschiedenen Südseeinseln führt, nach Tutuila, Upolu und anderen. Beide leben in primitiven Hütten und werden Freunde mit eingeborenen Fürsten und so manchen ihrer Untertanen, jungen und alten, sich in die ihnen zuvor so ferne Kultur einlebend. Später werden sie Australien und Java, Ceylon und Indien, schließlich Europa besuchen und im Februar 1892 in die Vereinigten Staaten, die sie im August 1890 verlassen hatten, zurückkehren.

In Europa überfiel ihn wieder sein Gesellschaftspessimismus mit aller Gewalt. „In ganz Paris – Literatur, Theater, Kunst, Menschen, Küche – habe ich noch nicht eine einzige neue gesunde Sache gesehen. Nichts ist einfach oder einfach empfunden oder gesund; alles ist gekünstelt, selbst die Bemühung, einfach zu sein – wie Maupassant, die Blüte des jungen Frankreich – alles ist gequält und alles ist befangen.“³⁰

Im Februar war Adams mit La Farge in den USA eingetroffen, und noch im Februar fuhr er mit Clarence King nach Kuba, die erste von mehreren Reisen dorthin. Künftig wird Kuba eine Rolle für Adams spielen, seine Befreiung von den spanischen kolonialen Fesseln, doch auch von den Fängen des amerikanischen Kapitals – er wollte „Kuba von den Zuckerpflanzern und Syndikaten, deren Interessen McKinley (amerikanischer Präsident 1897-1901 – J. K.) wahrnehmen wird, und die schlimmer noch als Spanien sind, retten.“³¹

1892 soll er Ehrendoktor von Harvard werden und lehnt ab – unter denen, die er für würdiger hält, ist Hippolyte Taine.³²

1893 erleben die USA eine schwere Wirtschaftskrise; für Adams nur eine neue Bestätigung der Fäulnis der Gesellschaft. Seine Brüder erleiden ernste finanzielle Verluste, er selbst, der sich kaum um seine Angelegenheiten gekümmert hatte, nur geringe. 1893 brachte auch ihn und den zehn Jahre jüngeren Bruder Brooks arbeitsmäßig engstens zusammen. Brooks hatte das Manuskript seines Buches *The Law of Civilization and Decay* im ersten Entwurf beendet, und beide Brüder bemühten sich in eifrigsten Diskussionen, den Untergang der Kulturwelt als gesetzmäßigen Prozeß nachzuweisen. [93]

5. Übergang

... den Untergang der Kulturwelt als gesetzmäßigen Prozeß nachzuweisen – beginnt hier nicht ein neuer Weg für Adams? Endlich begibt er sich auf die eigene Suche nach Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte! Endlich beginnt eine neue Erziehung als Wissenschaftler!

Und noch eine neue Entdeckung macht Adams in diesem Jahre 1893 – auf der Industrieausstellung in Chicago.

Allein schon ihre Architektur war ein Genuß – und solche Architektur im mittleren Westen! nicht etwa in Boston. Wenn das das neue Amerika war, dann würden einst die eigenen Freunde dem Volke in Erinnerung bleiben, während die Politiker und Millionäre vergessen werden würden.

²⁹ Letters of Henry Adams, hg. v. W. C. Ford (im folgenden: Letters), Bd. 1, Boston 1930, S. 388.

³⁰ Ebendort, S. 535.

³¹ H. D. Cater, Henry Adams and his Friends. A Collection of his Unpublished Letters, Boston 1947, S. 437.

³² Letters, a. a. O., Bd. 2, Boston 1938, S. 10.

Doch viel bedeutsamer für ihn – man darf nicht vergessen, daß Adams sich stets auch um naturwissenschaftliche Fragen gekümmert hat – wurde der industrielle Teil der Ausstellung. Wieviele Gedanken und Probleme brachte sie auf!

Was für Energien waren in der modernen Wirtschaft tätig! und wo würden sie hinführen? Er berechnet, daß die Ozeandampfer den Höhepunkt ihrer Entwicklung 1927 erreichen würden – nicht so falsch. Die Eisenbahnen hätten seiner Meinung nach keine großen qualitativen Entwicklungsmöglichkeiten mehr, in schärfstem Gegensatz zu den Explosivstoffen. Am geheimnisvollsten aber sei die Zukunft des Dynamos, der elektrischen Maschine. „Man verweilte lange bei den Dynamos, denn sie waren neu und begannen eine neue historische Phase. Naturwissenschaftler konnten niemals die Unwissenheit und Naivität des Historikers verstehen, der, wenn er plötzlich auf eine neue Kraft stieß, natürlich fragte, was sie sei; hielt sie zurück oder trieb sie vorwärts? War sie eine Schraube oder ein Bohrer? Floß sie oder vibrierte sie? War sie ein Draht oder eine mathematische Linie? Und ein Haufen solcher Fragen, auf die er Antworten erwartete und erstaunt war, keine zu erhalten.“³³

„Chicago fragte 1893 zum ersten Mal, ob das amerikanische Volk wußte, wohin es trieb. Adams antwortete, daß er es wenigstens nicht wußte, aber versuchen würde, es herauszufinden.“³⁴

Die Frage, die in anderer Form am Ende seiner großen Geschichte von 1801 bis 1817 gestellt aber nicht beantwortet wurde, nahm er wieder auf. Aber bestimmter, konkreter und jetzt mit dem Ziel, sie zu beantworten.

Und dabei kommen einem auch solche Gedanken: „100 Jahre hindurch, zwischen 1793 und 1893 hat das amerikanische Volk gezögert und geschwankt, bald vorwärts, bald rückwärts, zwischen zwei Kräften, von denen die eine einfach industriell, die andere kapitalistisch, zentralistisch, mechanisch war.“ Kapitalistisch heißt für Adams auch große Aktiengesellschaften, Truste, Gewerkschaften ... „die ganze mechanische Konsolidierung von Kraft, die rücksichtslos die Klasse, in die Adams geboren war, vernichtete, und dafür Monopole schuf, die in der Lage sind, die neuen Energien, die Amerika anbetete, zu beherrschen.“³⁵

[94] Ist es nicht fast natürlich, daß Adams nach dem Erlebnis der Industrieausstellung von 1893 und all den Überlegungen, die sich unmittelbar daran knüpfen, 1894 „Das Kapital“ liest, das ihn tief beeindruckt und das er nicht versteht. Er schreibt, daß er „niemals auf ein Buch gestoßen, das mich soviel gelehrt und von dessen Schlußfolgerungen ich so radikal abwich.“³⁶ Wenn Marx den Untergang der kapitalistischen Gesellschaft voraussah, dann konnte Adams so ganz mit ihm übereinstimmen. Wenn Marx die Alternative Sozialismus oder Verfall in die Barbarei stellte, konnte Adams auch noch in gewisser Hinsicht mit ihm einig gehen. Die „radikale Uneinigkeit in den Schlußfolgerungen tritt ein in dem Moment, wo Marx zum Kampf für den Sozialismus, für eine schöne Zukunft der Menschheit aufruft und den Sieg der Arbeiterklasse verkündet. Adams sieht nichts Erfreuliches im Sozialismus und meint auch, daß nicht die Arbeiterklasse und der Sozialismus, sondern die Barbarei siegen würden. In solcher Weise schließt eigentlich die Entwicklung des Adamschen Kultur- und allgemein Gesellschaftspessimismus ab. Die Analyse von Marx bestätigt ihm seine Linie, weil er die Synthese von Marx ablehnt. Künftig wird er sich der Ausarbeitung seiner „neuen“ Linie widmen.

Doch fehlt zu dem pessimistischen Pol der Zukunft noch der Blick in den beglückenden Pol der Vergangenheit. Diesen Blick wird er 1895 tun. Im Sommer war er wieder einmal mit Freunden nach Europa gefahren. Von England ging es nach Frankreich – zum wievielten Male? Er

³³ Education, S. 342.

³⁴ Ebendort, S. 343.

³⁵ Ebendort, S. 344 f.

³⁶ Letters, a. a. O., Bd. 2, S. 49.

bereiste diesmal die Kathedralenstädte Amiens, Bayeux, Coutances, Mont-Saint-Michel, Vitré, Le Mans und Chartres.

Ein Vierteljahrhundert zuvor hatte er in Harvard begonnen, die Geschichte des europäischen Feudalismus zu lehren. Jetzt erlebte er die Zeit von neuem, unendlich viel tiefer und aufregender, ergriffen von der Einheit und Schönheit des Lebens, die er zu sehen vermeinte.

Welch ein Gegensatz zwischen der gesellschaftlichen Harmonie, die er im 12. und 13. Jahrhundert zu verspüren glaubte, und den kraß sich türmenden Widersprüchen seiner Zeit!

„Die normannische Kathedrale dort“, schreibt er nach dem Besuch von Coutance, „war etwas ganz Neues für mich und ließ meinen allzu stolzen Geist ein ganzes Bißchen bescheidener werden. Ich hätte nicht gedacht, daß ich so unwissend und töricht war, solchen Erscheinungen gegenüber blind gewesen zu sein, wo ich doch seit nahezu 40 Jahren nicht fern von ihnen gewesen war. Caen, Bayeux und Coutances waren ein Buch, das ich niemals zuvor aufgeschlagen hatte ...“³⁷

„Adams kam nach Washington mit einem neuen Sinn für Geschichte zurück“, heißt es in der Autobiographie.³⁸

Es sind die Erlebnisse dieser drei Jahre von 1893-1895, die einen neuen Adams schaffen. Er ist jetzt auf dem Wege zu einer Philosophie und Mathematik und Kunst der Geschichte. Er sucht Gesetze und Triebkräfte in der materiellen Realität, vor allem in der Technik, er versucht sie mathematisch zu erfassen. Aber zugleich blickt [95] er mit dem Auge des Künstlers in die Vergangenheit, und glaubt dort eine Einheit zu schauen, die er dem Pluralismus der Bewegungen und Richtungen der Gegenwart gegenüberstellen wird. Mechanik und Dialektik, Motor und Madonna, Kunst und Wissenschaft mischen und vereinen sich in einer Weise, die Goethe fasziniert hätte. Eine ganz neue Historikergestalt entsteht vor unseren Augen, mit dem Zirkel messend und zugleich wirr schwankend in den Ideen, statistische Tabellen lesend und Glasfenster des 12. Jahrhunderts mit dem Auge kosend, ein ganz neuer Historiker, der zugleich Naturwissenschaftler, Gesellschaftswissenschaftler und Künstler ist, überwältigt von den möglichen Sichten, völlig unsicher in der Handhabung der neuen Werkzeuge und Methoden, tiefer in Pessimismus, den er mathematisch begründet, verfallend als je zuvor, eine der erstaunlichsten Gestalten des sterbenden Kapitalismus.

Das Kapitel „Chicago“ beginnt: „Im toten Wasser des Fin-de-siècle herumtreibend – und während des letzten Jahrzehnts sprach jeder und schien zu fühlen fin-de-siècle –, wo kein Hauch die träge Luft der Erziehung bewegte oder den geistigen Stumpfsinn der Selbstzufriedenheit beunruhigte, lebte man alleine. Adams hatte seit langem aufgehört, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Seit Jahren hatte er nicht außerhalb seines eigenen Hauses gegessen und in der Öffentlichkeit war sein Gesicht so unbekannt wie das eines erledigten Staatsmannes.“³⁹

Das war die Situation und Stimmung, in der man mit dem Bruder noch den Schritt zur Untersuchung von historischen Gesetzen machen konnte, insbesondere wenn diese den Untergang der eigenen „Zivilisation“ anzeigten.

Aber im „toten Wasser des Fin-de-siècle“ kann sich natürlich nicht die Ausstellung von Chicago spiegeln, nicht der Elektromotor, der Dynamo. Natürlich kann man auch mit dem Dynamo in den Abgrund fahren, aber nicht in „träger Luft“.

Und auch das neue Bild des 12. Jahrhunderts, voller Harmonie und Einheit, ist keine Idylle, auch dieses Jahrhundert wird von einer Kraft, die sogar noch stärker ist als der Dynamo, beherrscht, wovon noch ausführlicher zu sprechen sein wird.

³⁷ Letters to a Niece and Prayer to the Virgin of Chartres, with a Niece's Memories, by Mabel La Farge, Boston 1920, S. 79 f.

³⁸ Education, S. 355.

³⁹ Ebendort, S. 331.

Ob er sich schon klar darüber ist oder nicht, Adams hat die Fin-de-siècle-Atmosphäre verlassen – nicht notwendigerweise dessen Grundstimmung des Pessimismus, aber das Gefühl der Stagnation.

Später wird er feststellen: „Man beherrschte nicht mehr Kraft und Stärke im Jahre 1900 als 1850, obgleich das Ausmaß an Kraft und Stärke in der Gesellschaft enorm gestiegen war.“⁴⁰ Pessimismus vom Standpunkt der Großbourgeoisie – aber Pessimismus gegenüber einer von stärksten Strömungen bewegten Gesellschaft, allem andern ähnlich als totem Wasser und träger Luft.

Adams hat eine neue Periode stärkster eigener Aktivität in einer von außerordentlichen Kräften bewegten Welt begonnen. „Er setzte sich hin, als wäre er wieder ein Junge in der Schule, um nach seinen Bedürfnissen die Werte einer Dynamischen Theorie der Geschichte zu formen“ schließt das Kapitel, das die Zeit von 1903 bis 1904 umfaßt.⁴¹ Die Erziehung, die ihm diese Jahre geben, machen ihn zumindest in der Art, wie er sich an seine Arbeit setzt, wieder jung.

[96] Merkwürdig, wie dieser Adams Mitte der Fünfziger zu neuem Leben erwacht, einem Leben, das unendlich viel reicher und lebendiger ist, als das vergangene. Einem Leben, das ihn bis in das 70. Lebensjahr schöpferisch arbeiten läßt, auf einer Ebene, die weit, weit höher gelagert war als die der produktiven Jahre von 1877 bis 1890, in denen er an seiner großen Geschichte arbeitete. Schöpferisches Arbeiten, voll kluger Gedanken, voller anregender Unsinnigkeiten von der Art, von der Bacon sagte, daß aus ihnen leichter zur Wahrheit zu gelangen sei als auf der Basis von konfusem Gestammel – alles im Rahmen einer kapitalistischen, ja ausgesprochen monopolistischen Ideologie.

Doch sein Pessimismus hat ihn nie verlassen – er entwickelte sich im Gegensatz zu seinem Agnostizismus gegenüber dem „Schicksal dieser Welt“ in der früheren Zeit, erst jetzt recht eigentlich zu einer Philosophie.

Als sein junger Freund Bay Lodge im Sommer 1909 plötzlich starb, schrieb Adams dem Vater: „Meine eigene Formel, immer das Schlimmste zu erwarten und es doch immer noch schlimmer zu finden, als ich erwartete, erlebt jetzt schrecklichste Anwendung.“

Und doch: Neunzehn Jahre später, am letzten Nachmittag seines Lebens, bat er seine junge Hausfreundin Aileen Tone: „Liebes Kind, erhalte mich am Leben“, Dear child, keep me alive.

6. Das Gesetz – die Beschleunigung

Wir hatten aus dem „20 Jahre danach“ betitelten Kapitel der „Education“ zitiert, wie hilflos 1892 die drei Freunde Hay, King und Adams der Aufgabe gegenüberstanden, für sich selbst oder für die Vereinigten Staaten eine „Erfolgsbilanz“ zu ziehen und eine Richtung der Entwicklung anzugeben. Doch am Ende des Kapitels findet sich ein Satz, der schon irgendwie auf das Jahr 1893 mit dem Erlebnis der Chicagoer Ausstellung hindeutet: „Gelandet, verloren und vergessen im Zentrum dieser weiten Fläche der Selbstzufriedenheit konnte Adams nur ein aktives Interesse erkennen, dem alle anderen sich unterordneten und das die Energien von 60 Millionen auf Kosten aller anderen Kräfte, wirklicher oder eingebildeter, absorbierte. Die Macht des Eisenbahnsystems war seit 1870 enorm gewachsen. Schon näherte sich der Kohlenausstoß von 160 Millionen Tonnen den 180.000.000 des Britischen Reichs, und man hielt den Atem an vor der Nähe dessen, was man niemals zu erleben gedacht hatte, dem Kreuzweg, an dem die amerikanischen Energien die Führung übernehmen würden.“⁴²

Kraft, Stärke, Energie werden wichtige Stichworte für den Historiker Adams und sie drängen Ursache und Wirkung als die einzigen – und so neutralen – Maßstäbe der Entwicklung in den Hintergrund.

⁴⁰ Ebendort, S. 389.

⁴¹ Ebendort, S. 473.

⁴² Ebendort, S. 330.

Was die Ausstellung von 1893 in Chicago begonnen hatte, beendet die Pariser [97] Weltausstellung von 1900. „Überzeugt davon, daß die Folge (sequence) der Menschen zu nichts führte, und daß die Folge ihrer Gesellschaft nicht weiter führen könnte, während die einfache Folge der Zeit eine künstliche Sache war und die Folge der Gedanken dem Chaos glich, wandte er sich endlich der Folge von Kraft und Stärke zu; und so geschah es, daß er nach zehn Jahren eifriger Suche und Forschung sich in der Galerie der Maschinen auf der Großen Ausstellung von 1900 mit von dem plötzlichen Ausbruch völlig neuer Kräfte gebrochenem historischem Genick liegen fand.“⁴³

Überwältigt von der Rolle von Kraft, Stärke und Energie als treibenden Kräften der Geschichte sind all seine früheren Konzeptionen vom Verlauf und inneren Zusammenhang der Geschichte zusammengebrochen.

Und so beginnt er die Geschichte auf diese ihm neue Triebkraft hin zu untersuchen. „Adams wußte niemals, warum er, der nichts von Faraday wußte, jetzt Faradays Trick nachzuahmen begann, überall, wo er zuvor Willensäußerungen gesehen, jetzt Ströme von Kraft um sich zu spüren.“⁴⁴ Er kommt vom Subjektivismus zum Objektivismus des historischen Geschehens.

Und so beginnt er ein neues Historikerleben. „Man mußte sich gleich an die Arbeit setzen, denn die Zeit drängte. Die alten Formeln hatten versagt, und neue mußten gefunden werden, aber das Ziel war wenigstens nicht extravagant oder exzentrisch. Man suchte nicht nach absoluter Wahrheit. Man suchte nur nach einer Spule, um auf ihr den Faden der Geschichte, ohne ihn zu brechen, aufzuwinden.“⁴⁵

Zwei Eigentümlichkeiten hat die Energie, haben die Kraft und Stärke, die die Geschichte beherrschen:

Erstens wohnt ihnen ein Streben nach Einheit und Einfachheit der Bewegung inne. Hatte nicht Poincaré, der größte Mathematiker dieser Zeit, erklärt, daß die Natur die Einfachheit liebe, daß alle anderen Umstände als gleich gegeben „ein einfaches Gesetz mehr Wahrscheinlichkeit für sich habe als ein kompliziertes“.⁴⁶ Adams ist begeistert: „Geschichte und Mathematik stimmten überein ... er (Poincaré – J. K.) erschien als die einzige Autorität auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, der genau das fühlte, was ein Historiker so ganz stark verspürte – die Notwendigkeit der Einheit im Universum.“⁴⁷

Doch dann stößt er plötzlich auf eine andere Hypothese: „Sicherlich werden wir, wenn unsere Forschungsmittel es ermöglichen, immer tiefer einzudringen, das Einfache unter dem Komplizierten entdecken; dann das Komplizierte unter dem Einfachen, dann wieder das Einfache unter dem Komplizierten, und so weiter, ohne je fähig zu sein, den letzten Wechsel vorauszusehen.“⁴⁸

Eine solche Auffassung ist umso trauriger, als den Menschen das Streben nach [98] Einheit und Einfachheit zutiefst beseelt: „Die Menschen haben stets, tuen es auch heute noch, groteske Fehler bei der Wahl und Messung der Kräfte gemacht, sie haben sie willkürlich aus einem ganzen Haufen ausgewählt, aber sie haben niemals einen Fehler in dem Wert, den sie dem Ganzen gaben, gemacht, dem Ganzen, das sie als Einheit sahen und als Gott verehrten. Bis auf den heutigen Tag hat sich diese Haltung nicht verändert, auch wenn die Wissenschaft der Kraft keinen Namen mehr geben kann.“⁴⁹

⁴³ Ebendort, S. 382.

⁴⁴ Ebendort, S. 426.

⁴⁵ Ebendort, S. 472.

⁴⁶ Ebendort, S. 454.

⁴⁷ Ebendort.

⁴⁸ Ebendort, S. 455.

⁴⁹ Ebendort, S. 475.

Alles in der Geschichte wird ihm zur Manifestation von Kraft und Stärke, von Energie, genau wie in der Natur – und so wird ihm im Grunde die Geschichte der Gesellschaft zu einem Teil der Geschichte der Natur, entsprechend dann auch die Geschichtswissenschaft letztlich zu einer Naturwissenschaft.

Geschichte ist die „Wissenschaft von der Lebensenergie in Beziehung zur Zeit“. Die Energie, die die Geschichte füllt und bewegt, muß als „mechanischer oder physikalisch-chemischer Prozeß“ betrachtet werden.⁵⁰ „Soziale, gesellschaftliche Energie ist eine echte Form der Energie“⁵¹ und unterliegt darum den allgemeinen Gesetzen der Energie, auch wenn die gesellschaftliche Energie natürlich im einzelnen anderen Regeln folgt als etwa der Dynamo. Auch der Mensch, auch die Menschheit in ihrer geschichtlichen Bewegung ist ein „thermodynamischer Mechanismus“. Daher kann man zum Beispiel als sich entsprechend ansehen: das Wasser mit seinen drei Stadien Wasser, Dampf, Eis und den Gedanken in verschiedenen historischen Phasen. Und so wie das Wasser dem Druck, der Temperatur und dem Volumen als Phasen bzw. Stadien bestimmenden Faktoren unterliegt, so wirken entsprechend in der Geschichte auf den Gedanken Anziehung – je stärker die Gedankenmasse, um so größer die Kraft der Anziehung –, Beschleunigung und, ebenso wie beim Wasser, Volumen. Gilt das aber, dann muß es möglich sein, den Fortschritt der Gedanken genau so mathematisch und in Formeln zu berechnen, wie einen physikalischen oder chemischen Prozeß. Kann man aber so vorgehen, dann kann die Geschichte wirklich wissenschaftlich, naturwissenschaftlich erfaßt werden. „Früher oder später tendiert jede scheinbare Ausnahme, Mensch oder Radium, in das Gebiet der Physik zu fallen.“⁵² Der Historiker verwandelt sich in einen Naturwissenschaftler, der sein Arbeitsgebiet mathematisch behandelt und auch entsprechend in der Lage ist, Prognosen über den Verlauf der Geschichte zu machen. Die Geschichte wird zur „Fabel in Formeln“, wie es Levenson formuliert.⁵³

Dies Streben zur Mathematisierung der Geschichte ist schon in früherer Zeit bei Adams zu beobachten. Hatte er doch schon 1894 in seiner Präsidentialadresse an die amerikanische Historikergesellschaft geschrieben: „Jede Wissenschaft der Geschichte muß absolut sein, wie andere Wissenschaften, und muß mit mathematischer Gewiß-[99]heit den Weg, dem die menschliche Gesellschaft zu folgen hat, fixieren.“⁵⁴ Mehrfach gebraucht Adams den Ausdruck Physicist-Historian, Physiker-Historiker.⁵⁵

In der Tat gibt es nach Adams keinen Ausweg mehr für den Historiker, er muß zum Physiker werden.

Physikalisierung der Wissenschaft, Streben nach Einheit von Natur- und Gesellschaftswissenschaft, Hoffnung auf Einfachheit der Formeln der neuen Wissenschaft, das ist das Streben von Adams in diesen Jahren.

Das neue „Energiegesetz“ der Geschichte hat eine Eigenschaft, deren Durchdenken den Pessimismus von Adams voll bestätigt: in ihm ist enthalten ein „Gesetz der Beschleunigung“, über das er in dem Kapitel seiner Education berichtet, das das Jahr 1904 behandelt.

Menschen haben von Zeit zu Zeit versucht, sich diesem Gesetz entgegenzustellen. „In jedem Zeitalter haben die Menschen sich bitter und mit Recht darüber beklagt, daß die Natur sie zur Eile trieb und hetzte, denn Stillstand, Trägheit haben fast immer zur Tragödie geführt. Widerstand ist ihr Gesetz, aber Widerstand gegen eine stärkere Masse ist sinnlos und tödlich. Vor 50 Jahren nahm die Wissenschaft als selbstverständlich an, daß die Beschleunigungsrate nicht andauern könnte ... Diese geistige Trägheit dauerte noch die achtziger Jahre hindurch, bevor sie

⁵⁰ H. Adams, *The Degradation of the Democratic Dogma* (im folgenden: *Degradation*), New York 1958, S. 203.

⁵¹ Ebendort, S. 142.

⁵² Ebendort, S. 224 f.

⁵³ I. C. Levenson, *The Mind and Art of Henry Adams*, Boston 1957, S. 363.

⁵⁴ H. Adams, *Degradation*, a. a. O., S. 127.

⁵⁵ Zum Beispiel ebendort, S. 304.

Anzeichen der Zersetzung zeigte; und Radium war es, das die Menschen aufschreckte, so daß sie begriffen, was seit langem offenbar war, daß Kraft und Stärke unerschöpflich sind.“⁵⁶

Er versucht das Gesetz der Beschleunigung auf die Geschichte anzuwenden und kommt zu folgenden Phasen der Entwicklung der Menschheit:

Da ist zuerst die religiöse Phase, die 90.000 Jahre umfaßt, danach die mechanische Phase, die dreihundert Jahre dauert; ihr folgt die elektrische Phase mit rund siebzehn Jahren und schließlich die ätherische, die nur rund vier Jahre umspannt. Dann folgt die Katastrophe.

Doch sind die Phasen auch recht genau datiert und mathematisch miteinander verbunden. Die mechanische Phase umfaßt die Zeit von 1600 bis 1900, dreihundert Jahre; die vorangehende dauert dreihundert mal dreihundert Jahre, wie bemerkt 90.000 Jahre. Die der mechanischen folgende elektrische $\sqrt{300}$ gleich $17\frac{1}{2}$ Jahre, geht also bis 1917, während die letzte $\sqrt{17\frac{1}{2}}$ gleich ein wenig über vier Jahre, also bis 1921 dauert. Nimmt man die mechanische Phase als etwas länger an, kann es sein, daß die gesellschaftliche Katastrophe, die sich auch als Gedankenkatastrophe, als völlige Unfähigkeit, mit den gewaltigen geschaffenen Energien gedanklich fertig zu werden, ausdrückt, auch erst im Jahre 2025 einsetzt.

Schon zu Beginn des Jahrhunderts hatte Adams an den Bruder geschrieben: „Ich bin immer noch der Meinung, daß es überaus wahrscheinlich ist, daß die Welt sich innerhalb von 25 Jahren ihren verdammten Hals brechen wird; und man soll froh sein, sie endlich loszuwerden. Unser Land kann sie unmöglich lenken. Ich tendiere jetzt zum Anti-Imperialismus und ganz stark zum Anti-Militarismus. Ich habe nichts mehr dagegen, daß die ganze Maschinerie zertrümmert wird und dann zu sehen, was [100] sich zu retten lohnt. Ich meine, man (d. h. die USA – J. K.) sollte sich von China, aus den Philippinen und überall woanders zurückziehen ...“⁵⁷

Unsinnige Phantasien, mag man sagen. Und mit vollem Recht. Naive Anwendung von mathematischen Formeln auf die Geschichte. Bestürzung und Angst vor der Technik.

All das ist richtig. Und doch ist Adams all den Marxisten überlegen, die seit Jahren ähnliche, aber sogenannte positive Beschleunigungsgesetze für den Sozialismus aufgestellt haben. Was soll da nicht alles im Sozialismus gesetzmäßig beschleunigt wachsen und sich entwickeln: die Technik, die Wissenschaft, die Moral usw., usf.

Adams konnte im Gegensatz zu diesen naiven Marxisten rechnen und verfügte im Gegensatz zu ihnen über das, was Goethe eine „exakte“ Phantasie nennt. Natürlich muß beschleunigtes Wachstum als Gesetz der Geschichte allgemein oder ab der Sozialistischen Gesellschaft zur Katastrophe führen, so wie es Adams vorausgesehen hatte.

In weniger als 300 Jahren werden wir bei beschleunigter Entwicklung von Technik und Wissenschaft jede Minute eine technische und eine wissenschaftliche Revolution haben.

In durchaus zu berechnender Zeit wird bei beschleunigter Steigerung der industriellen Produktion das Sonnensystem keinen Platz mehr für die produzierten Güter haben.

In durchaus zu berechnender Zeit wird der Mensch bei ständiger Beschleunigung seiner Fortbewegungsmöglichkeiten und bei Annahme eines unendlichen Weltalls für immer verschwinden oder stets am gleichen Ort bleiben.

Alles, jede Bewegung, jede Entwicklung wird Unsinn, wie Adams voraussah, die Menschheit muß in einer Katastrophe enden und zwar in durchaus nicht allzuferner Zukunft, wenn es ein Gesetz der Beschleunigung von Bewegung, Wachstum oder Entwicklung in Natur und Gesellschaft geben würde.

⁵⁶ Education, S. 493 f.

⁵⁷ Letters, a. a. O., Bd. 2, S. 328; vgl. auch ebendort, S. 316.

Widerstand gegen ständige Beschleunigung führt nicht, wie Adams meint, zur Tragödie in der Geschichte – nur Widerstand gegen Fortschritt an sich muß zur Tragödie führen.

Wie ist die Ideologie des Gesetzes von ständiger Beschleunigung von Wachstum und Entwicklung zu erklären?

Niemand wird bestreiten, daß in der Gesellschaftsordnung des Kapitalismus auf vielen Gebieten der materiellen Produktion eine Tendenz zur Beschleunigung von Wachstum und Entwicklung zu beobachten war und ist. Niemand hat diese Entwicklung großartig beschrieben als Engels und Marx im „Kommunistischen Manifest“:

„Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. Unveränderte Beibehaltung der alten Produktionsweise war dagegen die erste Existenzbedingung aller früheren industriellen Klassen ...

[101] Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen – welches frühere Jahrhundert ahnte, daß solche Produktionskräfte im Schoße der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten.“⁵⁸

Aber natürlich konnte diese beschleunigte Entwicklung in der Anfangszeit des Kapitalismus nicht andauern: „Die bürgerlichen Produktions- und Verkehrsverhältnisse, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse, die moderne bürgerliche Gesellschaft, die so gewaltige Produktions- und Verkehrsmittel hervorgezaubert hat, gleicht dem Hexenmeister, der die unterirdischen Gewalten nicht mehr zu beherrschen vermag, die er heraufbeschwor. Seit Dezennien ist die Geschichte der Industrie und des Handels nur noch die Geschichte der Empörung der modernen Produktivkräfte gegen die modernen Produktionsverhältnisse, gegen die Eigentumsverhältnisse, welche die Lebensbedingungen der Bourgeoisie und ihrer Herrschaft sind. Es genügt, die Handelskrisen zu nennen, welche in ihrer periodischen Wiederkehr immer drohender die Existenz der ganzen bürgerlichen Gesellschaft in Frage stellen.“⁵⁹

Die Produktionsverhältnisse des Kapitalismus setzten diesem Streben nach beschleunigt wachsendem Profit, nach beschleunigt wachsender Technik und Produktion zur beschleunigt zunehmenden, zur schrankenlosen Ausdehnung der Ausbeutung ihren Widerstand entgegen.

Und so ist die ganze Geschichte des Kapitalismus seit der ersten zyklischen Krise von 1825 eine Geschichte von zwei entgegengewirkenden Tendenzen: dem Gesetz der, nennen wir es, Beschleunigung der Ausbeutung und Profitsteigerung, und dem Gesetz des Widerstandes gegen diese Beschleunigung, der von drei Hauptkräften ausgeübt wurde: von den objektiven Faktoren der Zyklizität des Produktionsprozesses und der wachsenden organischen Zusammensetzung des Kapitals sowie von dem subjektiven Faktor der wachsenden Empörung der Arbeiterklasse über die gesellschaftlichen Verhältnisse.

Wie aber ist die Situation im Sozialismus?

Zunächst einmal ist festzustellen, daß wir auf allen Gebieten, auf denen wir im Wettbewerb mit dem Kapitalismus stehen, ein beschleunigtes Wachstum anstreben, um die Überlegenheit des Sozialismus gegenüber dem Kapitalismus zu etablieren. Durch dieses Streben haben wir auf den meisten Gebieten zumindest ein schnelleres Wachstum als im Kapitalismus erreicht. Aber

⁵⁸ Marx/Engels, Werke, Bd. 4, S. 465 und 467.

⁵⁹ Ebendort, S. 467 f.

das heißt nicht, daß etwa die Produktion oder die Technikausrüstung oder die Arbeitsproduktivität faktisch im letzten Halbjahrhundert beschleunigt gewachsen sind.

Und das heißt vor allem nicht, daß wir in irgendeiner Phase unserer Entwicklung auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens auch nur zeitweilig ein beschleunigtes Wachstum erstrebt haben, oder daß wir nach dem Sturz des Kapitalismus im [102] Weltmaßstab in beschleunigtem Wachstum an sich, ganz gleich für wie kurze Zeit, etwas Erstrebenswertes sehen.

Während wir im Kapitalismus von einem Gesetz beschleunigten Wachstums (zur schrankenlosen Ausdehnung, wie Marx formuliert) sprechen können, dem entsprechende „Anti-Gesetze“ des Widerstands gegen beschleunigtes Wachstum entgegenstehen, können wir ein solches Gesetz – mit entsprechenden Anti-Gesetzen – für den Sozialismus gerade nicht feststellen. Stets treten wir für weiteren Fortschritt ein, aber weder auf allen Gebieten noch für eine stete Beschleunigung des Fortschritts. Auf mehr und mehr Gebieten wird auch der Fortschritt in seinem Charakter geändert werden, indem er sich aus quantitativem in qualitativen Fortschritt wandelt. Und wenn nach Meinung der Gesellschaft auch weiterer qualitativer Fortschritt auf diesem oder jenem Gebiet überflüssig wird, weil er zur überflüssigen Spielerei ausartet, also kein echter Fortschritt mehr ist, dann wird auf anderen ganz neuen Gebieten der Fortschritt überhaupt erst beginnen, quantitativ und qualitativ.

Der sozialistische Mensch wünscht weder ein hektisches noch ein idyllisches (im Sinn von Bedürfnisträges) Leben. Und da er in einer sozialistischen Welt Natur und Gesellschaft mit ihren Gesetzen meistert, meistert er auch Richtung und Tempo des Fortschritts.

7. Kraft und Stärke und Energie – Einheit und Vielfalt

Zwei Ereignisse bestimmen die Geschichtsphilosophie, die Weltanschauung des Historikers Adams in seiner letzten, seiner wahrhaft schöpferischen, wenn auch so wirren, Periode: sein (ich sage nicht: das) Erlebnis des 12. und 13. Jahrhunderts und sein Erlebnis, kurz ausgedrückt, des Dynamo. Oder anders formuliert: das Erlebnis der Einheit unter der Ägide der Jungfrau Maria im Hochmittelalter und das Erlebnis der Vielfalt seiner Gegenwart. Oder auch: die Kathedrale und das Monopol.

Adams und sein Freund, der bedeutende Bildhauer Augustus St. Gaudens, stehen beide vor der Jungfrau von Amiens: „Für Adams wurde sie mehr denn je zu einem Kanal der Kraft; für St. Gaudens blieb sie wie zuvor eine Sache des Kunstgeschmacks ... Sie (Menschen wie St. Gaudens – J. K.) fühlten einen Eisenbahnzug als Kraft; doch sie und alle anderen Künstler beklagten stets, daß die Kraft, die in einem Eisenbahnzug verkörpert ist, niemals der Kunst eigentümlich sein könnte. Doch alle Dampfkraft der Welt konnte nicht, wie die Jungfrau, Chartres schaffen ... Symbol oder Energie, die Jungfrau hatte als die stärkste Kraft, die die westliche Welt je verspürt hatte, gewirkt und die Tätigkeiten der Menschen stärker an sich gezogen als irgendeine andere Kraft, sei sie natürlich oder übernatürlich, es je getan; die Aufgabe des Historikers war es, die Spuren dieser Energie zu verfolgen, zu finden, von wo sie kam und wohin sie floß, ihre Werte, Äquivalente, Umwandlungen. Sie konnte kaum komplizierter sein als das Radium.“⁶⁰

Von der Weltausstellung von St. Louis (1904) fährt Adams wieder nach Frank-[103]reich und „fand sich wieder in der Stadt von Coutances, wo das Volk der Normandie um 1250 eine Ausstellung geschaffen hatte, die die Architekten noch heute bewundern und Touristen besuchen, denn sie gilt als einzigartiger Ausdruck der Kraft und der Huld der Jungfrau.“⁶¹

„Er (Adams – J. K.) zweifelte niemals an ihrer Kraft, da er sie bis ins Letzte seines Wesens fühlte und ihre Meisterkraft ebenso wenig wie die Schwerkraft, von der er nur die Formel kannte, bestreiten konnte. Er war nur zu froh, sich ihr ganz zu geben, nicht ihrem Charme oder

⁶⁰ Education, S. 387 ff.

⁶¹ Ebendort, S. 468.

irgendeiner religiösen Sentimentalität, sondern ihrer geistigen und materiellen Schöpferkraft, die diese Weltausstellungen der Kraft des 13. Jahrhunderts, welche Chicago und St. Louis verbleichen läßt, gebaut hat.“⁶²

So fühlt sich Adams in diese Zeit ein, daß er ganz der ihre wird.

„Vom Dach der Kathedrale von Coutances dort drüben kann man über die Hügel und Wälder, die Farmen und Felder der Normandie blicken, und so vertraut, so heimatlich sind sie, daß man schwören könnte, daß man hier und dort, in diesem und jenem einst gelebt und nie je wieder ein so volles Leben gekannt hat.

Nie je wieder ein so volles Leben! Denn wir aus dem elften Jahrhundert, hartköpfig, geizig, nach allem greifend, schlau wie wir waren und als Normannen heute noch sein sollen, wir standen näher dem Zentrum der Weltbewegung als je unsere englischen Nachkommen. Wir sind ein Teil, und ein bedeutender Teil der Kirche von Frankreich, von Europa.“⁶³

So völlig identifiziert er sich mit seinen „Vorfahren“, daß er an Hay schreibt: „Caen, Bayeux, St. Lô, Coutances und Mont St. Michel sind ganz offenbar Werke, die ich bauen half, als ich in einer Welt lebte, die ich mochte. Mit der Renaissance, den Valois und der Tudor-Schau kann ich nichts zu tun haben ... Nahezu achthundert Jahre sind vergangen, seit ich den fatalen Fehler beging, nach England zu fahren, und seitdem habe ich nichts in der Welt mehr geleistet, das sich in der Vollendung des Geistes und der Kunst mit meiner Kathedrale von Coutances vergleichen ließe. Des bin ich so gewiß wie des Todes.“⁶⁴

Alle aber beherrscht die Kraft und Stärke und Energie der Jungfrau. Und nirgendwo spürt man das so wie in Chartres: „Jeden Tag, an dem das Werk fortschritt, war die Jungfrau anwesend“.⁶⁵ „Du gehst am besten nicht weiter, nicht einen Schritt, es sei denn, Du seist bereit zu fühlen, daß Chartres wurde, was es ist, nicht durch den Künstler, sondern durch die Jungfrau. Wenn diese hoheitsvolle Wesenheit der Architektur und der Skulptur ihren Stempel mit unmißverständlicher Energie aufdrückt, dann leuchtet sie durch die Glasfenster mit einer Schärfe des Lichts und der Farbe, die den wahren Diener Marias blenden. Bisweilen redet man ein wenig unzusammenhängend davon; man schämt sich, so extravagant im Ausdruck zu werden, wie man es sein möchte ...“⁶⁶

[104] Und da die Kraft und Stärke und Energie der Jungfrau so groß waren, konnte sie alles und alle zu einer Einheit vereinen. Sogar die Klassenschranken fielen: „Wer hat je gesehen! – wer hat je gehört in der Vergangenheit davon, daß mächtige Fürsten der Welt, daß Männer, die in Ehren und Reichtum großgeworden, daß Edelleute, Männer und Frauen, ihre stolzen und hochmütigen Nacken beugten im Geschirr der Wagen, und daß sie, Lasttieren gleich, diese Wagen zur Stätte Christi zogen, beladen mit Wein, Getreide, Öl, Steinen und Holz, mit allem, was zur Verpflegung oder zum Bau der Kirche notwendig?“⁶⁷

Diese wundervolle Einheit der Welt im 12. und 13. Jahrhundert erscheint Adams als das größte Glück der Menschheit – eine Einheit durch Kraft und Stärke und Energie der Jungfrau, die die Menschen erfüllt.

Und wie können wir Marxisten diese Beglückung von Adams nachfühlen. Denn auch uns wird eine solche Einheit zuteil – heute erst in der Anschauung der Welt, noch nicht in der Realität des täglichen Lebens, das noch voller antagonistischer Widersprüche ist, die mit dem Ende des Kapitalismus in aller Welt verschwinden werden. In einer sozialistischen Welt aber wird das, was Adams zu Unrecht in der Blüte der Feudalzeit fand, volle Realität werden. Mehr noch:

⁶² Ebendort, S. 469.

⁶³ H. Adams, *Mont-Saint-Michel and Chartres*, London 1913, S. 3 f.

⁶⁴ H. D. Cater, a. a. O., S. 347.

⁶⁵ H. Adams, *Mont-Saint-Michel and Chartres*, a. a. O., S. 105.

⁶⁶ Ebendort, S. 128.

⁶⁷ Ebendort, S. 104.

diese Einheit wird für immer existieren, die Menschen für immer beglücken. Einheit aller Kräfte auf dem Wege zu immer neuem Fortschritt.

So sehr sich aber Adams über die Einheit aller durch eine Jungfrau gebändigten gesellschaftlichen Kräfte im 13. Jahrhundert täuschte, so klar war er sich darüber, daß die Welt danach immer „uneinheitlicher“ wurde. „Das 16. Jahrhundert hatte seinen eigenen Wert, als das Eine ein Mehreres und die Einheit mehr als Drei (die Trinität – J. K.) wurde, obgleich das Mehrere (die Vielfalt, multiplicity) noch gering an Zahl war.“⁶⁸

Energie beherrscht die ganze Geschichte als einheitliche Kraft – und darum kann Adams die Energie, die von der Jungfrau ausstrahlt, vergleichen mit der Energie, die der Dynamo von sich gibt, darum kann er die „Weltausstellungen“ der Kathedralen von Amiens und Chartres vergleichen mit denen von Chicago und St. Louis.

Doch die Energie der Jungfrau konnte alle vorhandenen Kräfte einigen. Die späteren Energien, insbesondere die des Dampfes und des Dynamos, führten zur Anarchie, zur Vielfalt, zur Multiplizität der Kräfte. Und wie vieles ist richtig an dieser Kennzeichnung, wenn wir daran denken, daß wir nur eine einzige Gesellschaft als durch Anarchie gezeichnet kennen, die kapitalistische, die dem Feudalismus folgte.

Der Jungfrau der Blütezeit des Feudalismus steht der Dynamo gegenüber. Ganz klar hatte Adams die Bedeutung dessen, was wir die „elektrische Revolution“ nennen, erkannt, wenn er auch bisweilen „Radium“ und Röntgenstrahlen mit ihr vermischt.⁶⁹ Und zugleich erscheinen ihm als typisch für das Zeitalter der Elektrizität die Trusts.⁷⁰

[105] All, diese Kräfte des Kapitalismus, allen voran der Dynamo und die Trusts, erzwingen Einheit und bringen zugleich schlimmste Zersplitterung, unbeherrschbare Vielfalt.

„Die Nationale Regierung und die nationale Einheit hatten jeden Widerstand gebrochen, Darwinsche Evolutionisten triumphierten über alle Pfarrer; und doch, je größer die Einheit wurde und je stärker die Bewegung, desto schlimmer wurden Komplexität und Reibung. Vergeblich hatte man den Nacken gebeugt vor Eisenbahnen, Banken, Aktiengesellschaften, Trusts ... die Vielfältigkeit der Einheit war ständig gewachsen, wuchs weiter und drohte, über das Fassungsvermögen des Verstandes hinaus zu wachsen.“⁷¹

Insbesondere die Einheit, die die Trusts darstellen, ist gefährlich – gefährlich als Konzentration von Macht, die böse ist – und auch als Konzentration von Multiplicity, von Anarchie und Chaos ... siehe die Krisen und überhaupt die Gesellschaft, die vor ihnen den Nacken gebeugt. „Die Trusts und Konzerne ... zerrissen die Gesellschaft in Stücke und zertrampelten sie ... Die große Masse der Menschen hatte keine Ahnung, was für ein praktisches Gesellschaftssystem sie erstreben sollten oder durch was für eine Art von Menschen es geleitet werden sollte. Das Hauptproblem war nicht so sehr, die Trusts zu beherrschen, als vielmehr erst die Gesellschaft zu schaffen, die die Trusts beherrschen könnte.“⁷²

So stehen sich zwei Welten gegenüber, die ferne Vergangenheit, in der die Jungfrau herrschte, und die Gegenwart, die zunächst von den Eisenbahnen und dann vom Dynamo beherrscht wurde. Die ferne Welt hatte er in Mont-Saint-Michel and Chartres, die der Gegenwart wurde darauf in der Education dargestellt. Gemeinsam war ihnen nur, daß sie von „Kraft und Stärke und Energie“ (power, energy) beherrscht wurden. Was sie fundamental trennte, war die Einheit (unity) der fernen Welt und die Vielfalt, die Zersplitterung (multiplicity) der Gegenwart.

⁶⁸ Education, S. 471.

⁶⁹ Vgl. das Kapitel „Der Dynamo und die Jungfrau“, ebendort S. 379-390.

⁷⁰ Ebendort, S. 500 f.

⁷¹ Ebendort, S. 398.

⁷² Ebendort, S. 500 f.

Wie aber sollte man eine Geschichte einheitlich erfassen können, die in ihrer Entwicklung so verschiedene Züge zeigt? Betrachten wir noch einmal:

12./13. Jahrhundert

19./20. Jahrhundert

„Jungfrau“ – Einheit

Freude

Liebe

Lächeln

Primat göttlichen Geistes

„Dynamo“ – Zersplitterung

Macht

Tod

Intellekt

Primat der materiellen Kräfte

Eines war ihm klar: wenn er noch eine Aufgabe als Historiker hatte, dann war es die, ein Betrachtungssystem, ein Entwicklungssystem zu entdecken, das sie vereinen ließ:

„Unwissenheit verlangte, daß diese politischen, sozialen und wissenschaftlichen [106] Werte des 12. und des 20. Jahrhunderts in eine vergleichbare Bewegungsbeziehung gebracht werden sollten, die mathematisch ausgedrückt werden könnte.“⁷³

„Der Historiker war so zu einer letzten Kraftanstrengung gezwungen. Es ist offenbar, daß, wenn es seine Aufgabe war, alle diese Kräfte auf einen gemeinsamen Nenner zu reduzieren ... er riskieren würde, (Radium – J. K.) Strahlen in Glauben zu übersetzen.“⁷⁴

Ein absurdes Unternehmen.

Absurd, weil die Ausgangswerte falsch. Absurd, weil sich Werte wie Freude und Macht, wie die Jungfrau und der Dynamo nicht auswechseln oder auf einen Nenner bringen lassen, auch nicht auf den abstraktesten, der Mathematik entnommenen.

Und doch!

Wieviel höher ist das Niveau des wirren, so konfusen Historikers Adams seit 1893 als das des Kleinmeisters zwanzig Jahre zuvor! Fast könnte man eine Gegenüberstellung machen, so wie er sie für das 12.113. und das 19.120. Jahrhundert versucht hatte. Man möchte vergleichen

den Kleinmeister, der in der Geschichte nur Ursache und Wirkung sah, und den Adams, der nach bewegenden Kräften und Gesetzen suchte;

den Kleinmeister, der als „Bürger des 18. Jahrhunderts“ mit seiner Arbeit die „Moral der Nation heben“ wollte, und den Adams, der nach historischen Kräften suchte und richtig auf sie reagieren wollte;

den Kleinmeister, der als anständiger Bürger gegen politische Korruption und für Demokratie (im bürgerlichen Sinne) auftrat, und den Adams, der Anti-Imperialist und Anti-Militarist war, als der Imperialismus gerade erst begann;

den Kleinmeister, der als vager Idealist auch den ökonomischen Faktoren eine Rolle beimaß, in den Akten wühlte und bisweilen mit den Augen des Künstlers sah, und den Adams, der die Jungfrau und ihr 12./13. Jahrhundert als reiner Idealist sah, sie mit dem Verstand des Wissenschaftlers studierte und zugleich mit der Perzeption des Künstlers schaute, das 20. Jahrhundert aber als Dialektiker und Materialist analysierte;

den Kleinmeister, der ein wahrlich kompetenter Historiker war, und den Adams, der Naturwissenschaft und Gesellschaftswissenschaft vereinen wollte und dazu noch die künstlerische Schau, um den Verlauf der Geschichte zu erfassen, um die Kraft der Jungfrau und des Dynamos „auf einen Nenner“ und zwar auf eine mathematische Formel zu bringen.

⁷³ Ebendort, S. 376.

⁷⁴ Ebendort, S. 383.

Wie kann doch der Wissenschaftler wachsen! auch nachdem er das 50. Lebensjahr überschritten, wachsen über sich hinaus – soweit über sich hinaus, daß er als Gesellschaftswissenschaftler sich verlieren muß, wenn er nicht Marxist ist – und der auch dann noch mit wunderbarer Konsequenz sich aus einem lebensfrohen Zweifler in einen tiefen Pessimisten verwandelt, verwandeln muß, da er nicht den Weg des Marxisten geht.

Und auch folgendes ist zu beachten:

[107] Wir waren zu Anfang ausführlich auf den Familienhintergrund eingegangen, der eine einzigartige Reihe bedeutender Staatsmänner und Diplomaten umschloß, alle irgendwie Rebellen, bisweilen Radikale, keiner eine miese Gestalt.

Und nun erschien 1904 Mont-Saint-Michel and Chartres – als Privatdruck, nur für einen engen Kreis Vertrauter, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Natürlich geht auch ein Exemplar dieses so schönen Buches dem Bruder Brooks zu. Und dieser schließt den der Zusendung folgenden Brief so: „Ich glaube, ich habe ein Recht, darauf zu bestehen, daß Du diesem Deinem Werk, dieser krönenden Leistung unserer Familie, eine Form gibst, in der es gelesen und bewahrt werden kann. Ich möchte, daß Du es veröffentlichst, daß Du es verkaufen oder zumindest an die Bibliotheken verteilen läßt. Du hast kein Recht, das Beste, was wir je getan, sterben zu lassen.“

Welch merkwürdige Wertung der Familienleistungen – keine antihumane, keine fortschrittsfeindliche, vielmehr eine wirre aber nicht unsympathische Wertung durch einen Menschen, dessen Hauptwerk lautet „Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls“, eines echten Bruders von Henry Adams. Eine Wertung, die nur Sinn haben kann in einer Zeit, in der man „seine Kultur“ zu Ende gehen sieht und „seine Kultur“ mit Kultur überhaupt identifiziert.

Eine Wertung aus dem gleichen Gefühl, aus der gleichen Position heraus, aus der Henry Adams dem Bruder zwei Jahre zuvor, am 10. August 1902, geschrieben hatte: „Ich erwarte in den nächsten 100 Jahren einen endgültigen, kolossalen, kosmischen Zusammenbruch, doch nicht entlang einem unserer alten Wege. Ich glaube, daß die Wissenschaft uns ruinieren wird und daß wir wie Kinder mit einer geladenen Granate spielen (like monkeys monkeying with a loaded shell [wie Affen, die mit einer geladenen Granate herumspielen]); wir haben keine Ahnung noch auch Sorge darum, woher unsere praktisch grenzenlosen Energien kommen und wohin sie uns führen.“⁷⁵

Wie Kinder mit einer geladenen Granate, wie Antihumanisten mit der Atombombe ... Ein „Spiel“, das auch Marx voraussah, als er der Menschheit die Alternative stellte: Vorwärts zum Sozialismus oder Verfall in die Barbarei.

Noch ist es nicht an der Zeit, diese Alternative zu vergessen! [108]

⁷⁵ Zitiert nach H. D. Cater, a. a. O., S. 529.

Kapitel IV: Herbert Spencers „Naturgeschichte meiner selbst“ – Einige philosophische Probleme

1. Bildung und Arbeitsleben

Herbert Spencer lebte von 1820 bis 1903. Er war nach Darwins Meinung der größte lebende Philosoph Englands. Darwin erkannte in ihm einen Vorgänger der Evolutionstheorie und übernahm von ihm den so oft Darwin selbst zugeschriebenen Ausdruck des survival of the fittest, des Überlebens des sich am effektivsten Behauptenden, auch übersetzt: Überleben des Stärkeren.

Hineingeboren in eine nicht unbemittelte Lehrerfamilie, privat geschult, ohne Universitätsbesuch, wurde er mit 17 Jahren Gehilfe eines führenden Eisenbahnbauers. Als er nach neun Jahren den Beruf eines Eisenbahningenieurs aufgab, hatte er nicht geringe Erfolge gehabt. In seiner Autobiographie¹ fragt und antwortet er so:

„Wäre ich ein guter Ingenieur geworden, wenn ich weiter in diesem Beruf geblieben wäre? Es ist schwer, darauf zu antworten: in mancher Beziehung ja, in anderer nicht. Nach der erfinderischen Seite hin war ich wohl zureichend begabt und hätte wohl Erfolg haben können, wenn es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß ungenügende Beachtung dessen, was schon geleistet worden war, zu peinlichen Fehlern hätte führen können. Es bedarf großer Geduld, bis man so weit ist, sich auf jedem Feld des Ingenieurwesens orientieren zu können. Da mir nun diese Geduld abgeht, hätte mir der daraus erfolgte Mangel an systematischen Kenntnissen übel bekommen können. Wahrscheinlich wäre mir überdies meine Abneigung gegen jede mechanische Arbeit, die ja einem Ingenieur nie erspart bleibt, hinderlich gewesen. Ferner hätte ich der finanziellen Seite wohl niemals die nötige Beachtung geschenkt ... Ein anderes Hindernis zu irgendwie größerem Erfolg wäre außerdem mein Mangel an Takt im Geschäftsverkehr mit Leuten, besonders aber Vorgesetzten gegenüber, gewesen ... Das Schicksal hat es gütig gewollt, daß die Frage, ob ich einen guten Ingenieur abgegeben hätte oder nicht, nie entschieden wurde. Die Probe ist mir erspart geblieben.“²

In seiner Zeit als Ingenieur war Spencer zeitweise auch als Publizist und Journalist [109] tätig gewesen. Anschließend an seine Ingenieurzeit beschäftigte er sich – wie auch gelegentlich später noch – mit technischen Erfindungen verschiedenster Art.

1848, als er 28 Jahre alt war, bot ihm der Leiter des „Economist“, der hervorragenden Wirtschaftswochenschrift, einen Posten als zweiter Redakteur (Sub-Editor) an, der ihm viel freie Zeit für wissenschaftliche Arbeit lassen würde. Spencer griff zu und ging nach London.

Die Autobiographie versucht noch einmal eine Zusammenfassung des Arbeitslebens bis zu diesem Zeitpunkt:

„So war endlich dem anscheinend wertlosen Teil meines Lebens ein Ende gemacht. Vom 21. bis zum 28. Jahre war meine Zeit ohne jede größere materielle Errungenschaft dahingegangen – vielleicht aber war sie in anderer Beziehung nicht wertlos. Seit meinem 17. Jahr stand ich in wechselnden Verbindungen mit Menschen und Dingen. Meine erste Ingenieurperiode hatte ich mit Messungen und Nivellierungen, Zeichnungsentwürfen zu Eisenbahnarbeiten und dergleichen zugebracht, wobei ich auch die Stelle eines Sekretärs und Unteringenieurs bekleidete. Dann kam die Zeit der Pläneschmiederei und Experimente auf mechanischem, chemischem und elektrotechnischem Gebiete; und die Zeit meiner künstlerischen Versuche im Zeichnen, Modellieren und in der Musik, auch trieb ich etwas Naturgeschichte: es war auch eine Zeit politischer Tätigkeit,

¹ H. Spencer, An Autobiography, 2 vol., London 1904 und Eine Autobiographie, 2 Bände 1905, übersetzt und herausgegeben von L. und H. Stein. Die deutsche Ausgabe ist eine sehr freie und gekürzte Übersetzung. Die im folgenden gegebenen Zitate sind daher zumeist hie und da, wenn die Übersetzung den Sinn falsch wiedergibt, von mir verbesserte oder, wenn Auslassungen, die mir wichtig erschienen, vorgenommen worden waren, ergänzte Stellen der deutschen Ausgabe. Ich gebe darum als Quellen sowohl die Seiten der Autobiography wie der Autobiographie an.

² Autobiography, Vol. I, S. 299 f., Autobiographie, Bd. 1, S. 174 f.

und des Strebens nach schriftstellerischer Betätigung. Sodann folgte meine zweite Ingenieurperiode, während der ich mit dem Eisenbahnbau enger vertraut wurde; hier lag mir schon ob, Angestellte zu beaufsichtigen und die Leitung ihrer Arbeiten zu übernehmen; Hand in Hand mit der Zunahme meiner technischen Erfahrung ging die Zunahme an Menschenkenntnis. Darauf folgte die Zeit der Erfindungen, – die größtenteils ohne Erfolg blieben. Hier sammelte ich – abgesehen von den neuerworbenen physikalischen Kenntnissen – Lebenserfahrung. Die Schwankungen, denen ich bis zu meiner festen Anstellung ausgesetzt war, gingen nicht spurlos an mir vorüber. Kurz und gut, ich hatte mehr Gelegenheit als die meisten gehabt, mich sowohl in der lebendigen als auch in der leblosen Welt umzusehen. Jede neue Errungenschaft hatte mir Anlaß zu gründlichem Nachdenken und Forschen gegeben.

Wenn ich auch meine Kenntnisse in gewisser Hinsicht als oberflächlich bezeichnet habe, so waren sie doch in anderer Beziehung keine oberflächlichen. Ich zeigte gewöhnlich die Fähigkeit, eher Hauptwahrheiten zu erfassen, als Einzelkenntnisse aufzuhäufen. Die Folgerungen aus den Erscheinungen waren mir immer interessanter als die Erscheinungen selbst. Was beweisen sie? fragte ich mich immer instinktiv. Das Bewußtsein des ursächlichen Zusammenhangs, wozu ich eine natürliche Neigung besaß und das schon mein Vater in mir gefestigt hatte, drängte zur Analyse und ließ mich das Hauptaugenmerk auf die Grundprinzipien und nicht auf die Spezialfälle richten. Insofern kann ich sagen, daß meine Kenntnisse von Dingen, wenn nur die Anzahl der mir bekannten Tatsachen in Betracht kommt, oberflächliche waren, auf ihre Beschaffenheit hin geprüft, waren sie aber das Gegenteil. Einer meiner Freunde, der über ein umfassendes Wissen in der Botanik verfügt, bemerkte einmal, daß, hätte ich so viele Einzelheiten über den Bau der Pflanzen gekannt, wie ein Botaniker sie kennen muß, ich niemals zu solchen Verallgemeinerungen bezüglich Pflanzenmorphologie gelangt wäre, zu denen ich tatsächlich gelangt bin.

[110] Eine bemerkenswerte Tatsache ist auch die, daß jene Bildung, die der direkte Umgang mit der Welt förderte, sehr wenig durch künstliche Bildung beeinflusst wurde: Nie habe ich ein Examen gemacht. Nie wäre ich überhaupt fähig gewesen, das allgemein vorgeschriebene Examen zu bestehen, außer vielleicht in Mathematik, Algebra, Trigonometrie und Mechanik ...

Im Dezember 1848 nun nahmen die Zeiten meiner vielfachen Beschäftigungen und meiner freien Entwicklung ein Ende. Ich verließ Derby, um in London meinen journalistischen Pflichten nachzukommen, die mich im Lauf der Jahre Schritt für Schritt zu meinem Lebensberuf geführt haben.“³

Wenn Spencer im Vorwort zu seiner Autobiographie bemerkt, daß er eine „Naturgeschichte meiner selbst“ geben will, dann erfolgt spätestens hier die erste große Täuschung über sich selbst – und zwar sicherlich ganz ehrlich aus der Sicht des alten Mannes.

Zweifellos hatte Spencer auch schon damals eine Tendenz zu Verallgemeinerungen, ohne allzuviel Kenntnis von Einzelheiten – eine Tendenz, die besonders jüngeren begabten Wissenschaftlern eigentümlich ist. Das besondere aber in dieser Zeit ist doch, und zwar im Gegensatz zu späteren Zeiten, seine so einfallreiche Vertiefung in technische Einzelheiten. So berichtet er etwa: „Im März 1840 erfand ich eine verbesserte Methode zum Auf- und Abladen der Gepäckstücke von Eisenbahnzügen. Man wandte die neue Vorrichtung an der London-Birmingham-Bahn an; sie erwies sich aber als zu kompliziert, und ich wurde veranlaßt, sie zu vereinfachen. Diese Methode ist noch jetzt gebräuchlich; zweifellos ist sie jedoch von einem anderen wiedererfunden worden.“⁴ Am 26. Mai 1839 schrieb er dem Vater: „Ich bin eben dabei, mit kyanisiertem Bauholz zu experimentieren, um seine Haltbarkeit im Vergleich zum Naturholz festzustellen. Diese Arbeit wurde mir auf unserer letzten Zusammenkunft bei Kapitän Moorsom überwiesen.“ Doch kam bei den Experimenten nicht viel heraus: „Meine Untersuchungen verliefen übrigens

³ Ebendort, S. 334 ff. und S. 197 ff.

⁴ Ebendort, S. 149 f. und S. 65.

ohne bedeutenden Erfolg. Der Unterschied in der Dauerhaftigkeit im Vergleich zu gewöhnlichem Holz war kein beträchtlicher.“⁵

Entscheidend ist festzustellen, daß Spencer mehr als zehn Jahre als praktischer Techniker und Technologe aufgewachsen war, mit guten mathematischen Kenntnissen, mit allgemein naturwissenschaftlichen Interessen, die auch zu physikalischen und chemischen Experimenten führten, ohne Universitätsstudium, ohne viel Lesen in Büchern, nicht ohne allgemeine politische, ja gesellschaftliche Interessen.

Über seine Arbeitsaufgaben am „Economist“ schreibt er an einen Onkel: „Du möchtest etwas über das spezielle Gebiet wissen, mit dem ich zu tun habe. Ich kann nicht besser antworten als indem ich Dir sage – mit jedem Teil, außer mit den Leitartikeln, der Agrikultur, der Literatur und den Spalten: Banken, Börse und Handelsberichte. Alle übrigen Nachrichten habe ich zu überwachen. Es ist mir auch ange-[111]boten, worden, Leitartikel zu schreiben. Aber ich habe Abstand davon genommen, da ich meine ganze freie Zeit auf mein Buch verwenden will, das mir jetzt wichtiger erscheint, als der Extraverdienst, den ich mir auf diesem Wege verschaffen würde.“⁶

So vielfältig aber die Arbeit, so relativ geringe Zeit nahm sie doch in Anspruch. Nur freitags mußte er von morgens bis spät in die Nacht, sonst nur einige Stunden am Tag arbeiten.

Seine Hauptarbeitskraft ist dem ersten Buch gewidmet. Verschiedene Titelentwürfe deuten das Thema an: „Ein System der Sozialen und Politischen Moral“, „Soziale Statik: ein System der Gerechtigkeit, synthetisch entwickelt“, „Demostatik“. Der endgültige Titel lautete: Social Statics. Da das Buch kaum ernsthaft besprochen wurde, fügt Spencer in seine Autobiographie eine sehr ausführliche eigene Besprechung des Buches ein, deren zweiter Absatz so beginnt: „Die Social Statics oder, um ihren Untertitel zu nennen: ‚Die Hauptbedingungen menschlicher Glückseligkeit spezifiziert, und die erste von ihnen ausführlicher dargestellt‘, könnte man ebensogut als eine Naturgeschichte der Moral bezeichnen. Der Untertitel zeigt, daß die Glückseligkeit als das zu erstrebende Endziel angenommen und diese ganz von der Erfüllung von Bedingungen abhängig ist; auf der Übereinstimmung mit diesen Bedingungen beruht die Sittlichkeit. Der Mensch wird als ein den allgemeinen Gesetzen des Lebens unterworfenen Wesen betrachtet, welches wegen seiner großen Vermehrung einen Gesellschaftszustand schaffen muß, der seinen Handlungen gewisse Grenzen setzt. Eine Haupttheorie, welche Mr. Spencer mit Nachdruck betont, lautet, daß der Mensch stets Veränderungen seiner Natur durchzumachen hat, die ihn für den Gesellschaftszustand tauglich machen, indem sie die Anpassung an diese Bedingungen zu einer freiwilligen Handlung gestalten.“⁷

Fünf Jahre später ist Spencer ein gern gesehener Artikelschreiber in den führenden Monats- und Vierteljahrsschriften des Landes, so daß er, insbesondere, nachdem er auch noch von einem Onkel 10.000 Mark geerbt hat, glaubt, als freier Schriftsteller leben zu können. 1853, 32 Jahre alt, verläßt er den „Economist“ und schreibt neben Essays sein zweites Buch „Die Prinzipien der Psychologie“.

Wieder ein Jahr fünf später beginnt Spencer mit der Ausarbeitung einer Konzeption eines Gesamtsystems der Philosophie in 10 Bänden, dessen Haupttitel hier wiedergegeben seien:

Bd. I

- | | |
|------------|--------------------------------|
| I. Teil. | Das Unerkennbare. |
| II. Teil. | Die Gesetze des Unerkennbaren. |
| III. Teil. | Astronomische Entwicklung. |
| IV. Teil. | Geologische Entwicklung. |
| Bd. II. | Die Prinzipien der Biologie. |

⁵ Ebendort, S. 153 f. und S. 68.

⁶ Ebendort, S. 341 und S. 201.

⁷ Ebendort, S. 360 f. und S. 219 f.

- Bd. III. Die Prinzipien der Psychologie (objektive).
Bd. IV. Die Prinzipien der Psychologie (subjektive).
Bd. V. Die Prinzipien der Soziologie.
Bd. VI. Die Prinzipien des richtigen Handelns (persönliche). [112]
Bd. VII. Die Prinzipien des richtigen Handelns (soziale).
Bd. VIII. IX. und X. Essays.⁸

Der Ausarbeitung dieses Systems wird sich Spencer in den drei Jahrzehnten von 1860 bis 1890 widmen.

Bei Behandlung des Anfangs dieser neuen Periode in seinem Leben – er ist jetzt 40 Jahre alt geworden – blickt er noch einmal zurück:

„Bis zu diesem Zeitpunkt kann mein Lebenslauf als ein mannigfaltiger bezeichnet werden. Ich kann nicht umhin, hier einen Augenblick zu verweilen und mich zu fragen, ob zwischen meinem bisherigen und meinem späteren Leben irgend eine innere Beziehung bestehe. Mit dem gewöhnlichen Erziehungsgang verglichen, unterschied sich wohl der meine vornehmlich durch seine Unregelmäßigkeit. An Stelle der (bei mir mangelhaften) linguistischen Kenntnisse trat physikalisches, chemisches und biologisches Wissen, das man sich bei gewöhnlichem Bildungsgang seltener aneignet.

In meinem Ingenieurberuf machte ich die verschiedensten Phasen durch. ...

Es kam die Zeit, da ich ohne Stelle war, eine Zeit des Experimentierens und der Erfindungen, des Zeichnens und Modellierens. Auch befaßte ich mich damals viel mit Geologie und Botanik. Es entstanden demzufolge verschiedene naturwissenschaftliche Abhandlungen. Ich hatte ferner Gelegenheit, mich politisch zu betätigen. Die Regierungsformen beschäftigten mich und wurden zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen.

Mit dem Eintritt in meine literarische Laufbahn hörte die Mannigfaltigkeit meiner Beschäftigung keineswegs auf: war auch meine Tätigkeit nun eine einförmigere, so waren doch die Gegenstände, die ich behandelte, mannigfacher Art. Neben meiner journalistischen Tätigkeit schrieb ich meine politische Ethik, die mir alsdann den Weg zur Psychologie ebnete. Meine damals entstandenen Essays liegen auf so verschiedenen Gebieten, daß sie ohne jeglichen Zusammenhang scheinen. Man stelle beispielsweise nebeneinander: ‚Übermaß von Gesetzgebung‘ und ‚Anmut‘; ‚Bevölkerung‘ und ‚Stil‘; ‚Sitten‘ und ‚Entwicklung der Spezies‘; ‚Geologie‘ und ‚das Lachen‘; ‚Bankgeschäfte‘ und ‚individuelle Schönheit‘; ‚Handelsmoral‘ und ‚die Nebularhypothese‘; ‚der Ursprung der Wissenschaft‘ und ‚Eisenbahnpolitik‘; ‚die Formen der Organismen‘ und ‚Parlamentsreform‘; ‚das Gesetz des Fortschritts‘ und ‚die Formen der Architektur‘; ‚Der Wahrheitsbeweis‘ und ‚der Ursprung der Musik‘; ‚Gefängnisdisziplin‘ und ‚der Gebrauch von Anthropomorphismen‘ u. a.

Ich war nunmehr auf dem Punkte angelangt, wo auch diese Mannigfaltigkeit ein Ende nahm, um einer einheitlicheren Betätigung Platz zu machen. Ich sage, einer einheitlicheren Tätigkeit, denn wenn auch die Themata, die ich in meiner synthetischen Philosophie zu behandeln hatte, recht ungleicher Art waren (ob dies mit meinem früheren Leben zusammenhing?), so war doch eine durchgängige Einheit der Auffassung und Methode vorhanden. In dieser Hinsicht kam in mein bis dahin so wechselvolles Leben eine gewisse Konstanz.“⁹

[113] Neben diesem Hauptwerk, das sich am Ende im Aufbau kaum von dem ursprünglichen Plan unterscheiden wird, schreibt er noch eine Reihe anderer Bücher, zumeist im Zusammenhang mit dem Hauptwerk, zum Beispiel 1873 über das Studium der Soziologie als Vorgänger der „Prinzipien der Soziologie“, deren Veröffentlichung 1876 beginnt.

⁸ Autobiography, Vol. II, S. 15 f. und Autobiographie, Bd. 2, S. 7-10.

⁹ Ebendort, S. 59 f. und S. 39 f.

Nervenleiden schränken seine Tätigkeit immer mehr ein, aber bis zum Schluß arbeitet er, soweit er kann. Schon als Neunundsechziger, als er den letzten Teil der Autobiographie schreibt, ist er so invalide, daß er kaum über 15 Zeilen pro Tag kommt, und er überlegt:

„Wie soll sich nun meine Zukunft gestalten? Ich diktiere diese Zeilen an meinem 69. Geburtstage. Ein Invalidenleben wie das meinige, das seinen Grund in chronischen Störungen, nicht aber in einem organischen Leiden hat, wird aller Wahrscheinlichkeit nach noch eine Weile fort-dauern. Was aber soll mit dieser Zeit geschehen?

Soll ich mit Aufwand der geringen Kräfte, die mir noch zu Gebote stehen, den ersten Band dieser Autobiographie vollenden? Der II. Teil des Bandes, in welchem ich über meine Kindheit und Erziehung berichtete, liegt bereits fertig vor. Der III., IV. und V. Teil indes, die Schilderung meiner Ingenieurzeit – von meinem 17. bis zu meinem 28. Lebensjahre – habe ich in bloßem Rohentwurf vor Jahren in aller Eile meinem Stenographen diktiert. Ob ich diesen skizzenhaften Entwurf wieder aufnehmen und ihn in eine lesbare Form kleiden soll?

Nach längerer Überlegung habe ich mich dagegen entschieden. Gelegentliche Experimente berechtigten mich zu der Hoffnung, daß ich noch imstande sein werde, meine ‚Prinzipien der Ethik‘ – wenn auch nicht in vollendeter Form – weiterzuführen, und gerade den bevorstehenden Teil möchte ich nicht ungeschrieben lassen. Falls ich der allzu großen Sorgfalt in der Fassung der Gedanken Einhalt zu gebieten vermag, falls ich mich mit einer einigermaßen verständlichen Darstellung zufrieden geben will, scheint die Möglichkeit gegeben, dieses Stück ernster Arbeit noch auszuführen, wenn ich mich an das eben beschriebene Arbeitspensum halte.

So beende ich denn hiermit – wenigstens vorläufig – meine Lebensbeschreibung, die mich so manches Jahr beschäftigt hat. Ich hege die Absicht, sie erst dann fortzuführen, wenn ich keiner anderen Arbeit mehr fähig sein werde.“¹⁰

Doch er wird noch 14 Jahre leben und nicht nur die Autobiographie sondern auch das Hauptwerk beenden, oft an das Bett gefesselt, bisweilen überhaupt nicht fähig zu schreiben, manchmal nur fünf oder zehn Zeilen, aber stets irgendwie geistig beschäftigt.

Sein letztes Buch, eine Sammlung von Essays, Bemerkungen u. ä., Facts and Comments betitelt, erscheint am 25. April 1902, zwei Tage, bevor er 82 wird. Die „Times“ schrieb in einer Besprechung: „Wir hätten gewünscht, daß die jüngst geschriebenen Worte eines Mannes, der seine Generation tief beeinflußt hat, wohl abgemessen, ruhig, gerecht, friedlich gewesen wären. In einigen Essays sind diese Vorzüge vorhanden ... Doch in zu vielen von den Facts and Comments herrschen Härte, Strenge und Heftigkeit vor.“¹¹

[114] Ist es verwunderlich, daß Spencer in den letzten Stunden seines Lebens, als die Hände zu schwach, beim ersten und zweiten Versuch, eine Pille in den Mund zu schieben, doch jede Hilfe dabei ablehnte mit den Worten: „Ich hasse, mich geschlagen zu geben.“¹² Und dann schafften es diese so alten und erschöpften Hände auch wirklich noch einmal.¹³

In der von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR herausgegebenen vielbändigen Geschichte der Philosophie heißt es über den englischen Agnostizismus der Zeit Spencers wohl abgewogen:

„Dem bürgerlichen politischen Liberalismus im England der 50er und 60er Jahre des 19. Jahrhunderts entsprach eine idealistische und gleichzeitig empirische Philosophie, die ihren Ausdruck hauptsächlich in Theorien mit agnostizistischer Grundtendenz fand. Der Agnostizismus

¹⁰ Ebendort, S. 413 f. und S. 261.

¹¹ Zitiert nach D. Duncan, The Life and Letters of Herbert Spencer, London 1908, S. 460.

¹² Ebendort, S. 476.

¹³ Erzählung von Beatrice Webb; Spencer hatte sich gewünscht, daß diese so erstaunliche Tochter seines alten Freundes Richard Potter bei seinem Tode anwesend wäre.

war in der Weltanschauung der Ideologen der englischen Bourgeoisie sehr originell mit der bedeutenden Entfaltung der technischen und der Naturwissenschaften auf der Grundlage der Industrieproduktion verbunden.

Die vom Agnostizismus durchdrungenen Theorien des idealistischen Empirismus in der Philosophie erklärten einerseits die Freiheit und Selbständigkeit des wissenschaftlichen Denkens und verkündeten ihre Sympathien gegenüber der Wissenschaft und vor allem den Naturwissenschaften sowie ihre Ablehnung rein idealistischer Spekulationen, während sie sich andererseits gegen die ‚übermäßigen Ansprüche der Wissenschaft‘ auf die objektive Wahrheit und gegen den Materialismus wandten und eben dadurch der Religion den Weg ebneten. Diese Lehren – insbesondere der Positivismus Spencers – enthielten aber auch eine Reihe positiver Momente, so zum Beispiel den Versuch, die Evolution als ein universelles Gesetz des Weltalls darzustellen, sie drückten aber letzten Endes doch die Interessen der liberalen Bourgeoisie, ihren engen Praktizismus und ihre Beschränktheit aus.“¹⁴

Und weiter speziell über die Philosophie Spencers:

„Als bedeutender Gelehrter erkannte Spencer an Hand eines umfangreichen wissenschaftlichen Materials aus den verschiedenen Wissensgebieten die Evolution als das höchste Gesetz alles Bestehenden an und legte die Gesamtheit der progressiven Entwicklung und ihren objektiven Charakter (im Sinne der Unabhängigkeit vom Willen des einzelnen Subjektes) dar. Und gerade damit war auch die positive Beurteilung verbunden, die Spencer durch Darwin zuteil wurde ...

Eine der spezifischen Besonderheiten des Positivismus Spencers bestand in seiner Lehre vom Fortschritt, von der allgemeinen Evolution auf dem Gebiet der Erscheinungen. Er wandte sich dabei gegen die Vorstellungen von einer Unveränderlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse. Bei der Darstellung seiner Lehre von der fortschreitenden Bewegung der Welt der Erscheinungen ging Spencer jedoch im Grunde [115] genommen nicht über den Rahmen der metaphysischen Erklärung der Bewegung hinaus.

In seiner ‚synthetischen Philosophie‘ erkannte Spencer die Anwendbarkeit des Evolutionsgedankens nicht nur auf die Welt der Tiere und Pflanzen an, sondern auch auf die menschliche Gesellschaft und die anorganische Natur. Vom Standpunkt dieses Evolutionismus aus interpretierte er zahlreiche Ergebnisse der Naturwissenschaft. Insbesondere erklärte er in metaphysischer Weise die großen Entdeckungen der Naturwissenschaft ...

Spencer formulierte seine Lehre von der allgemeinen Evolution in Form einiger Gesetze, wobei er den Begriff der Entwicklung (Evolution) auf die ununterbrochene Umverteilung der Partikeln der Körper und auf ihre Bewegung, auf die Anhäufung und Vereinigung (Integration) der Partikeln und die Zerstreuung (Dissipation) der Bewegung zurückführte. Bei der Auflösung (Desintegration) der Partikeln und der Absorption ihrer Bewegung in immer größerem Maße geht seiner Meinung nach ein der Evolution entgegengesetzter Prozeß (d. h. ein Regreß) vor sich. Eine solche Auffassung von Progreß und Regreß trägt aber metaphysischen Charakter, sie ist mechanistisch, denn die Entwicklung wird nicht als ein Übergang zu qualitativ neuen Zuständen dargestellt, sondern als eine rein quantitative Verdichtung und Vergrößerung, die über ‚völlig unmerkliche Gradationen‘ vor sich geht.“¹⁵

Ich glaube, weiter brauchen wir nicht zu gehen in der Darstellung der Lehre Spencers, um zu sehen, daß sie eine Reihe bedeutsamer fortschrittlicher Grundgedanken enthält, um sich bei der weiteren Ausführung dann schnell ins Abstruse zu verlieren.

Doch ein gerade für unsere Studien zur Geschichte der Gesellschaftswissenschaften wichtiger Aspekt seiner ‚Philosophie‘ ist noch zu berücksichtigen:

¹⁴ Geschichte der Philosophie, Bd. III, Berlin 1961, S. 396.

¹⁵ Ebendort, S. 399 f.

„Von diesem biologischen und gleichzeitig mechanistischen Standpunkt, insofern Spencer die Biologie mechanistisch interpretierte, untersuchte er auch das gesellschaftliche Leben. Diese Biologisierung der sozialen Erscheinungen verflocht sich bei ihm mit ihrer psychologischen Interpretation und einer eklektischen ‚Faktoren‘-Theorie.

Der Grundbegriff der Sozialtheorie Spencers war der Begriff des gesellschaftlichen Organismus, aus dem er versuchte, die soziologischen Gesetze zu folgern. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung ist für Spencer das Analogon der Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Organen des lebenden Körpers, die Entwicklung der Klassenstruktur der Gesellschaft dagegen der Ausdruck einer allgemeinen progressiven Differenzierung. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Beseitigung der Klassenunterschiede also ein regressiver Prozeß, der die soziale Differenzierung unterbricht ...

Lenin wies in der Arbeit ‚Materialismus und Empirio-kritizismus‘ auf die Fruchtlosigkeit und Unwissenschaftlichkeit der Übertragung biologischer Kategorien auf die sozialen Erscheinungen hin und schrieb, daß die Anwendung der biologischen und physischen Begriffe auf die Gesellschaft ‚eine hohle Phrase‘ ist. ‚Tatsächlich ist es unmöglich, mit Hilfe dieser Begriffe irgendeine Untersuchung der gesellschaftlichen [116] Erscheinungen, irgendeine Klärung der Methode der Sozialwissenschaften zu bewerkstelligen. Nichts ist leichter, als ein ›energetisches‹ oder ›biologisch-soziologisches‹ Etikett auf Erscheinungen zu kleben, wie Krisen, Revolutionen, Klassenkampf usw., aber nichts ist auch unfruchtbarer, scholastischer, toter als diese Betätigung.“¹⁶

Wie so oft im 19. Jahrhundert bemächtigen sich auch bei Spencer die Naturwissenschaften der Gesellschaftswissenschaften, und zwar sowohl die Physik wie vor allem auch die Biologie.

Darum sagt auch Ludwig Stein in seiner Einleitung zur deutschen Ausgabe der Autobiographie, Spinoza und Spencer gegenüberstellend: „Nur trägt das System Spinozas gemäß der tonangebenden Wissenschaft des siebzehnten Jahrhunderts, der Mathematik, ein geometrisches Gewand, während das Spencers, im Einklang mit der wissenschaftlichen Geschmacksrichtung unseres Zeitalters, eine vorwiegend biologische Fassung erhält; jener stellt uns das Weltbild dar *more geometrico**, dieser *more biologico*.“¹⁷

Bis zu welcher Absurdität Spencer die Biologisierung der Gesellschaftswissenschaften betreibt, geht aus folgendem Auszug aus der Autobiographie hervor:

„In den letzten Tagen des Novembers und Anfang Dezember aber arbeitete ich schon an einer Abhandlung für eine Zeitschrift. Ein Brief vom 28. November (1857) an meinen Vater enthält folgende Stelle:

Ich bin dabei, einen kurzen Artikel über die gegenwärtige Bankkrise zu schreiben – wahrscheinlich unter dem Titel: ‚Die Pfuschereien in staatlichen Bankgeschäften‘ – worin ich die Fehler staatlicher Eingriffe und die Vorzüge eines staatlich uneingeschränkten Bankwesens zu zeigen beabsichtige. Der Artikel ist für die nächste Nummer der Westminster bestimmt.

Jener Essay, der unter dem Titel ‚Staatliche Eingriffe im Geld- und Bankwesen‘ erschien, kehrte nochmals meine Abneigung gegen das Übermaß staatlicher Gesetzgebung hervor. Er ist auch in anderer Richtung bemerkenswert, indem er nämlich von meinem beharrlichen Glauben an eine natürliche Selbstregelung der gesellschaftlichen Funktionen Zeugnis ablegt.

¹⁶ Ebendort, S. 404 f. – LW Bd. 14, S. 331/332: „Tatsächlich ist es unmöglich, mit Hilfe dieser Begriffe eine Untersuchung der gesellschaftlichen Erscheinungen, eine Klärung der Methode der Gesellschaftswissenschaften zu bewerkstelligen. Nichts ist leichter, als ein ‚energetisches‘ oder ‚biologisch-soziologisches‘ Etikett auf solche Erscheinungen wie Krisen, Revolutionen, Klassenkampf usw. zu kleben, aber nichts ist auch in stärkerem Maße unfruchtbarer, scholastischer, toter als diese Betätigung.“ – Lenin spricht von *Phrasendrescherei*, nicht von *hohler Phrase*.

* philosophische Methode der Deduktion von Sätzen aus Prinzipien und Axiomen nach Art der Mathematik

¹⁷ Autobiographie, Bd. 1, S. XVIII.

Einer Abhandlung dieser Art, sollte man meinen, müßte jede biologische Doktrin fernstehen, und doch tauchte hier eine solche auf. Ein von mir angeführter Grund gegen die Politik, die die Unwissenden vor den Gefahren unüberlegter Bankgeschäfte schützt, war der, daß eine solche Politik einen Verstoß gegen den natürlichen Verlauf der Dinge bedeutet, wonach dem Einsichtigen Vorteil zukommt, den Dummen dagegen Mißgeschick trifft. ‚Das Endergebnis der Vorsichtsmaßregeln zum Schutze gegen Torheit ist, die Welt mit Toren anzufüllen‘, war der hier dargelegte Gedanke. Es erinnert diese Behauptung an eine frühere, nach welcher das Überleben der Tauglichsten eine Wohltat für die Gesellschaft bedeutet. Daraus ist ersichtlich, daß ich in der Behandlung eines jeden ‚Themas, es mochte der Philosophie so fern liegen wie es wollte, Veranlassung fand, auf ein Grundprinzip der natürlichen Ordnung zurückzugreifen.‘¹⁸

[117] Wie komisch, einen Artikel über das Bankwesen gewissermaßen dadurch zu rechtfertigen, daß er auch biologisierte Philosophie enthält!

So unsinnig aber auch die Biologisierung oder Physikalisierung der Gesellschaftswissenschaften war, brachte sie doch in einer Richtung einen gewissen Fortschritt im Rahmen der bürgerlichen Geschichtsschreibung, der recht deutlich wird aus der Art, wie Spencer es rechtfertigt, daß er die Arbeit an seinem Hauptwerk unterbrach, um seine *Study of Sociology* zu schreiben: „Ein weiteres Motiv ließ diese Einführung wünschenswert erscheinen: damals hatten nur Wenige einen rechten Begriff von einer ‚Gesellschaftswissenschaft‘, und es würde für die Veröffentlichung der ‚Prinzipien‘ (der Soziologie – J. K.) nützlich sein, ihnen vorher einen solchen Begriff zu geben. Nicht nur, daß die Historiker nicht mit der Möglichkeit einer Soziologie rechneten; sie sprachen ihr geradezu das Daseinsrecht ab. In der Schilderung der Einzelergebnisse im Leben der Gesellschaften befangen, übersahen sie zumeist gänzlich die Entwicklung dieser Gebilde. Ein Biograph, welcher angesichts der Unmöglichkeit, das Leben seines Helden aus den gegebenen Bedingungen vorherzubestimmen, eine Wissenschaft vom Menschen überhaupt für unzulässig hält, weil er in völliger Unkenntnis seiner körperlichen Gestaltung und Funktion befangen ist, könnte in eine Linie mit jenen Historikern gestellt werden, welche in der Geschichte ihrer Könige, Hofintriguen, internationalen Kämpfe, Siege und Niederlagen, die allerdings nicht vorherzubestimmen waren, befangen, das Dasein einer Gesellschaftswissenschaft in Abrede stellen: dabei übersehen sie die wechselseitigen Beziehungen in den Strukturen, welche sich während der von ihnen beschriebenen Vorgänge unmerklich vollzogen haben. Die bloße Tatsache, daß sowohl Historiker als auch Leser all die vergangenen Jahrhunderte hindurch fast ausnahmslos das allgemeingültige Merkmal sozialer Evolution, die zunehmende Arbeitsteilung nämlich, unbeachtet gelassen haben, beweist zur Genüge, wie groß die Notwendigkeit war, eine Aufklärung über Zweck und Wesen der Gesellschaftswissenschaft zu geben.“¹⁹

Die Eroberung der bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften durch die Naturwissenschaften förderte in den ersteren das Streben nach der Untersuchung von Strukturen und das Suchen von Gesetzen. Und das brachte zweifellos einige nützliche Resultate – man denke, um nur ein Beispiel zu nennen, etwa an die Strukturuntersuchung des Imperialismus durch J. A. Hobson, insbesondere seine Ausführungen über den Parasitismus, die Lenin in seinem „Imperialismus“ so ausgiebig zitierte.

Spencer war eine recht komplizierte Gestalt.

Wir wissen, daß er die Besten seiner Zeit unter den Naturwissenschaftlern zu Freunden zählen konnte. Er war ein Mitglied des X-Klubs²⁰, und seine Mitglieder, Th. H. Huxley, J. D. Hooker, J. Tyndall, J. Lubbock u. a. wurden ihm gute Freunde. Auch John St. Mill, der bedeutende Politökonom, ebenso wie George Eliot und ihr Lebenskamerad George Henry Lewes standen ihm nahe.

¹⁸ Autobiography, Vol. II, S. 4 f. und Autobiographie, Bd. 2, S. 2 f.

¹⁹ Ebendort, S. 253 und S. 149.

²⁰ Vgl. dazu Bd. 2 dieser Studien, S. 158 f.

Zugleich war er außerordentlich selbstsicher und überheblich, egoistisch, mißtrauisch und ein Nervenbündel. Seine Autobiographie ist keine Freude für den Leser. [118] Im Vorwort zum ersten Band der Autobiographie schreibt Ludwig Stein:

„Wie alle Welt voraussah, bildete die Autobiographie the Book of the season. Die Times begrüßte das Werk mit dem Dithyrambus: die Geschichte der englischen Philosophie weist kein Gegenstück zu dieser Autobiographie auf.

Der Enthusiasmus übereifriger Apologeten muß freilich etwas herabgedämpft werden. Wahr ist nur, daß wir nicht bloß in der englischen, sondern in der gesamten philosophischen Literatur kein autobiographisches Werk eines Denkers in diesem Umfange und von so peinlicher Zuverlässigkeit besitzen. ‚Wahrheit und Dichtung‘ ist und bleibt nun einmal das kennzeichnende Merkmal der meisten Schilderungen von Selbsterlebnissen. Von Augustin und Rousseau an bis hinauf zu Goethe pflügt die Dichtung an Farbe zu gewinnen, was die Wahrheit an Zuverlässigkeit einbüßt. Bei Spencer ist es umgekehrt. Nach Dichtung lechzt man vergebens. Was uns Spencer in den zwei Bänden schildert, ist von einer unheimlich beglaubigten Sicherheit. Jedes minutiöse Detail ist so beleidigend dokumentarisch belegt, daß man sich nicht selten fragt, zu welchem Behufe wohl die Strenge der Historizität bemüht wird, wo Zweifel schon deshalb nicht aufkommen können, weil der erzählte Vorgang ohne Schaden für die Nachwelt füglich ganz hätte übergangen werden können. Aber selbst wenn er schon aus Genauigkeit und Akkuratease mitgeteilt wird, hätte man die Brieffragmente für alle tausend nüchterne Selbstverständlichkeiten des Alltags nicht heranzuziehen brauchen. Einen Philosophen von der Prägung Herbert Spencers sollte man zuletzt darauf aufmerksam machen müssen, daß nicht alles, was wirklich ist, darum auch schon wahr zu sein braucht. Wie spotten wir heute über Goethe-, Kant- oder Shakespearephilologen! Was würden wir nun gar zu Goethe gesagt haben, wenn er selbst – Goethephilologie getrieben hätte! Der Vorwurf kann nun einmal Herbert Spencers Autobiographie nicht erspart bleiben, daß sie in manchen Stücken – Spencerphilologie treibt.“²¹

Und im Vorwort zum 2. Band heißt es: „Mehr noch als im ersten Bande sehen wir uns bei der Übertragung des zweiten genötigt, erhebliche Kürzungen und herz hafte Streichungen im Interesse des Werkes vorzunehmen. Störende Wiederholungen und Weitschweifigkeiten wurden von der Kritik der Spencerschen Autobiographie mit einmütigem Tadel hervorgehoben. Einer der besten Kenner und Darsteller Spencers, der Verfasser der Monographie in Frommanns ‚Klassiker der Philosophie‘ (Bd. V), Otto Gaupp, äußerte sich in den ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘ vom 11. Februar 1905 wie folgt: ‚Spencer hat das Buch als Neurastheniker geschrieben. Das enorme Interesse, mit dem der Neurastheniker sich selbst und seine Zustände beobachtet, ist notorisch ... Ein Übersetzer wird jedenfalls gut daran tun, die Schere unbarmherzig zu gebrauchen.“²²

Was seine politischen Auffassungen betrifft, so war und blieb er ein echter Liberaler. Als junger Mensch stand er eine kurze Zeit lang dem rechten Flügel der Chartisten nahe und trat auch für allgemeines Wahlrecht ein; aber diese Zeit verging schnell. Er war als echter Liberaler Gegner aller staatlichen Tätigkeit – sowohl aller [119] sozialer Tätigkeit des Staates, also ganz reaktionär, wie auch aller staatlicher Tätigkeit etwa zur Förderung der Eroberung von Kolonien oder auf dem Gebiete der militärischen Kriegsvorbereitung, also sehr fortschrittlich. Er war gegen die Unterdrückung der Werktätigen durch das Kapital und gegen die Unterdrückung des Kapitals durch die Werktätigen (und darum gegen den Sozialismus). Er war auch auf politischem Gebiet ein Verfechter der mechanischen Evolutionstheorie (ohne Umschlag von Quantität in Qualität) und darum gegen Revolutionen.

Eine widerspruchsvolle Gestalt in Weltanschauung, Lehre und im Alltag des Lebens!

²¹ Autobiographie, Bd. 1, S. IX.

²² Ebendort, Bd. 2, S. V.

2. Der Arbeitsstil

Auf Grund einer naiven Bemerkung von George Eliot (Miss Evans) spricht Spencer ausführlicher über seine Arbeitsweise, bzw. richtiger, seine Denkweise:

„Ich möchte in Verbindung mit einer Bemerkung, die sie (George Eliot – J. K.) mir gegenüber machte, hier, da sich vielleicht sonst keine Gelegenheit mehr dazu bietet, eine mir eigene Gewohnheit beim Denken erwähnen. Ich glaube, wir sprachen von meinen Social Statics, als sie äußerte, es wundere sie, daß sich bei mir, trotzdem ich doch so viel nachdenken mußte, keine Runzeln auf der Stirne zeigten. Wahrscheinlich, weil ich mir nie Kopfzerbrechen gemacht habe, sagte ich. – O, so etwas Arrogantes ist mir noch nicht vorgekommen! rief sie aus. – Nicht im geringsten, wenn Sie erst wissen, was ich damit meine. – Ich erklärte ihr hierauf, daß meine Denkweise nicht jener konzentrierten Anstrengung bedürfe, die gewöhnlich die Stirnrunzeln verursacht.

Ich habe es nie vermocht, mich vor ein Problem zu setzen, um es durch Kopfzerbrechen zu lösen. Wenn ich von Zeit zu Zeit zu Schlüssen gelangte, so waren diese nie eine Antwort auf aufgeworfene Fragen; ich gelangte ganz unversehens dazu – jeder Schluß war das Endergebnis eines Gedankenkörpers, der langsam aus einem Keime aufwuchs. Eine direkte Beobachtung oder eine Tatsache, auf die ich im Lesen gestoßen war, würde sich bei mir einnisten: offenbar war ich mir ihrer Bedeutung bewußt. Nicht, daß mir ein deutliches Bewußtsein ihrer allgemeinen Bedeutung aufgestiegen wäre, sondern es war vielmehr eine Art instinktiven Interesses vorhanden für solche Tatsachen, die von allgemeiner Bedeutung sind. Z. B. hinterließ der ins einzelne beschriebene Bau dieser oder jener Gattung von Säugetieren, obgleich ich gern darüber las, nur einen unbestimmten Eindruck. Stieß ich aber auf die Feststellung, daß die Säugetiere – selbst so ungleichartige wie Walfische und Giraffen – fast ausnahmslos sieben Nackenwirbel haben, so fiel mir das auf und blieb mir im Gedächtnis haften. Dieser Begabung für das Festhalten der wichtigen Wahrheiten zufolge geschah es gelegentlich, zumal wenn eine solche durch ein Beispiel in die Erinnerung gerufen wurde und durch das Beispiel an Klarheit gewann, daß ich ihr eine Weile nachhing und sie auf ihre Tragweite hin untersuchte. Acht Tage später wurde ich vielleicht wieder daran erinnert, und durch eingehenderes Nachdenken mochte ich auf eine weitere Erkenntnis stoßen: es fanden sich neue Beispiele. Nach Verlauf von einiger Zeit, einem Monat oder auch halben Jahr mochte [120] mich wieder etwas an meine früheren Beobachtungen erinnern, wobei der betreffende Gedanke eine neue Erweiterung erfuhr. Hatten sich die Beispiele solchergestalt angehäuft, daß eine Verallgemeinerung möglich wurde, so bildete sich aus den unbestimmten Umrissen eine bestimmte Vorstellung heraus, die vielleicht, nachdem ich die Schwierigkeiten und Ausnahmefälle noch überdacht hatte, eine Einschränkung erfuhr und den Gedanken in eine richtigere Form brachte. Die bisherige induktive Verallgemeinerung mochte nun zur deduktiven werden: ich erkannte sie plötzlich als die notwendige Folge eines physikalischen Gesetzes. So entstand nach und nach ohne eine bewußte Absicht und ohne merkliche Anstrengung eine zusammenhängende organisierte Theorie. Gewöhnlich vollzog sich der Vorgang allmählich, ungezwungen und erstreckte sich manchmal auf Jahre hinaus. Ich glaube, der Grund, warum bei mir die von Miß Evans vermißten Furchen des Denkens fehlten, war der, weil meine Gedankenentwicklung so stufenweise, wie von selbst vor sich ging. Dreißig Jahre später noch – ungeachtet der dazwischenliegenden Gedankenarbeit – war bei mir fast ebensowenig von Runzeln zu entdecken.

Ich erwähne jene Bemerkung (von George Eliot – J. K.) und gebe diese Erklärung, um der Ansicht Raum zu geben, daß eine in der beschriebenen Weise gewonnene Lösung größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, als eine andere, die man nur infolge von Anstrengung erlangt hat und in der Absicht, die Lösung zu finden. Beabsichtigte Geistesanstrengung verursacht Irreführung der Gedanken. Das Bestreben, einen Namen oder ein Ding, das man vergessen hat, ins Gedächtnis zurückzurufen, ist oft vergeblich; sobald aber die Aufmerksamkeit abgelenkt wird, fällt einem der gesuchte Name oder Gegenstand von selbst ein. Während die Gedanken gezwungenerweise in einer einmal eingeschlagenen falschen Richtung gehalten werden, sucht

man vergebens; hört die Anspannung aber auf, so wird die richtige Ideenverbindung sich von selber einstellen. Ebenso kann es geschehen, daß, wenn man durch angestregtes Denken zur schnellen Lösung eines Problems gelangen will, diese Anstrengung unser Bewußtsein irreführt, während eine von Zeit zu Zeit ansetzende ruhige Betrachtung des Problems es der wohl unbe- wußt durch Erfahrung gewonnenen Gedankenwillfähigkeit erlaubt, sich geltend zu machen und den Geist zur richtigen Lösung zu führen.“²³

Viele Wissenschaftler – aber natürlich keineswegs alle, wahrscheinlich nicht einmal die Mehr- heit – haben eine ähnliche Erfahrung wie Spencer gemacht. Auch wird sie wohl öfter auf Ge- sellschaftswissenschaftler zutreffen als auf Naturwissenschaftler. Und vieles ist natürlich nach- träglich konstruiert insofern, als sicherlich zahlreiche „angefangene Gedanken“ so verlorengen- gen, weil man eben nicht mehr an sie erinnert wird, oder wenn sie einem von Neuem kommen, man vergessen hat, daß man sie schon einmal verfolgt hat.

Verwandt mit diesem Vorgehen von Spencer ist ein anderes, das mir zuverlässiger erscheint. Wenn man zum Beispiel einen Artikel zu einem bestimmten Termin zu schreiben hat, beginnt man eine Woche vorher von Zeit zu Zeit an seine Problematik zu denken. Dann sichert man sich einerseits ein gewisses inneres Leben mit der [121] Problematik, wobei der Ausdruck nach- denken dafür falsch wäre, weil er viel zu bewußt und angestrengt erscheint, und zugleich hat man doch dem „Innenarbeiten“ eine feste Grenze gesetzt und ebenso die Behandlung der ent- sprechenden Problematik gesichert.

In jedem Fall aber zeigen die Ausführungen Spencers, daß er sich ernstlich mit der Problematik der schöpferischen Arbeit beschäftigt hat und zwar schon sehr früh – die Unterhaltung fand 1852, als er 32 Jahre alt war und noch nicht viel Erfahrung mit sich als wissenschaftlichem Arbeiter hatte, statt.

In diesem Zusammenhang ist eine andere Überlegung Spencers, die an die vorangehende an- knüpft, von Interesse:

„Einige meiner Freunde können es nicht begreifen, wie es mir möglich ist, meine Arbeit zu diktieren; anderen wiederum scheint es erstaunlich, wie man seine Gedanken unterbrechen kann, um sich in körperlicher Tätigkeit zu erholen und sich abermals an die Arbeit zu machen. ‚Ich fange immer erst dann zu denken an, wenn ich die Feder in der Hand halte‘, sagte einmal ein Freund zu mir, ‚es ist mir unverständlich, wie man seine Gedanken hintereinander an einen Schreiber weitergeben kann.‘ Ein anderer erklärte seine Unfähigkeit, sich unterbrechen zu kön- nen, wenn seine Ideen bereits auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet sind.

Die Lösung dieses Rätsels ist viel einfacher, als sie auf den ersten Blick erscheint. Ich habe im I. Bande meiner Autobiographie zu erklären versucht, wie sich meine Konzeptionen entwickelt haben. Ich pflegte mich nicht mit der Absicht hinzusetzen, ein Problem zu lösen, indem ich darüber grübelte. Meine Anschauungen nahmen vielmehr nur ganz allmählich feste Gestalt an. Es konnte jahrelang dauern, bis sich ein solcher Prozeß vollzogen hatte. War die Zeit gekommen, da sich die Konzeption der Reife näherte, so verharrte ich natürlich länger dabei; sie gliederte sich alsdann in ihre verschiedenen Teile, und die Einteilung in Kapitel wurde festgestellt. Vor der Ausarbeitung der verschiedenen Teile jedoch mußte die ganze Konzeption schon Bestimm- heit erlangt haben. So war der entscheidende Teil der Arbeit, das Denken, bereits getan und der Prozeß des Schreibens oder Diktierens bestand einfach darin, bereits Gedachtes in Worte zu setzen. Daher war es mir ein Leichtes, nach einer Unterbrechung den Faden wieder aufzuneh- men, und so an eine bereits hingesezte Idee eine andere anzufügen. Ich hatte daher nicht die Schwierigkeiten, die andere haben müssen, die ihre Ideen beim Schreiben entwickeln, und die, wenn unterbrochen, ihren Gedankengang verlieren, der ihnen gerade erst bewußt geworden war.

²³ Autobiography, Vol. I, S. 399 ff. und Autobiographie, Bd. 1, S. 254 ff.

Durch die vergleichende Gegenüberstellung dieser beiden Arbeitsweisen kann ich mir auch die entsprechenden Eigenheiten des Stils erklären. Es bedarf keiner großen Erregung, um eine in sich geschlossene Gedankenreihe wiederzugeben; Gedankenarbeit während des Schreibens jedoch muß eine starke Gefühlsbewegung hervorrufen. Im ersten Falle befindet man sich in einem Zustand völliger Ruhe, im zweiten dagegen entschieden im Feuereifer. Die Ruhe nun erzielt niemals eine lebendige, wuchtige Ausdrucksweise. In starker Erregung dagegen werden malerische Wendungen und lebendige Metaphern erzeugt. Oft habe ich meinen Freund, der erst denkt, wenn er die Feder in der Hand hat, um seine so einprägsame Ausdrucksweise beneidet. Sicherlich ist es richtig, daß in philosophischen Arbeiten Klarheit der Kraft des Ausdrucks vorzuziehen ist. Aber für Arbeiten, die nicht streng philosophisch oder naturwissenschaftlich sind, kann man sich durchaus die Ausdrucksweise der Gedanken wünschen, die das Resultat innerer Bewegung ist und bei anderen innere Bewegung hervorruft.“²⁴

Es ist schwer zu sagen, ob diese Gedanken Allgemeingültigkeit besitzen. Aber sie sind interessant und treffen durchaus auf manche Wissenschaftler zu. In jedem Fall ist dies wohl das erste Mal in der Wissenschaftsgeschichte, daß ein Versuch gemacht wird, eine Verbindung zwischen Gedankenschöpfung, Gedankenmitteilung und Stil herzustellen.

Eines aber kann man mit Sicherheit sagen: Spencer hat Unrecht, wenn er meint, philosophische oder andere wissenschaftliche Arbeiten müßten unter einem kräftigen, erregenden Stil leiden. Kein Wissenschaftler konnte aufwühlender schreiben als Marx, und vielleicht gerade dadurch auch zugleich wissenschaftlich prägnanter und tiefer.

Im übrigen aber legte Spencer größten Wert auf guten Stil und verbesserte den seinen immer wieder bis in die letzte Korrektur. So schreibt er anlässlich seines ersten Buches: „Die Sorgfalt, die ich auf die Ausarbeitung verwandte, war wohl der Hauptgrund des langsamen Vorwärtsschreitens meines Werkes. Ich war irgendwo dem Ausspruch begegnet, daß ein Buch durch den Stil gerettet werden könne. Diesen Ausspruch hatte ich mir gemerkt. Wäre ich nicht sehr wählerisch veranlagt gewesen, so würde er mich zwar schwerlich beeinflußt haben. Aber, da ich mir in vieler Beziehung ein hohes Ideal gestellt hatte und ich von Natur aus geneigt war, überall nach Fehlern zu suchen – sowohl in meinen eigenen Leistungen als auch in denen anderer –, so war ich meist unbefriedigt von meiner ersten Niederschrift. Ich ruhte nie, bis ich einen Satz so klar und einleuchtend wie möglich gestaltet hatte. Überdies war ich einige Jahre vorher veranlaßt worden, den Stil zu einem besonderen Studium zu machen und hatte die daraus erlangten Schlüsse in einem Essay über die Kraft des Ausdrucks niedergelegt, so daß außer meiner innerlichen Neigung auch dies noch hinzukam, um mich in bezug auf Stil äußerst kritisch zu machen. Von allen meinen späteren Büchern ging das Manuskript besät mit durchstrichenen und eingefügten Wörtern in Druck.“²⁵

Solch Vorgehen ist natürlich nur möglich, wenn die Buchdruckereiarbeiter ein ganz hohes Niveau im Lesen von Handschriften und eine schier unendliche Geduld mit dem Autor haben. Hier hat die Schreibmaschine wahrlich viel getan, um den Setzern zu helfen.

Vielleicht gehört das folgende nicht unter die Überschrift „Arbeitsstil“, aber es läßt sich besser hier als anderswo behandeln.

Wir hatten angedeutet, daß es eine Zeit im Leben von Spencer gab, in der er vor allem von Artikeln in den führenden Monats- und Vierteljahrsschriften des Landes lebte. Wir hatten auch festgestellt, daß Spencer gewissermaßen eines schönen Tages beschloß, ein Riesenwerk der Philosophie zu schreiben und daraufhin einen Arbeitsplan für die nächsten Jahrzehnte aufstellte, den er auch im Großen und Ganzen einhielt.

²⁴ Ebendort, Vol. II, S. 299 f. und Bd. 2, S. 118 f.

²⁵ Ebendort, Vol. I, S. 354 f. und Bd. 1, S. 213.

[123] Spencer erzählt nun, wie ihn die Zusammenstellung der Zeitschriftenartikel für einen Sammelband zur Aufstellung seines Systems führte: „Wie ich schon erwähnte, hatte ich kurz zuvor eine Anzahl Abhandlungen zusammengestellt, gesichtet und dann veröffentlicht. Bei dieser Gelegenheit sah ich mich veranlaßt, die Sammlung zweimal durchzunehmen: einmal bevor ich sie in Druck gab und sodann in der Korrektur. Bis dahin waren die in den verschiedenen Abhandlungen niedergelegten evolutionistischen Ideen nur als Separata in meinem Kopf; nunmehr wurden sie nach zweimaliger Durchsicht ihrer Zusammengehörigkeit nach geordnet. Somit wirkte dieser Umstand fördernd auf die Enthüllung von Verwandtschaften und Beziehungen, die bis dahin unbeachtet geblieben waren, und führte so zur Konsolidierung.“²⁶

Als Hypothese fügt er einen zweiten Grund an: daß nämlich in dieser Zeit ein allgemeines Streben geherrscht hätte, zu einer Vereinheitlichung der Gesetzmäßigkeiten, wie etwa im damals entdeckten Gesetz der Erhaltung der Kraft, zu kommen, und daß dies ebenfalls seine Gedanken beeinflußt haben könnte.

Jedenfalls schreibt er drei Tage nach der Aufstellung des im Vorgehenden gegebenen Aufbaus des großen Werkes seinem Vater: „Vieles, was mir zuvor als Einzelercheinung galt, hat nun seinen Platz als harmonischen Teil eines Systems erhalten, das die logische Ableitung aus den einfachsten allgemeinen Prinzipien zuläßt. Ich schicke Dir eine knappe Darstellung ein, damit Du Dir einen Begriff davon machen kannst. Ich hoffe, das hier entworfene System nach und nach auszubauen.“²⁷

Es kann also durchaus sein, daß es sich für den Wissenschaftler als nützlich erweist, alle paar Jahre seine Arbeiten einmal darauf hin durchzusehen, ob er nicht Zusammenhänge zwischen ihnen entdeckt, die ihm bei der Einzelarbeit nicht aufgefallen sind.

Folgendes ist in dieser Beziehung von Interesse. Als das Institut für Weltwirtschaft und Internationale Beziehungen in Moskau neu gegründet wurde, übernahm die Leitung A. A. Arsumanjan, der daraufhin einen Großteil der entsprechenden Arbeiten des Leiters des vorangehenden Instituts, Eugen Varga, als Vorbereitung für seine Aufgabe durchlas und sich laufend mit Varga beriet. Varga erzählte mir nun, wieviele Zusammenhänge zwischen verschiedenen Arbeiten, aber auch wieviele angefangene, unvollendet gebliebene, oder nach Jahren wieder aufgenommene Gedankengänge Arsumanjan entdeckt hätte, die ihm, Varga, völlig unbewußt geblieben wären, da er sich nie die Mühe genommen hatte, eine ganze Reihe früherer Arbeiten im Zusammenhang noch einmal durchzulesen. Ich muß ganz offen gestehen, daß ich das auch nie getan habe und im Grunde auch nach der Lektüre von Spencer nicht die mindeste Lust dazu verspüre. Aber wenn solches bei alten Wissenschaftlern wie damals Varga und heute mir verzeihlich ist, zumal er wie ich stets so viele Arbeiten laufen hatten, daß dazu wenig Zeit blieb und in unserem Alter auch nicht mehr die Möglichkeit bestand bzw. besteht, auf Grund solcher Lektüre zu dem Plan eines Lebenswerkes zu kommen, wie es bei Spencer der Fall war, – so sollten doch jüngere Wissenschaftler, etwa wenn sie 35, 45 oder 55 Jahre alt sind, solche Gedankeninventuren des jeweils vorangehenden Jahrzehnts vornehmen, weil sich aus ihr doch wohl manches Resultat nicht nur der Selbstverständigung sondern echter Gedankenkonsolidierung und dadurch Gedankenfortschritt, wissenschaftlicher Fortschritt ergeben kann.

So wie der Artikel besser wird, wenn man ihn eine Woche vor dem Niederschreiben „in sich arbeiten läßt“, so arbeiten gewisse Einsichten in größere Zusammenhänge in dem Wissenschaftler, auch während er Teileinsichten in einzelnen Arbeiten ganz bewußt dargestellt hat. Der „plötzliche gute Gedanke“ kann auch kommen – zwar nicht, wenn man „im eigenen Saft schmort“, wohl aber –, wenn man den eigenen Saft mehrerer Jahre einer kritischen Analyse unterzieht.

²⁶ Ebendort, Vol. II, S. 13 und Bd. 2, S. 5.

²⁷ Ebendort, Vol. II, S. 17 und Bd. 2, S. 11.

3. Die Deduktion

In dem soeben zitierten Brief Spencers an seinen Vater findet sich der kennzeichnende Satz: „Vieles, was mir zuvor als Einzelercheinung galt, hat nun seinen Platz als harmonischen Teil eines Systems erhalten, das die logische Ableitung aus den einfachsten allgemeinen Prinzipien zuläßt.“

Logische Ableitung aus den einfachsten allgemeinen Prinzipien!

Hören wir dazu noch einmal die im ersten Kapitel dieses Buches zitierte Äußerung Darwins über Spencer: „Herbert Spencer war als Gesprächspartner sehr interessant für mich, aber er gefiel mir nicht besonders, und ich fühlte, daß ich mich mit ihm niemals leicht befreunden könnte. Ich denke, er war im höchsten Grade egoistisch. Nachdem ich irgendeines seiner Bücher gelesen hatte, war ich meist sehr entzückt von seinem außergewöhnlichen Talent. Ich machte mir darüber Gedanken, ob er in ferner Zukunft mit solchen Menschen wie Descartes, Leibniz und anderen, über die ich jedoch sehr wenig weiß, in eine Reihe gestellt werden wird. Aber dennoch hatte ich nicht das Gefühl, daß ich aus den Werken Spencers irgendwelchen Nutzen für meine eigenen Arbeiten ziehen würde. Seine deduktive Methode der Behandlung eines beliebigen Problems ist meiner Geistesrichtung diametral entgegengesetzt. Seine Schlußfolgerungen überzeugten mich nie, und nachdem ich irgendeines seiner Traktate gelesen hatte, sagte ich mir immer wieder: ‚Ja, das wäre ein hervorragendes Objekt für ein Dutzend Jahre Arbeit.‘ Ich muß sagen, daß seine fundamentalen Schlußfolgerungen (die einige Personen ihrer Bedeutung nach mit den Newtonschen Gesetzen verglichen!) vielleicht vom philosophischen Standpunkt von großem Wert sein mögen, daß sie aber ihrem Charakter nach, wie mir scheint, keine ernste wissenschaftliche Bedeutung besitzen. Ihr Charakter ist so, daß sie eher an Definitionen als an Naturgesetze erinnern. Sie können bei der Voraussage, die in diesem oder jenem Einzelfalle erforderlich ist, keinerlei Hilfe leisten. Aber wie dem auch sei, mir haben sie keinerlei Nutzen gebracht.“²⁸

In der Tat kann man sich nicht zwei Gelehrte vor Augen stellen, die so verschieden gearbeitet haben, wie Darwin und Spencer. Darwin, der seine Schlußfolgerungen aus schier unendlicher Tatsachenbeobachtung zog, und Spencer, der in so hohem Maße deduktiv arbeitete.

Spencer erzählt eine wunderhübsche, ihn charakterisierende Geschichte von Hux-[125]ley: „Denen, die ihn nur als Redner und Schriftsteller kennen, zeigt er bloß die ernstere Seite seiner Persönlichkeit ... Seine Freunde dagegen kennen ihn als außerordentlich witzigen Kopf ... Ich erinnere mich heute nach zwanzig Jahren noch an einen Witz, den er auf meine Kosten machte. Es wurde einmal in seinem Kreise über Tragödie gesprochen; dabei erwähnte jemand meinen Namen in Verbindung mit irgend einer Ansicht darüber, worauf er bemerkte: ‚Ach, wissen Sie, Spencers Begriff von der Tragödie ist eine Deduktion, die von einer Tatsache erdrosselt wird.‘“²⁸

Spencer dienten die Tatsachen nur als Illustration für eine deduzierte Theorie. Zwar wehrt er sich gelegentlich gegen den Vorwurf der Deduktion seiner Theorien – aber auch diese Abwehr ist schwach. So bemerkt er einmal: „Diejenigen Bücher, die ich eingehend durchnahm, waren solche, die mir illustrierendes Material zu verschaffen versprochen. Denn wenn ich auch bei manchen für einen aprioristischen Denker gelte, so wird sich doch jeder, der sich nicht a priori einen Begriff von mir gemacht hat, darüber klar werden, daß meine Ansichten, wenn sie auch nicht a posteriori entstanden sind, so doch gewöhnlich a posteriori verifiziert worden sind. Dies gilt ebensowohl von meinem ersten Buch, den Social Statics, als auch von meinen späteren Werken. Ich war oft halb belustigt, halb erzürnt, wenn ich mich als den Typus eines deduktiven Denkers dargestellt fand, noch dazu von einem, dessen Schlüsse keineswegs auf so zahlreiche Tatsachen gestützt waren wie die von mir vorgebrachten. Aber es gibt Menschen, die so

* Ch. Darwin, Autobiographie, Leipzig und Jena 1959, S. 91 f.

²⁸ Ebendort, Vol. I, S. 403 und Bd. 1, S. 257.

fanatische Anhänger der induktiven Methode sind, daß sie sofort das Vertrauen zu einer induktiven Wahrheit verlieren, wenn diese sich auch deduktiv beweisen lasse.“²⁹

Er liest Bücher, nicht um, wie Darwin, Tatsachen über Tatsachen anzuhäufen, um zu überprüfen, ob eine Idee, die natürlich viele Wissenschaftler oft haben, bevor sie an eine Arbeit gehen, richtig ist, wobei sie dann oft ihre erste Idee zu korrigieren und in jedem Fall lange zu arbeiten haben, bevor aus der Idee eine Theorie wird. Nein, Spencer liest, um Illustrationen für seine A-priori-Idee zu finden. Ja, er selbst gibt einmal ein ganz offenes Bekenntnis zur Deduktion in einem Brief – vom 7. Juni 1867 als er schon beachtlich fortgeschritten mit dem Hauptwerk ist – ab: „In diesen Tagen habe ich mich entschlossen, der Gesamtausgabe meiner Werke einen besonderen Titel zu geben. Schon bei der programmatischen Zusammenstellung der Reihenfolge trug ich mich mit diesem Gedanken und dachte damals an ‚deduktive Philosophie‘. Aber ich war davon durch Ratschläge anderer abgekommen und hatte mich zu dem unbestimmten Titel ‚Ein System der Philosophie‘ entschlossen. Indessen hat ein so unbestimmter Titel auch seine entschiedenen Schattenseiten.“³⁰

Auch meint er, daß ganze Wissenschaften aus induktiven zu deduktiven geworden seien. So bemerkt er in einem Brief an John Stuart Mill im Zusammenhang mit einer Diskussion über Moral: „Vielleicht wird eine Analyse am besten dartun, was ich meine. In ihren ersten Stadien bedeutete Astronomie nichts weiter als aufgespeicherte Beobachtungen über Lage und Bewegung der Sonne und der Planeten; erst nach [126] und nach vermochte man, gestützt auf diese empirischen Beobachtungen, mit annähernder Sicherheit die Stellung gewisser Himmelskörper zu einer gegebenen Zeit zu bestimmen. Die moderne astronomische Wissenschaft dagegen beruht auf Deduktionen, die aus dem Gravitationsgesetz abgeleitet werden, welche uns beweisen, warum die Himmelskörper zu einer bestimmten Zeit jene bestimmte Stellung einnehmen müssen.“

Ist es schon nicht richtig, daß die Astronomie sich zu einer rein deduktiven Wissenschaft entwickelt hat, so ist es geradezu grotesk, wenn Spencer auch die Moral zu einer solchen machen will. Das Beispiel der Astronomie war ja nur eine Analogie für die sich nun anschließenden Ausführungen über Moral, die so lauten:

„Wie sich nun die moderne zur früheren Astronomie verhält, so verhält sich nach meinem Dafürhalten die eigentliche Moral zur opportunistischen.“

Was ich dem landläufigen Utilitarismus vorwerfe, ist, daß er keine entwickeltere Form der Moral anerkennen will und nicht einsieht, daß er selbst noch in den Anfangsgründen der Moral als Wissenschaft steckt.

Um meine Stellungnahme vollends zu erklären, wird es angemessen sein, hinzuzufügen, daß sich bei der Menschheit gemäß fundamentalen Lehrsätzen einer entwickelten Wissenschaft der Moral gewisse grundlegende moralische Anschauungen herausgebildet haben und immer noch herausbilden; und, obwohl diese Anschauungen die Ergebnisse nach und nach angehäufter und vererbter Erfahrungen sind, stehen sie nunmehr ganz unabhängig von der bewußten Erfahrung da.“³¹

Es ist also sein Ziel, und er hat es auch zu verwirklichen gesucht, ein System der Moral zu deduzieren, aus dem sich künftig alle moralischen Probleme, die sich ergeben, ableiten, deduktiv lösen lassen. So oft begegnen uns darum auch in der Analyse die Spencer von der Entwicklung bestimmter seiner Gedanken gibt, Ausführungen darüber, wie er auch selbst auf diesem oder jenem Gebiet schnell von der induktiven zur deduktiven Methode übergeht – Spencer entwickelt sich wie die Astronomie.

²⁹ Ebendort, S. 304 f. und S. 179.

³⁰ Ebendort, Vol. II, S. 157, Bd. 2, S. 99.

³¹ Ebendort, S. 88 f. und S. 52 f.

Entsprechend fallen ihm auch, gewissermaßen aus heiterem Himmel oder angeregt durch diese oder jene Beobachtung, aber nicht etwa durch eine lange Beobachtungsreihe, „Gesetze“ ein. So schreibt er an seinen Vater, kurz nachdem er ihm die Konzeption seines Lebenswerkes gesandt hat: „Ich arbeite das System, von dem ich Dir die Inhaltsangabe schickte, täglich weiter aus. Es ist mir ein neues Kraftgesetz eingefallen, seit wir uns sahen: ‚Die allgemeine Gültigkeit des Rhythmus‘; dieselbe ist eine notwendige Folge des Antagonismus einander widerstrebender Kräfte. Dieser Rhythmus gilt ebensowohl von den Ätherschwingungen, als auch von den Aktionen und Reaktionen des sozialen Lebens.“³²

Ein Gesetz wird aus dem anderen abgeleitet und gleich a priori für die Natur wie für die Gesellschaft als gültig erklärt.

Man versteht, daß sich bei solchen Arbeitsmethoden in der Autobiographie Formulierungen finden wie, daß sich „die Möglichkeit, ja fast die Notwendigkeit für eine Spekulation“ ergab.³³

[127] Interessant in diesem Zusammenhang ist die Analyse eines bevölkerungstheoretischen Artikels, den er 1852 schrieb. Spencer gibt diese Analyse, um einige Charakterzüge seiner Arbeitsweise darzulegen: „Soweit ich mich erinnere, hegte ich die in diesem Essay, ‚Eine Bevölkerungstheorie, abgeleitet aus dem allgemeinen Gesetz der animalischen Fruchtbarkeit‘, entwickelte Hauptidee schon ums Jahr 1847, denn ich entsinne mich, sie damals einem Freund dargelegt zu haben ... Ihre Beweisführung legt lebhaftes Zeugnis für einige charakteristische Merkmale meiner Denkweise ab. Da war stillschweigender Glaube, daß die Abstufungen in der Fruchtbarkeit der Organismen keine übernatürlich vorgezeichneten, sondern von der Natur bedingte sind, d. h. daß sie einer natürlichen Ursache entspringen. Da war die stillschweigende Folgerung (implication), daß sich ein bestimmtes Vermehrungsgesetz durchweg geltend machen müsse: daß der Grad der Fruchtbarkeit in umgekehrtem Verhältnis zum Grade der Entwicklung stehe: hier der Größe, dort dem Bau, dort der Tätigkeit, und gewöhnlich diesem allem gemäß. Da war die ohne Zögern erfolgte Schlußfolgerung, daß vermöge dieses Gesetzes, das ebenso beim Menschen wie bei allen andern organischen Wesen gilt, ein höherer Entwicklungsgrad geringere Vermehrung bedingt. Und ein weiterer für mich bezeichnender Zug war der stillschweigende Glaube an ein Streben nach Anpassung – der Zug der Dinge zum Gleichgewichtszustand: in diesem Falle zum Gleichgewicht zwischen Sterbe- und Reproduktionsrate.“³⁴

Deduktives Vorgehen von allgemeinsten Gesetzen aus verleitet dazu, Theorien auf Gebieten zu entwickeln oder zu bekämpfen, auf denen man wahrlich kein Experte ist. Ist der Ausgangspunkt durch schier unendliche Praxisuntersuchung gesichert, dann ist solches Vorgehen erlaubt. Wenn zum Beispiel ein Wissenschaftler auf Grund seiner Tatsachenforschung zu dem Schluß kommt, daß bestimmte gesellschaftliche Vorgänge sich harmonisch, nicht in Widersprüchen, nicht dialektisch bewegen, dann werden viele Marxisten geneigt sein, ohne Experten auf diesem Gebiet zu sein, deduktiv, auf Grund ihrer Kenntnisse der Hauptgesetze des historischen Materialismus, eine solche Tatsachenanalyse für falsch zu erklären. Das scheint mir berechtigt, selbst wenn es natürlich theoretisch möglich ist, daß es in der Gesellschaft auch mechanische, undialektische Vorgänge gibt – so wie es auch möglich ist, daß eine Klasse sich am Klassenkampf in einer Gesellschaft nicht beteiligt, sondern, wie Marx im Vorwort zum „Achtzehnten Brumaire“ für die Sklaven im alten Rom festgestellt hat, nur das Piedestal für die Kämpfe anderer Klassen abgibt.

Spencer war nun geneigt, auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaften ohne auch nur halbe Fachkenntnisse deduktiv in den Meinungsstreit einzugreifen, wobei er, da sein theoretisches System manche Grundwahrheiten, wie etwa die der Evolution, enthielt, dabei gar nicht immer scheiterte.

³² Ebendort, S. 19 und S. 13.

³³ Ebendort, S. 129 und S. 80.

³⁴ Ebendort, Vol. I, S. 388 f. und Bd. 1, S. 245.

Zwei Beispiele seien dafür gegeben. Das eine betrifft einen astronomischen Artikel, über den Spencer berichtet:

„Einige Jahre zuvor waren vermitteltst Lord Rosses Teleskop gewisse bis dahin als unauflösbar geltende Nebelflecke als Sterne erkannt worden. Man zog daraus den [128] Schluß, daß alle sogenannten Nebelflecke aus Sternen bestehen und nur durch die außerordentliche Entfernung wie Nebel erscheinen. Diese Folgerung wurde zu jener Zeit von den Astronomen allgemein angenommen.

Da die Evolutionstheorie im weitesten Sinne sich auf den Annahmen der Nebularhypothese von Stoff und Bewegung aufbaut, kann man sich wohl denken, daß diese stillschweigende Leugnung jener Hypothese mich nicht kalt lassen konnte. Ich fand Gründe, die Berechtigung der genannten Annahme in Frage zu stellen, und suchte die Frage etwas eingehender zu erforschen. Nachdem ich genügend Gegenargumente gefunden hatte, legte ich diese in einem ‚Die neueste Astronomie und die Nebularhypothese‘ betitelten Artikel in der Westminster Review nieder.

Ein Nichtfachmann durfte wohl die logische Unhaltbarkeit dieser angeblichen Entdeckung nachweisen, wie ich dies im ersten Teil meines Artikels dartat. Das Unternehmen gestaltete sich jedoch zu einer ausführlichen Auseinandersetzung über die Nebularhypothese, für welche ich energisch eintrat. Mit einer Kühnheit, auf die ich heute nicht ohne Erstaunen zurückblicke, brachte ich verschiedene Vermutungen, Deutungen und Beobachtungen zu deren Gunsten vor. Ich versuchte, zu zeigen, wie Nebularrotation in zerstreuten Nebelmassen entstehen könne. Argumente ergaben sich aus der Zerstreuung der Kometen, den Neigungen der Bahnflächen der Planeten, ferner der Inklination der Planetenachsen zu ihrer respektiven Planetenbahn, aus der Rotationsgeschwindigkeit der Planeten und schließlich der Zerstreuung der Satelliten. Ich bemühte mich sodann, zu beweisen, daß die Nebularhypothese den Schlüssel zur Erklärung des verschiedenen spezifischen Gewichts der Planeten bietet. Ich wies ferner darauf hin, daß die Temperaturunterschiede unter denselben sowie deren Temperaturunterschiede im Verhältnis zur Sonne der Hypothese entsprechen. Diesem letzten Argument fügte ich eine Folgerung bezüglich der Zusammensetzung der Sonnenatmosphäre bei.

Ein Astronom würde sich wohl zweimal besonnen haben, bevor er sich zur Aufstellung solcher spekulativen Gesichtspunkte entschlossen hätte. Es bedurfte dazu eines Mannes, der keinen wissenschaftlichen Ruf aufs Spiel zu setzen hatte. Selbstverständlich schlichen sich Irrtümer in den Artikel ein. Zwei der von mir aufgestellten Schlüsse jedoch haben sich als zutreffend erwiesen.“³⁵

Erstaunlich die intellektuelle Frechheit, möchte man fast sagen, mit der der deduzierende Spencer hier vorgeht, und in später Rückschau ist er auch wohl selber erschrocken über diese wilde Deduktionstour.

Nachdem sich Spencer daraufhin mit der Owenschen Knochentheorie auseinandergesetzt hat, wendet er sich geologischen Problemen zu: „Das Thema gab die Gelegenheit, dem Evolutionsgedanken eine neue Richtung zu weisen, und ich nehme an, daß, weil ich mir dessen bewußt war, ich mich mit ihm beschäftigte. Es galt hier, die Veränderungen der Erdkruste vom Entwicklungsstandpunkte aus zu betrachten, und ferner, das sich auf deren Oberfläche gestaltende Leben in seinen Veränderungen zu beobachten. Ursprünglich hatte ich eine Rezension der Hugh Millerschen Werke beabsichtigt; diese wurden aber schließlich nur der Anlaß zu einer Auseinandersetzung darüber, was ich an der herkömmlichen Geologie, wie sie selbst bei Murchison und Lyell noch vertreten ist, als irrig erkannte. Der Titel ‚Alogische Geologie‘ zeigt zur Genüge, daß meine Rezension die Legitimität allgemein anerkannter Schlüsse auf der Basis gegebener Tatsachen in Frage stellte. Ich hätte mich diesmal ebensowenig wie anlässlich der Owenschen Theorie getraut, gegebenen Tatsachen gegenüber Zweifel laut werden zu lassen;

³⁵ Ebendort, Vol. II, S. 21 f. und Bd. 2, S. 15 f.

aber einmal die Tatsachen zugegeben, stand es einem Außenstehenden wohl an, zu untersuchen, ob die daraus gezogenen Schlüsse begründet seien oder nicht.“³⁶

Wiederum geht es ihm um Logik und Deduktion – schon der Titel zeigt das so deutlich: Und zugleich um die Ausdehnung seiner Theorie. Da Spencer aber trotz allen Strebens, das gesamte Geschehen in Natur und Gesellschaft seinem System einzuordnen und unterzuordnen, ein stets ehrlicher Wissenschaftler bleibt, schließt er den Bericht über seine „Alogische Geologie“ so: „Mein Hauptstreben ging natürlich dahin, Hugh Millers und anderer Argumente gegen die Evolutionshypothese, die sie der Paläontologie entnahmen, als nichtig hinzustellen. Ich war jedoch ehrlich genug, zuzugestehen, daß, wenn die Geologie auch zu keinem Gegenbeweis gegen die Entwicklungshypothese führe, sie doch auch nicht als Beweis zu deren Gunsten herangezogen werden könne: Alles, was wir erwarten können, ist, die Vereinbarkeit der Hypothese mit dem durch die jüngeren Fossilienfunde gelieferten Material aufzudecken. Diese Vereinbarkeit ist inzwischen tatsächlich festgestellt worden.“³⁷

Das kühnste Unternehmen dieser Art war wohl Spencers „Biologie“. Zwar hatte er dabei den Rat von Huxley und Hooker, die auch das Manuskript durchsahen. Aber er spricht doch von einer „Vermessenheit“ (presumption) seinerseits – und mit Recht. Auf der anderen Seite weist er mit einem gewissen Recht auf Vorteile hin, die er den Fachleuten, den Spezialisten voraus hatte: „In gewisser Hinsicht sogar mochte ich als Außenstehender, indem ich die Erscheinungen des organischen Lebens als Spezialfälle der Evolution betrachtete, vor den Fachspezialisten etwas voraus haben, die sich nach althergebrachter Art nur auf ihr Sondergebiet – sei es nun Tier- oder Pflanzenkunde – beschränken. Der Gelehrte, der sich ausschließlich mit seinem Spezialfach befaßt, läuft leicht Gefahr, jene allgemeinsten Gesetze, welche die Erscheinungen, die zu erforschen er berufen ist, gemeinsam mit anderen Gruppen von Erscheinungen aufweisen, zu übersehen oder doch nicht zureichend zu würdigen. Jene allgemeinen Wahrheiten, die sich sowohl im Pflanzen- als im Tierleben offenbaren, und die zu erkennen sich weder der reine Zoologe noch der Botaniker berufen fühlt, sind in Wirklichkeit Einsichten von höchster Bedeutung. Wenn auch der Forscher insoweit mit der Schwesterwissenschaft vertraut ist, daß sich ihm eine gewisse Gemeinsamkeit der Gesetze offenbart, so ist doch seine Aufmerksamkeit durch sein Spezialgebiet in so hohem Maße in Anspruch genommen, daß eben jene Erkenntnis gänzlich in den Hintergrund tritt, statt seinem Forschen das Relief zu geben. Vollends aber finden fernabliegende Gruppen von Erscheinungen allzu geringe Beachtung wegen der mangelnden oder zum mindesten unzulänglichen Erkenntnis der Gesetze, die allen jenen Gruppen von Erscheinungen sowie den Phänomenen des Lebens gemeinsam sind – jene Erkenntnis, die von größerer Tragweite ist, als die Erkenntnis der Gesetze der Lebenserscheinungen selbst. Natürlich brachte es das Studium der Biologie, nicht bloß vom Standpunkt der organischen, sondern von dem der Evolution überhaupt – der unorganischen und organischen, sowohl wie der superorganischen – mit sich, daß diese umfassendsten Gesetze für mich so offensichtlich hervortraten und mir solchergestalt den Weg zu einer mehr philosophischen Fassung der biologischen Tatsachen wiesen.“³⁸

Und nun hören wir Darwin über den vierten Teil des zweiten Bandes der „Biologie“ (die Bände wurden in einzelnen Teilen bzw. Heften veröffentlicht und an Subskribenten versandt); er schrieb an Hooker: „Es ist ganz wunderbar klug und wohl zum größten Teil richtig ... Wenn er sich trainiert hätte, mehr zu beobachten, selbst auf Kosten eines entsprechenden Verlustes an Denkkraft, wäre er ein wundervoller Mann geworden.“³⁹

³⁶ Ebendort, S. 43 und S. 29.

³⁷ Ebendort, S. 44 und S. 29 f.

³⁸ Ebendort, S. 103 f. und S. 60 f.

³⁹ D. Duncan, a. a. O. S. 125.

Aber hätte er dann auch so vielfältig arbeiten können? das heißt, auf so vielen Gebieten anregend wirken können. Anregend wirken! nicht notwendigerweise die Wissenschaft selbst solide vorwärts bringen.

Natürlich ist die deduktive Methode zumindest auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften als solche und praktisch allein verwandt, wie bei Spencer, unbrauchbar. Sie ist geeignet, sehr geeignet sogar, um zu sinnvollen Hypothesen vor Beginn der eigentlichen Arbeit zu kommen, dieser eine sinnvolle Richtung vom Anfang zu geben. Jedoch darf man ihre Resultate auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften stets nur als Hypothesen betrachten, die jederzeit aufzugeben sind, wenn man tiefer in das Tatsachenstudium eindringt.

Wohl gibt es Wissenschaften, die sich von induktiven zu vornehmlich (!) deduktiven entwickeln, wie die Mathematik. Es gibt aber andere Wissenschaften, deren Tod in Dogmatik es wäre, wenn sie zu vornehmlich deduktiven entwickelt werden würden, und zu ihnen gehören wohl ausnahmslos alle Gesellschaftswissenschaften.

In jedem Fall liegt hier ein philosophisches und wissenschaftswissenschaftliches Problem vor, über das man mehr nachdenken sollte, als wir es bisher getan haben.

4. Evolution und Fortschritt

Spencer zieht den Ausdruck Evolution (evolution) dem Ausdruck Fortschritt (progress) vor, was nicht verwundert, da die Gesellschaft nach ihm von den gleichen Gesetzen beherrscht wird wie die Natur.

In einer Kritik seines frühen Artikels (1856) über „Fortschritt (progress): sein Gesetz und seine Ursache“ schreibt er in der Autobiographie:

„Der Titel des Artikels, der als Einführung meiner ‚Synthetischen Philosophie‘ diente, zeigte deutlich den Standpunkt, von welchem die dort niedergelegten Gene-[131]ralisationen ausgingen. Die Anwendung des Ausdrucks ‚Fortschritt‘ läßt darauf schließen, daß der Grundgedanke sich auf menschliche Angelegenheiten und menschliches Wesen bezog, denn dies Wort wird fast ausschließlich auf Menschen und ihre Handlungen angewendet. Die Doktrin war bei Beginn anthropozentrisch gewesen. Auch die schwachen Andeutungen in The Proper Sphere of Government und in den Social Statics, die jenem Gedankengang vorangingen, trugen denselben Charakter. Wenn auch in der ‚Entwicklungshypothese‘ eine Auffassung zutage trat, die nicht unmittelbar auf menschlichen Fortschritt Bezug hatte, so zeigte sich der Gedanke doch in den folgenden Essays ‚Eine Bevölkerungstheorie‘, ‚Die Kunst der Erziehung‘, ‚Die Genesis der Wissenschaft‘ usw., vorzugsweise unter Anwendung auf die Menschheit und ihre Werke, wenn darin auch angedeutet wird, daß die Theorie sich nicht ausschließlich hierauf beschränkt. Wenn sodann in den ‚Prinzipien der Psychologie‘ die geistige Entwicklung einschließlich des Tierreichs behandelt wird, so ist doch der offenkundige Zweck des Entwurfes, den Schlüssel zur geistigen Entwicklung der Gattung Mensch zu finden. Zweifellos wurde der anthropozentrische Gesichtspunkt etwas zum untergeordneten dadurch, daß der geistige Fortschritt beim Menschen implizite als ein Teil des allgemeinen geistigen Fortschritts betrachtet wurde. Nichtsdestoweniger verriet, wie schon erwähnt, dieser Essay über ‚Fortschritt: sein Gesetz und seine Ursache‘ durch seinen bloßen Titel den Gang seiner Entstehung. Wenn ich auch davon ausging, daß das Wort Fortschritt meist allzu eng gefaßt wird, so bewies doch der Umstand, daß ich fortfuhr, es weiter anzuwenden, daß ich die Notwendigkeit einer neuen Wortbildung mit teleologischem Beigeschmack nicht einsah.

Wenn ich die in dem Artikel vertretenen allgemeinen Gesichtspunkte nochmals erwäge, so wundert es mich, daß ich hier gewisse allgemeine Ideen nicht niederlegte, zu welchen ich doch schon früher gelangt war, und die hier in reiferer Form von Wichtigkeit gewesen wären. Schon in den Essays über ‚Die Genesis der Wissenschaft‘ und ‚Die Kunst der Erziehung‘, wie auch in den ‚Prinzipien der Psychologie‘, hatte ich eine Steigerung der Bestimmtheit als Merkmal

wachsender Entwicklung gekennzeichnet*, und ebenso in diesen Schriften die zunehmende Integration als charakteristisches Kennzeichen erkannt. Jedoch in dem Essay über ‚Fortschritt: sein Gesetz und seine Ursache‘ fehlt die Erkenntnis, daß jene Merkmale für Dinge im allgemeinen gelten. Das einzige Kennzeichen des Fortschritts, das darin angeführt und durch alle seine Stufen hindurch erläutert wird, ist der Übergang vom Homogenen zum Heterogenen, und die einzige dargelegte Ursache, die Multiplikation von Wirkungen. Merkmale, die ich früher schon als Begleiterscheinungen gewisser Gruppen von Phänomenen erkannt hatte, scheinen mir damals entgangen zu sein. Erst später gelangte ich wieder zu deren Erkenntnis und wies ihnen dann als Kennzeichen der Universaltransformation ihren Platz an.“⁴⁰

Das, was Spencer an dem frühen Artikel besonders stört, ist der anthropozentrische Standpunkt, das heißt im Grunde die Unterscheidung zwischen Natur und Gesellschaft hinsichtlich der Frage der Entwicklung.

[132] Die ganze Problematik ist außerordentlich kompliziert. Ich möchte sie einleiten mit einigen Ausführungen, die ich zum Begriff des Fortschritts in meiner Studie „Wissenschaft Heute und Morgen“ gemacht habe, da sie einmal eine Art kürzester Einleitung in die Geschichte des Fortschrittsgedankens geben und andererseits einen unglaublichen Fehler enthalten:

Ursprünglich sah man das Goldene Zeitalter in der Vergangenheit. Sowohl die Juden mit dem Paradies (und sie waren die Nachfolger anderer Völker mit ähnlichen Ideologien) als auch die Griechen und Römer waren der Ansicht, daß die beste Zeit der Menschheit hinter ihr liegt. Die Griechen waren wohl die ersten, die eine Theorie der Degeneration und des Verfalls der Menschheit als Geschichtsphilosophie entwickelten. Für sie ebenso wie für die Römer gab es ein Gesetz des allmählichen „moralischen Verschleißes“ der Menschheit in der Geschichte.

Damnosa quid non immunuit dies ...
Die Zeit entwertet die Welt

sagt Horaz.

Die christliche Ideologie hat sogar zwei Goldene Zeitalter. Eines am Anfang der Geschichte und ein zweites am Ende der Geschichte. Dazwischen liegt das entwicklungslose Tal des Jammers, aus dem die guten Menschen in den Himmel kommen. Eine Geschichtsphilosophie im eigentlichen Sinne konnte die christliche Ideologie, die die Feudalzeit beherrschte, nicht entwickeln.**

Die Idee des Fortschritts in der Geschichte der Menschheit als allgemeinere Ideologie ist neu.***
Als erster bedeutender Philosoph des Fortschritts in der Frühzeit der bürgerlichen Entwicklung ist wohl Jean Bodin zu nennen – mit seinem Buch *Methodus ad facilem historiarum cognitionem* [Methode zum leichten Begreifen der Geschichte] (Paris 1566). Er teilt die Geschichte in drei Perioden, von denen die letzte durch Kriege und Erfindungen charakterisiert ist. Dem Franzosen Bodin folgt als nächster großer Vorkämpfer der Fortschrittsidee Francis Bacon in England, für den Wissenschaft und Erfindungen – und jetzt schon sehr zweckbestimmt: zur Verbesserung des Lebens der Menschen – Kennzeichen und Motor des Fortschritts sind. Wie früh schon, am Ende der Renaissance, wird die Erfindung, basierend auf wissenschaftlicher Erkenntnis, zum

* Ein Zeichen der Evolution für Spencer ist der Übergang von der „unbestimmten Gleichartigkeit“ zur „bestimmten Verschiedenartigkeit“.

⁴⁰ *Autobiography*, Vol. I, S. 500 f. und Bd. 1, S. 329 f.

** Diese Feststellungen über die Antike und die Feudalzeit sind nur allgemein zu nehmen. Sie schließen nicht aus, daß einzelne Denker sowohl in der Antike – wie zeitweise Platon – als auch in der Vorfeudalzeit – zum Beispiel Augustinus – gewisse Fortschritte in der Geschichte sehen oder erhoffen. Vor allem bedeuten unsere Bemerkungen über das Christentum nicht, daß es unter dem Kapitalismus nicht auch zahlreiche theologische Denker gab, die an einen Fortschritt glaubten – wie etwa Jacques Maritain, der die Geschichte als „Fortschritt des Reiches der Gnade“ sieht.

*** Vgl. Zur Idee des Fortschritts in der Geschichte zum Beispiel J. Delvaille, *Essai sur l'histoire de l'idée de progrès jusqu'à la fin du XVIIIe siècle*. Paris 1910, und I. B. Bury, *The idea of progress*. London 1924.

Charakteristikum des Fortschritts! Prometheus raubte nur den Göttern das Feuer, jetzt machen die Menschen selbst ihre großen Erfindungen zur Förderung ihrer Wohlfahrt. Dabei handelt es sich um ein siegreiches Ringen mit der Natur – während Prometheus den Göttern erlag. Ja, dem nächsten großen Philosophen des Fortschritts, Descartes, wird von [133] einem Schüler der Ehrentitel „Der große Sekretär der Natur“ verliehen*, und der Fortschritt basiert bei ihm auf der Anwendung des Verstandes auf die von Gesetzen bestimmte Natur. Als letzter unter den frühen großen Vertretern der Fortschrittsidee ist Leibniz zu erwähnen, den Diderot so schön den „Vater des Optimismus“ nennt. Ja, vielleicht ist das überhaupt das entscheidende Merkmal der neuen Geschichtsphilosophie des Fortschritts, daß sie von einem großartigen Optimismus für die Menschheit beseelt ist, voller Stolz auf das, was die Menschen leisten können.

Erinnern wir uns, daß der erste dieser vier Denker, denen allen, wie wir heute sagen würden, Wissenschaft und Technik Triebkraft und Maßstab des Fortschritts sind, als Kennzeichen der neuen Zeit auch Kriege nannte, dann ist es füglich, gewissermaßen als Vignette zu dem gewaltigen Gedankenwerk dieser vier, die schöne Idee des Abbé de Saint-Pierre vom Paix Perpétuelle, vom ewigen Frieden als Ziel des menschlichen Fortschritts anzufügen.

Mit der Schrift des Abbé über den ewigen Frieden (1713) sind wir in das 18. Jahrhundert getreten, das den Begriff des Fortschritts auch auf die sozialen Phänomene ausdehnen wird. Vor allem die großen Politökonomien Frankreichs, die Physiokraten Quesnay, Mercier de Rivière und Turgot ragen hier hervor sowie der Freund und Biograph Turgots, der Philosoph Condorcet.

Gleichzeitig mit den Physiokraten in Frankreich wirkt in England Adam Smith, dessen *Wealth of Nations* die Geschichte der Menschheit als Fortschritt auf dem Wege zum materiellen Wohlstand und zum allgemeinen Glück durch diesen Wohlstand sieht. Wie gemäß erscheint es auch, daß die Witwe Condorcets die dem „Wohlstand der Nationen“ vorangehende Schrift von Smith, die „Theorie der moralischen Gefühle“, ins Französische übersetzt hat.

Und dann folgt die wunderbare Blüte des Fortschrittsgedankens im 19. Jahrhundert:

mit Owen und Fourier und Saint Simon, denen der Fortschritt in eine Art von Sozialismus führt –

mit Fichte und Hegel, die in der Entwicklung der Freiheit des Menschen das Ziel des historischen Fortschritts sehen –

mit Guizot, Mignet und Michelet, Thiers und Thierry, die den Klassenkampf als Triebkraft des Fortschritts entdecken –

mit Comte, der nach spezifischen Gesetzen des Fortschritts sucht –

mit Darwin, der solche Gesetze in der Natur findet, und Spencer, der die Darwinsche Theorie der Evolution auf die Gesellschaft anwenden möchte –

und schließlich mit dem Werk von Marx und Engels, das die Gesetze des Fortschritts bis zu dem Moment, wo jedem nach seinen Bedürfnissen gegeben wird, entdeckt und analysiert.

Fortschritt, das ist Macht über die Natur durch Wissen – Fortschritt, das ist auch, auf der Basis von Macht über die Natur durch Wissenschaft, steigende materielle (ökonomische) Wohlfahrt – Fortschritt erfordert auch die entsprechende gesellschaftliche Organisation, um alles dies zu sichern bzw. zu optimieren: die zunehmende [134] Macht über die Natur durch Wissenschaft und die steigende materielle Wohlfahrt, wie umgekehrt auch gerade diese Entwicklungen zu entsprechenden und stets fortgeschritteneren gesellschaftlichen Organisationen führen.⁴¹

* J. Glanvill, *The vanity of dogmatising*. London 1661.

⁴¹ J. Kuczynski, *Wissenschaft Heute und Morgen*, Berlin 1973, S. 107 ff.

Der unglaubliche Fehler in diesen Ausführungen ist, daß ich von Darwin sage, daß er Fortschrittsgesetze in der Natur gefunden hätte und Spencer ebenfalls in diesen Zusammenhang brachte.

Das Entscheidende ist doch, daß es in der Natur wohl Entwicklungsgesetze (evolution) aber keine Fortschrittsgesetze gibt, denn Fortschritt und Rückschritt sind „anthropologische“ Maßstäbe. Wir verstehen unter Fortschritt: für die Entwicklung des Menschen gut oder nützlich – und unter Rückschritt: für die Entwicklung des Menschen nicht gut oder schädlich. Die Entwicklung des Menschen aber ist kein naturwissenschaftlicher sondern ein, im weitesten Sinne des Wortes, Kulturbegriff.

Selbst wenn Engels bisweilen Fortschritt und Rückschritt ebenfalls für die Natur anwendet, so zeigt er doch, auch wenn er das tut, ganz außerordentlich klar den Unterschied zwischen Evolution, gleich wertneutraler Entwicklung, und gesellschaftlichem Fortschritt etwa in folgender Passage der „Notizen und Fragmente“ zur „Dialektik der Natur“ auf:

„Es ist eben der Fehler von Darwin, daß er in ‚Natural selection or the survival of the fittest‘ [‚Die natürliche Zuchtwahl oder das Überleben der Tauglichsten] zwei wildfremde Sachen durcheinanderwirft:

1. Selektion durch den Druck der Übervölkerung, wo die Stärksten vielleicht am ersten überleben, aber auch die Schwächsten in mancher Beziehung sein können.

2. Selektion durch größere Anpassungsfähigkeit an veränderte Umstände, wo die Überlebenden für diese *Umstände* besser geeignet, aber wo diese Anpassung ebensowohl Fortschritt wie Rückschritt im ganzen bedeuten kann (z. B. Anpassung an Parasitenleben *immer* Rückschritt).

Hauptsache: daß jeder Fortschritt in der organischen Entwicklung zugleich ein Rückschritt, indem er *einseitige* Entwicklung fixiert, die Möglichkeit der Entwicklung in vielen andern Richtungen ausschließt.“⁴²

Natürlich können Parasiten sich immer großartiger entwickeln, sich immer besser an die Umstände anpassen, immer besser überleben – ein entscheidender „Fortschritt“ in der Evolution. Jedoch, vom anthropozentrischen Standpunkt, vom Standpunkt des Menschen, der zum Meister der Natur werden will, ein Rückschritt!

Immer wieder wendet sich Engels darum auch gegen die Übertragung der Darwinschen Entwicklungsgesetze auf die menschliche Gesellschaft, das heißt in unserer Terminologie gegen die Verwischung des grundlegenden Unterschiedes von Entwicklung und Fortschritt. So regt ihn Lawrow zu folgender Bemerkung an (wir geben die von Engels russisch zitierten Ausführungen von Lawrow in deutscher Übersetzung): „Der wesentliche Unterschied der menschlichen von der tierischen Gesellschaft ist der, daß die Tiere höchsten *sammeln*, während die Menschen *produzieren*. Dieser einzige, aber kapitale Unterschied allein macht es unmöglich, Gesetze der tierischen Gesellschaften ohne weiteres auf menschliche zu übertragen. Er macht es [135] möglich, daß, wie Sie richtig bemerken, der Mensch nicht nur den Kampf um das Dasein führte, sondern auch um den Genuß und *für die Erhöhung seiner Genüsse* ... bereit war, zugunsten höheren Genusses auf weniger hohen zu verzichten. Ohne Ihre weiteren Folgerungen hinaus zu bestreiten, würde ich, von meinen Prämissen aus, folgendermaßen weiter schließen: Die Produktion der Menschen erreicht also auf gewisser Stufe eine solche Höhe, daß nicht nur notwendige Bedürfnisse, sondern auch Luxusgenüsse, wenn auch zunächst nur für eine Minderheit, produziert werden. Der Kampf ums Dasein – wenn wir diese Kategorie für einen Augenblick hier gelten lassen wollen, verwandelt sich also in einen Kampf um Genüsse, um nicht mehr bloße *Existenzmittel*, sondern um *Entwicklungsmittel*, *gesellschaftlich produzierte* Entwicklungsmittel, und für diese Stufe sind die Kategorien aus dem Tierreich nicht mehr anwendbar.“⁴³

⁴² Marx/Engels, Werke, Bd. 20, Berlin 1962, S. 564.

⁴³ Marx/Engels, Werke, Bd. 34, Berlin 1966, S. 170 f.

Und in dem Abschnitt der „Dialektik der Natur“, aus dem wir zitiert haben, führt er dazu aus: „Akzeptieren wir die Phrase: Kampf ums Dasein, für einen Moment, for argument's sake [zwecks Analyse des Beweises]. Das Tier bringt's höchstens zum *Sammeln*, der Mensch *produziert*, er stellt Lebensmittel im weitesten Sinn des Worts dar, die die Natur ohne ihn nicht produziert hätte. Damit jede Übertragung von Lebensgesetzen der tierischen Gesellschaften so ohne weiteres auf menschliche unmöglich gemacht. Die Produktion bringt es bald dahin, daß der sog. struggle for existence [Kampf ums Dasein] sich nicht mehr um reine Existenzmittel, sondern um Genuß- und Entwicklungsmittel dreht. Hier schon – bei gesellschaftlich produzierten Entwicklungsmitteln – die Kategorien aus dem Tierreich total unanwendbar. Endlich erreicht, unter der kapitalistischen Produktionsweise, die Produktion eine solche Höhe, daß die Gesellschaft die produzierten Lebens-, Genuß- und Entwicklungsmittel nicht mehr verzehren kann, weil der großen Masse der Produzenten der Zugang zu diesen Mitteln künstlich und gewaltsam versperrt wird; daß also alle 10 Jahre eine Krisis das Gleichgewicht wiederherstellt durch Vernichtung nicht allein der produzierten Lebens-, Genuß- und Entwicklungsmittel, sondern auch eines großen Teils der Produktivkräfte selbst – daß der sog. Kampf ums Dasein also *die* Form annimmt: die von der bürgerlichen kapitalistischen Gesellschaft produzierten Produkte und Produktivkräfte gegen die vernichtende, zerstörende Wirkung dieser kapitalistischen Gesellschaftsordnung selbst *zu schützen*, indem die Leitung der gesellschaftlichen Produktion und Verteilung der dazu unfähig gewordenen herrschenden Kapitalistenklasse abgenommen und der produzierenden Masse übertragen wird – und das ist die sozialistische Revolution.

Schon die Auffassung der Geschichte als einer Reihe von Klassenkämpfen viel inhaltsvoller und tiefer als die bloße Reduktion auf schwach verschiedene Phasen des Kampfs um Dasein.“⁴⁴

Die Menschen schaffen sich ihre eigenen Entwicklungsmittel, sie schaffen sie gesellschaftlich. Dabei passen sie sich eben nicht den Naturgesetzen einfach an, wie die Pflanzen und Tiere, sondern meistern die Natur mit ihren schöpferischen Entwicklungsmitteln, das heißt eben mit Mitteln zum Fortschritt.

[136] Bei den Pflanzen und Tieren geht die Entwicklung so vor sich („Anti-Dühring“): „Wenn also Laubfrösche und laubfressende Insekten grüne, Wüstentiere sandgelbe, Polarlandtiere vorwiegend schneeweiße Farbe haben, so haben sie sich diese sicher nicht absichtlich oder nach irgendwelchen Vorstellungen angeeignet; im Gegenteil lassen sich die Farben nur aus physikalischen Kräften und chemischen Agenzien erklären. Und doch ist es unleugbar, daß diese Tiere, durch jene Farben, dem Mittel, in dem sie leben, zweckmäßig *angepaßt* sind, und zwar so, daß sie ihren Feinden dadurch weit weniger sichtbar geworden. Ebenso sind die Organe, womit gewisse Pflanzen die sich darauf niedersetzenden Insekten fangen und verzehren, dieser Tätigkeit *angepaßt*, und sogar zweckmäßig *angepaßt*.“⁴⁵

Bei den Menschen geht der Fortschritt so vor, wie ihn Engels in dem soeben gegebenen Zitat aus der „Dialektik der Natur“ geschildert hat.

Ich habe früher für die Natur den Begriff Veränderung, für die Gesellschaft den Begriff Entwicklung bzw. Fortschritt verwandt. Besser ist es, den Begriff Entwicklung für die Natur zu verwenden, da Veränderung zu neutral ist und zum Beispiel die Entwicklung vom Einfachen zum „Komplizierten“, vom Anorganischen zum Organischen nicht als „Entfaltung“ zum Ausdruck bringt. Das, was aber entscheidend ist, ist, daß wir Begriffe, die eine „Wertung“, ein Urteil vom Standpunkt des Menschen in der Analyse der Entwicklung der Natur enthalten, ausschließen, und umgekehrt, keine Darstellung der Gesellschaftsentwicklung ohne Wertung (als Fortschritt oder Rückschritt, in bestimmten Epochen der Gesellschaft als dieser oder jener Klasse nützlich oder schädlich) geben.

⁴⁴ Ebendort, Bd. 20, a. a. O., S. 565 f.

⁴⁵ Ebendort, S. 66.

Und auch folgende Überlegung gehört hierher. Marx schreibt an Lassalle (16. Januar 1861) über Darwins „Entstehung der Arten“: „Trotz allem Mangelhaften ist hier zuerst der ‚Teleologie‘ in der Naturwissenschaft nicht nur der Todesstoß gegeben, sondern der rationelle Kern derselben empirisch auseinandergelegt.“⁴⁶

Was aber ist der rationelle Kern der Teleologie? Natürlich kann sie keinen rationellen Kern haben, wenn man sie so wie das „Philosophische Wörterbuch“ definiert: „Teleologie [griech.] – von Ch. Wolff eingeführter Name für die Lehre von der durchgängigen geistig, ideell und letztlich göttlich bedingten Zweckbestimmtheit aller Bewegung und Entwicklung in der Welt. Die Teleologie ist eine *idealistische* Lehre, die die Erscheinungen der Anpassung, der Zweckmäßigkeit und der Zielstrebigkeit von organischen Systemen in anthropomorpher Weise mystifiziert, eine den Dingen, Prozessen, Systemen usw. der materiellen Welt vorgegebene geistige Zweckbestimmtheit annimmt und damit Struktur und Entwicklung der Wirklichkeit nicht *kausal*, sondern *final*, als Resultat einer immateriellen zwecksetzenden Idee erklärt. Sie dient objektiv der Rechtfertigung der religiösen Weltanschauung.“⁴⁷

Mir scheint diese Definition zu eng. Ursprünglich war doch die Teleologie die „Lehre von den Zwecken“, die annahm, daß die Entwicklung von Natur und Gesellschaft einem Sinn unterlag, Sinn nicht nur so zu verstehen, daß man die Geschehnisse [137] rationell aus Ursache und Wirkung und auch nach „inneren Gesetzen“ verstandesmäßig erklären kann, sondern auch in dem Sinne, daß die Entwicklung auf irgendein Ziel zusteuerte, einen „inneren Zweck“ hatte.

Nun liegt der rationelle Kern der Teleologie, den Marx bei Darwin findet, doch offenbar darin, daß die Entwicklung etwa auf die immer bessere Form der Anpassung, auf die Entwicklung immer besser unter gegebenen Daseinsbedingungen bestehender Arten geht usw.

Gibt es aber auch teleologisches Denken in der marxistischen Gesellschaftswissenschaft? Meiner Ansicht nach ganz zweifellos.

Immer haben die werktätigen Menschen als Ziel ihrer Entwicklung eine Gesellschaft gehabt, in der es ihnen gut gehen würde. Dabei wurde der Begriff des „Gut gehens“ selbst immer weiter entwickelt, bis er durch Marx den Inhalt der vollen Entwicklung aller Fähigkeit im Individuum erhielt.

Und mehr: genau dieses Streben der Werktätigen ist zugleich die Kraft, die die Gesellschaft auf dieses Ziel mittels stets steigender Produktivkraft zutreibt. Daß dieser Prozeß in Widersprüchen vor sich geht, auch scheitern kann, um von neuem zu beginnen, ist offenbar. Aber daß es sich um einen objektiven Prozeß handelt, um eine innere teleologische Gesetzmäßigkeit scheint mir ebenso offenbar.

Das heißt, unsere Auffassung von der Entwicklung der Gesellschaft, die alle bisherige Geschichte voll bestätigt hat, enthält starke teleologische Elemente, und es scheint mir an der Zeit, daß wir sie untersuchen.

Einen Anfang in dieser Richtung sind meiner Ansicht nach Überlegungen von Herbert Hörz, wenn er etwa schreibt: „Keineswegs kann durch die Wissenschaft die Existenz eines absoluten Zieles nachgewiesen werden, zu dem alle Entwicklung in der Welt verlaufen würde. Die Wissenschaft ist jedoch in der Lage, die objektiv in einer bestimmten Entwicklungsetappe vorhandenen Möglichkeiten für die Weiterentwicklung aufzudecken und damit die weiteren Entwicklungstendenzen zu charakterisieren.“⁴⁸

⁴⁶ Marx/Engels, Werke, Bd. 30, Berlin 1964, S. 578.

⁴⁷ „Philosophisches Wörterbuch“, Bd. 2, Leipzig 1974, S. 1264.

⁴⁸ H. Hörz, Probleme der dialektisch-materialistischen Entwicklungstheorie, in: Quo vadis universum? Berlin 1965, S. 23.

Aber ist das nicht noch zu eng gedacht? ist die volle Entfaltung und Entwicklung aller Fähigkeiten der Menschen als Individuen und als gesellschaftliches Kollektiv nicht ein „absolutes Ziel“?

Und auch wenn ich damit Unrecht habe, ist es nicht notwendig, der Teleologie in unseren Untersuchungen endlich die notwendige Aufmerksamkeit, die sie in jedem Fall verdient, zu schenken!

5. Arbeit und Leben

In seiner Autobiographie kommt Spencer auch auf das Problem der Verkehrung von Mittel und Zweck zu sprechen. So viele halten ein Mittel für einen Zweck und einen Zweck für ein Mittel. Das Beispiel für solche Verwechslung, das ihn besonders interessiert, ist das folgende:

[138] „Bei weitem der ernsteste und am meisten verbreitete Irrtum, der daraus resultiert, daß man nicht wohlüberlegt fragt, was sind die Mittel und was sind die Zwecke, entspringt dem landläufigen Begriff vom Verhältnis zwischen Leben und Arbeit. Hier ist die durch eine Vereinigung von Ursachen entstandene Gedankenverwirrung so groß, daß Mittel mit Zweck und Zweck mit Mittel verwechselt wird. Diese Verwechslung der Begriffe ist so fest eingewurzelt, daß das, was ohne das verdrehende Dazwischentreten der Gewohnheit betrachtet, sich als offenkundiger Irrtum erweist, von fast allen Menschen für eine selbstverständliche Wahrheit angenommen wird.“ In diesem Fall vereinen sich heilige und profane Glaubenssätze, um den Menschen zu verwirren. „„Arbeite so lange es Tag ist, denn die Nacht kommt, da niemand zu arbeiten vermag“, ist eine Ermahnung der Heiligen Schrift, die in nicht mißzuverstehender Weise kundgibt, daß die Arbeit der Zweck und das Leben das Mittel ist. Auch aus der täglichen Unterhaltung geht hervor, daß der Industrialismus des modernen Lebens so unzertrennlich die Begriffe von Pflicht und Arbeit verbunden hat, daß derjenige, der sich am meisten abarbeitet als der Verdienstvollste angesehen wird. Und wer längere Zeit in seiner Tätigkeit aussetzt, von dem wird stillschweigend angenommen, daß er Rechenschaft darüber abzulegen hat. Aber all das ist Aberglaube. Das Leben ist nicht da zum Arbeiten, sondern die Arbeit ist da zum Leben. Wenn die Arbeit in einer Art und Weise betrieben wird, die das Leben untergräbt oder unverhältnismäßig verbraucht, so ist sie nicht lobenswert sondern geradezu sträflich. Wenn wir das Leben im Großen in seinen aufsteigenden Formen betrachten, sehen wir, daß die niedersten Lebewesen alle ihre Kräfte auf Selbsterhaltung und Erhaltung der Art verwenden. Jede Verbesserung in der Organisation, die diese oder jene Ersparnis bringt, erleichtert den Lebensunterhalt, so daß die Kräfte, die bei genügender Ernährung entfaltet werden, mehr als zureichend für das Individuum und seine Nachkommenschaft sein müssen; es bleibt ein Teil der Energie unverbraucht übrig. Je höherer Art das Lebewesen in bezug auf seinen Bau ist, desto größer wird der Überschuß an Energie sein. Kommen wir vollends zum höchst entwickelten Wesen, so finden wir hier ein längeres Aussetzen im Aufsuchen von Nahrungsmitteln, und während dieser Zwischenzeiten verausgabt sich nicht selten der Energieüberschuß von selber in jener angenehmen Betätigung unserer Fähigkeiten, die wir als Spiel bezeichnen. Diese allgemeine Wahrheit muß als eine für das Leben in seiner höchsten Potenz gültige anerkannt werden – sowohl für das Menschengeschlecht als auch für alle anderen Lebewesen. Die Fortschritte der Menschheit sind in gewisser Hinsicht ein Mittel, das Leben mehr und mehr von der bloßen Tat der Arbeit zu befreien, um dafür mehr und mehr Zeit der Erholung für das Leben zu gewinnen – den Genuß einer Vergnügen machenden Kultur, von Ästhetik, Reisen, Spiel usw. Diese Wahrheit ist aber so wenig anerkannt, daß ihre Behauptung wohl den meisten paradox erscheint. Der Pfad der Pflicht wird eben mit der Hingabe an die Arbeit identifiziert, die ganz außerhalb des Gebiets der Selbsterhaltung, der Erhaltung der von uns Abhängigen und der Erfüllung gesellschaftlicher Verpflichtungen liegt. So sehr ist dies der Fall, daß man oft einen durch rastloses Arbeiten halb entkräfteten Menschen sehen kann, der trotz der Ermahnungen seiner Familie und des Rats seiner Freunde weiterschafft und seinen Zustand durch Überanstrengung täglich verschlimmert.

Kurz [139] und gut, man kann die Auffassung jener Leute in den Worten ausdrücken: das Geschäft geht vor – das Leben kommt erst in zweiter Linie.“⁴⁹

Kann man in dieser Weise Arbeit und Leben gegenüberstellen?

Historisch gesehen, für die übergroße Zahl der Menschen, ja! auch heute noch im Sozialismus. Denn die übergroße Menge Arbeit, die heute bei uns geleistet wird, ist noch schwer, schmutzig oder monoton. Wir arbeiten im allgemeinen noch, um zu leben, um materiell besser zu leben. Und wenn wir weniger zu arbeiten haben, freuen wir uns, mehr Freizeit zu haben.

Natürlich gibt es Ausnahmen davon. Wissenschaftler, Künstler und einige andere Berufsgruppen arbeiten unter Bedingungen und daher mit einer Freude, die ihr Leben erfüllt. Viele von ihnen sind dem Zustand nahe, manche gar schon in dem Zustand, in dem ihnen, wie Marx es für die Kommunistische Gesellschaft vorausgesehen hat, die tägliche Arbeit das erste Lebensbedürfnis ist. Es wäre jedoch grotesk, ja erniedrigend, von der übergroßen Mehrheit unserer Werktätigen zu erwarten, daß ihre Arbeit etwa in der Produktion oder im Handel ihnen erstes Lebensbedürfnis ist.

Niemand bestreitet, daß seine Arbeit im Sozialismus gesellschaftlich nützlich ist. Aber das hat nichts damit zu tun, daß es ihm, wenn er nicht schwachsinnig ist, ein erstes Lebensbedürfnis sein sollte, jeden Tag, Jahr für Jahr, etwa die gleichen paar Handbewegungen an der Maschine zu machen oder Würstchen zu verkaufen.

Und wenn man so über die Verhältnisse im Sozialismus heute noch schreiben muß, wieviel mehr, wie unendlich mehr gilt das noch für den Kapitalismus, in dem der Mensch zum Profit einer winzigen Minderheit arbeiten muß!

Man wird darum für alle Vergangenheit und für die Gegenwart feststellen: der Mensch arbeitet in der Tat, um zu leben, wenn möglich besser zu leben, und jede Verlängerung der Freizeit, jede zusätzliche halbe Stunde ohne Arbeit, insbesondere wenn sie mit einem steigenden Lebensstandard verbunden ist, wird ihm ganz außerordentlich willkommen sein. Unter Freizeit ist zu verstehen, genau wie es Spencer erklärt hat, Zeit der Entspannung, Zeit der Erholung von der Arbeit, in der man spielt, reist, ästhetische Genüsse hat, eine Vergnügen machende Kultur. Das erste Lebensbedürfnis ist das Leben selbst und die Arbeit ist ein Mittel, dieses erste Lebensbedürfnis zu befriedigen.

Aber ein Zustand, in dem das der Fall ist, ist keineswegs ein erstrebenswerter Zustand. Er ist nur ein Übergang zu einer Gesellschaft, in der man nicht mehr Leben und Arbeit unter dem Gesichtspunkt von Zweck und Mittel gegenüberstellen kann. Wenn einst die Arbeit nämlich das erste Lebensbedürfnis aller ist, dann bedeutet Leben eben ein stetes Arbeitsbedürfnis, dann verschmelzen Leben und Arbeit so, daß sie nicht mehr in Mittel und Zweck zu scheiden sind.

Dann allerdings sieht die Arbeit auch ganz anders aus, als die Arbeit, die die meisten von uns heute noch verrichten müssen. Dann ähnelt die Arbeit in ihrem Charakter weit mehr der Arbeit, die Wissenschaftler oder Künstler heute schon vielfach leisten.

In den „Grundrissen“ findet sich eine sehr interessante Bemerkung von Marx über [140] das, was in dieser Zeit als Reichtum angesehen wird: „Wahrhaft reich eine Nation, wenn statt 12 Stunden 6 gearbeitet werden. *Wealth* [Reichtum] ist nicht Kommando von Surplusarbeitszeit‘ (realer Reichtum) ,sondern *disposable time* [verfügbare Zeit] außer der in der unmittelbaren Produktion gebrauchten für *jedes Individuum* und die ganze Gesellschaft.‘ [The Source and Remedy etc. 1821, p. 6.]“⁵⁰

⁴⁹ Autobiography, Vol. I, S. 411 ff. und Autobiographie, S. 263 ff.

⁵⁰ K. Marx, Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin 1953, S. 594. [MEW Bd. 42, S. 602; Zitat aus: „The source and remedy of the national difficulties“, London 1821, p. 6.]

Marx geht in den „Mehrwerttheorien“ sehr ausführlich auf die anonyme Broschüre, die er hier erwähnt, ein. Zunächst zitiert er sie noch einmal: „Wahrhaft reich ist eine Nation erst, wenn kein Zins für Kapital gezahlt wird; wenn statt 12 Stunden nur 6 gearbeitet wird. Reichtum ist *verfügbare Zeit*, und sonst nichts.“ (p. 6.) Und dann interpretiert Marx:

„Da hier unter Zins – Profit, Rent, Interesse – kurz jede Form des Mehrwerts verstanden wird, und da nach dem Verfasser selbst Kapital nichts ist als produce of labour, accumulated labour which is able to exact in exchange for each self not only an equal quantity of labour, but surplus labour [Produkt der Arbeit, aufgehäufte Arbeit, die imstande ist, im Austausch für sich selbst nicht nur eine gleiche Menge Arbeit, sondern Mehrarbeit herauszupressen], so heißt nach ihm: Kapital trägt keinen Zins – es existiert kein Kapital. Das Produkt verwandelt sich nicht in Kapital. Es existiert kein *surplus produce* [Mehrprodukt] und keine *surplus labour* [Mehrarbeit]. Dann erst ist eine Nation wirklich reich ...

Wenn alle arbeiten müssen, der Gegensatz von Überarbeiteten und Müßiggängern wegfällt – und dies wäre jedenfalls die Konsequenz davon, daß das Kapital aufhörte zu existieren, daß Produkt nicht mehr Titel auf fremde *surplus labour* [Mehrarbeit] gäbe – und außerdem die Entwicklung der Produktivkräfte, wie das Kapital sie hervorgebracht hat, in Betracht gezogen wird, so wird die Gesellschaft die nötige abundance [den nötigen Überfluß] in 6 Stunden produzieren, mehr als jetzt in 12, und zugleich werden alle 6 Stunden ‚disposable time‘, den wahren Reichtum haben; Zeit, die nicht durch unmittelbar produktive Arbeit absorbiert wird, sondern zum enjoyment [Genießen], zur Muße, [so] daß sie zur freien Tätigkeit und Entwicklung Raum gibt. Die Zeit ist der *Raum* für die Entwicklung der faculties [Fähigkeiten] etc. Man weiß, daß die Ökonomen selbst die slave-labour der wages-labourers [Sklavenarbeit der Lohnarbeiter] dadurch rechtfertigen, daß sie die Muße, freie Zeit für *andre*, einen andren Teil der Gesellschaft – und damit für die Gesellschaft der wages-labourers [Lohnarbeiter] schafft.“⁵¹

Hier ergeben sich eine Fülle von Problemen.

Zunächst muß man sagen, daß die Zahlen selbst keine große Bedeutung haben. Denn schon seit einer Reihe von Jahren haben sich einige Berufsgruppen von Arbeitern in den USA die 35-Stunden-Woche tariflich gesichert. Auch sehen viele von uns Marxisten im Kommunismus nicht eine Zeit, in der 6 oder 3 Stunden pro Tag gearbeitet werden, sondern die materielle Produktion von allen in einem einzigen [141] Achtstundentag pro Monat ihr Arbeitsleben hindurch oder etwa in einem Produktionsjahr, gleich eine Art von Arbeitsdienst in der Produktion, abgeleistet wird.

Daß es nicht auf die Freizeit an sich ankommt, zeigt gerade die amerikanische Erfahrung. Dort haben eine Reihe von Versicherungsgesellschaften zum Beispiel die 4-Tage-Woche mit einer täglichen Arbeitszeit von 10 Stunden eingeführt. Sie haben sie teilweise wieder abgeschafft. Nicht, weil während in der Arbeitszeit nicht ordentlich gearbeitet wurde, sondern weil in der Freizeit nicht ordentlich gelebt wurde: die Menschen langweilten sich, entarteten moralisch (immer mehr Sex, immer mehr Rauschgifte usw.).

Wenn Marx bemerkt: „Man weiß, daß die Ökonomen selbst die slave-labour der wages-labourers [Sklavenarbeit der Lohnarbeiter] dadurch rechtfertigen, daß sie die Muße, freie Zeit für *andre*, einen andren Teil der Gesellschaft – und damit für die Gesellschaft der wages-labourers schafft“ – so ist diese Rechtfertigung für die Geschichte der Ausbeutung bis zur Reifezeit des Kapitalismus natürlich zutreffend. In der gleichen Weise wie die Ökonomen schreibt Engels im „Anti-Dühring“: „Solange die wirklich arbeitende Bevölkerung von ihrer notwendigen Arbeit so sehr in Anspruch genommen wird, daß ihr keine Zeit zur Besorgung der gemeinsamen Geschäfte der Gesellschaft – Arbeitsleitung, Staatsgeschäfte, Rechtsangelegenheiten, Kunst, Wissenschaft etc. – übrigbleibt, solange mußte stets eine besondere Klasse bestehn, die, von der

⁵¹ Marx/Engels, Werke, Bd. 26,3, Berlin 1968, S. 251 f.

wirklichen Arbeit befreit, diese Angelegenheiten besorgte; wobei sie denn nie verfehlte, den arbeitenden Massen zu ihrem eignen Vorteil mehr und mehr Arbeitslast aufzubürden.“

Erst nach der Industriellen Revolution begann sich die Situation zu ändern, und Engels bemerkt ebendort: „Erst die durch die große Industrie erreichte ungeheure Steigerung der Produktivkräfte erlaubt, die Arbeit auf alle Gesellschaftsglieder ohne Ausnahme zu verteilen und dadurch die Arbeitszeit eines jeden so zu beschränken, daß für alle hinreichend freie Zeit bleibt, um sich an den allgemeinen Angelegenheiten der Gesellschaft – theoretischen wie praktischen – zu beteiligen. Erst jetzt also ist jede herrschende und ausbeutende Klasse überflüssig, ja ein Hindernis der gesellschaftlichen Entwicklung geworden, und erst jetzt auch wird sie unerbittlich beseitigt werden, mag sie auch noch so sehr im Besitz der ‚unmittelbaren Gewalt‘ sein.“⁵²

Eine Klasse, „von der wirklichen Arbeit befreit“ – wobei Engels unter „wirklicher Arbeit“ die Arbeit zur Schaffung materieller Güter versteht. „Wirkliche Arbeit“ wird hier entgegengesetzt der Tätigkeit in „Arbeitsleitung, Staatsgeschäften, Rechtsangelegenheiten, Kunst, Wissenschaft etc.“. Hier wird also unterschieden zwischen Arbeit in der Produktion und anderer Arbeit, die „Besorgung der gemeinsamen Geschäfte der Gesellschaft“ genannt wird, zu der aber auch Kunst und Wissenschaft gezählt werden. Im voll entwickelten Sozialismus, wenn die Arbeitsproduktivität weit höher liegt als heute, wenn weit weniger Zeit für die „wirkliche Arbeit“, für die Arbeit in der Produktion notwendig sein wird, werden alle diese Tätigkeit übernehmen, nicht nur in bescheidenem Rahmen und teilweise an ihr teilnehmen. Erst dann wird auch die Demokratie einen voll entwickelten Zustand erreichen.

[142] So also sieht die Beschäftigung in einem Großteil der disposable time [verfügbare Zeit], der über die „wirkliche Arbeit“ hinausgehenden Zeit, der verfügbaren Zeit aus. Marx nennt diese Zeit „Zeit zum Genießen, zur Muße, [so] daß sie zur freien Tätigkeit und Entwicklung Raum gibt. Die Zeit ist der *Raum* für die Entwicklung der Fähigkeiten“.

Entwicklung der Fähigkeiten! und damit Entwicklung vielfältigster Tätigkeit und weiter: da dieser vielfältigsten Tätigkeit auch vielfältigste Leistung auf den verschiedensten Gebiet entspricht: vielfältigster Arbeit!

Der Mensch wird nicht weniger arbeiten als heute, sicherlich mehr sogar als die Elektriker in New York mit ihrer tariflich fixierten 35-Stundenwoche. Aber es wird eine andere Art Arbeit sein als heute, und sie wird dem Menschen erstes Lebensbedürfnis sein, so wie ihm Leben in erster Linie als Arbeitsbedürfnis erscheint.

Man wird verstehen, daß es mir nützlich erschien, auf die Autobiographie von Spencer einzugehen, auch wenn sie oft langweilig und bisweilen unerträglich ist. Denn Spencer war ein bedeutender Denker und bringt in seiner Autobiographie eine Reihe von Problemen auf, die für jede Geschichte der Gesellschaftswissenschaften Bedeutung haben.

Man wird aber vielleicht fragen, warum ich Spencer nach und nicht vor Adams behandelt habe. Starb doch Adams nicht nur drei Jahrfünft nach Spencer, gehört nicht auch die Problematik, mit der sich Adams in seinen letzten schöpferischen Jahren beschäftigte, bereits ins 20. Jahrhundert, während Spencer so ganz dem 19. Jahrhundert angehörte. Dem kann man entgegenhalten, daß Adams in mannigfacher Beziehung zunächst ganz stark unter dem Einfluß der Gedanken des 18. Jahrhunderts stand und seine Hauptentwicklung im 19. Jahrhundert hatte.

Auch schien es mir nicht verfehlt, die ganze Mannigfaltigkeit der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften im 19. Jahrhundert durch Kontrastwirkung, das heißt durch die Einschlebung von Adams zwischen Darwin und Spencer, zu betonen. [143]

⁵² Ebendort, Bd. 20, a. a. O., S. 169.

Kapitel V: Lujo Brentano – Empirie, Theorie, Induktion und Deduktion

1. Um die Einschätzung Brentanos

Lujo Brentano, Neffe des romantischen Dichters Clemens Brentano und der Bettina von Arnim, Bruder des seinerzeit weit bekannten Philosophen Franz Brentano, wurde 1844 geboren und starb 1931. Er war einer der erstaunlichsten Gesellschaftswissenschaftler der Bourgeoisie im letzten Drittel des 19. und ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.¹

In der Einschätzung Brentanos kann so manches Widersprüchliche gesagt werden. Falsch wäre es, sich die Sache einfach zu machen, wie man es in einer „Geschichte der politökonomischen Lehrmeinungen“ tun könnte. Dort würde man zum Beispiel an das Nachwort von Marx zur zweiten Auflage des ersten Bandes des „Kapital“ anknüpfen und über ihn feststellen, wie Marx es über Mill tut: „Männer, die noch wissenschaftliche Bedeutung beanspruchten, und mehr sein wollten als bloße Sophisten und Sykophanten* der herrschenden Klassen, suchten die politische Ökonomie des Kapitals in Einklang zu setzen mit den jetzt nicht länger zu ignorierenden Ansprüchen des Proletariats. Daher ein geistloser Synkretismus, wie ihn J. St. Mill am besten repräsentiert.“² Und dann würde man vielleicht an eine Bemerkung Lenins im Nachwort zu „Zwei Taktiken der Sozialdemokratie in der demokratischen Revolution“ erinnern: „Die intelligenten Bourgeois wissen ausgezeichnet, daß sie die Arbeiterbewegung nicht aus der Welt schaffen können. Darum treten sie gar nicht gegen die Arbeiterbewegung, gegen den Klassenkampf des Proletariats auf – nein, sie erweisen der Streikfreiheit und dem zivilisierten Klassenkampf sogar jede Reverenz, wobei sie die Arbeiterbewegung und den Klassenkampf im Brentanoschen oder Hirsch-Dunckerschen Sinne auffassen. Mit anderen Worten, sie sind durchaus bereit, den Arbeitern die (faktisch von den Arbeitern selbst schon fast errungene) Streik- und Koalitionsfreiheit ‚zuzugestehen‘, nur damit die Arbeiter auf das ‚Rebellentum‘, auf den ‚beschränkten Revolutionarismus‘, auf die Feindschaft gegen die ‚praktisch nützlichen Kompromisse‘, auf die Ansprüche und Bestrebungen verzichten ...“³

Und damit wäre man zu dem völlig berechtigten Schlußurteil gekommen: Brentano hat gegen den Fortschritt, gegen die Interessen der Arbeiterklasse gelehrt – genau wie Jahrzehnte hindurch die Webbs, seine Schüler; genau wie John Stuart Mill, von dem er manches gelernt hat.

[144] Aber natürlich erschöpft sich damit nicht die Darstellung des Einflusses Brentanos in Deutschland und insbesondere auf seine Schüler.

Man vergesse nicht, daß Marx dem geistlosen Synkretismus abscheidenden Mill seine Bücher übersandte – oder daß er von ihm an einer anderen Stelle im „Kapital“ sagt: „Zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerke ich, daß, wenn Männer wie J. St. Mill usw. wegen des Widerspruchs ihrer altökonomischen Dogmen und ihrer modernen Tendenzen zu rügen sind, es durchaus unrecht wäre, sie mit dem Troß der vulgärökonomischen Apologeten zusammenzuwerfen“⁴ – oder daß Marx ihn in einem Brief an Lawrow vom 11. Februar 1875 einen Ökonomen mit „den besten Absichten“⁵ nennt.

Und wenn man Brentano als Menschen betrachtet – kann man vergessen, daß Brentano im halbabsolutistischen Deutschland den flammenden Aufruf zur größten Protestversammlung Münchens am 4. Februar 1905 gegen die Gaponsche Provokation in St. Petersburg verfaßte?

¹ Vgl. zum folgenden meine Charakteristik von ihm in J. Kuczynski, René Kuczynski, Ein fortschrittlicher Wissenschaftler in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Berlin 1957, S. 14 ff.

* Sykophanten wurden im antiken Athen Bürger genannt, die meist begüterten Bürgern in erpresserischer Absicht drohten, sie durch falsche Angaben und Verleumdungen in Mißkredit zu bringen.

² Marx/Engels, Werke, Bd. 23, a. a. O. S. 21.

³ W. I. Lenin, Werke, Bd. 9, Berlin 1957, S. 110.

⁴ Marx/Engels, Werke, Bd. 23, a. a. O., S. 638.

⁵ Ebendort, Bd. 34, Berlin 1966, S. 122.

Mutig und wie John Stuart Mill mit den besten Absichten das vertrat, was er für seine wissenschaftliche Meinung hielt? Gegen die „öffentliche Meinung“ so manchen Streik unterstützte – nicht zum wenigsten gerade in jenen Tagen des Jahres 1905, als die Werktätigen zur Revolution in Rußland rüsteten, den großen Streik der Bergarbeiter im Ruhrgebiet? Und kann man vergessen, daß Eisner ihn in der bayerischen Räteregierung zum Volkskommissar für Handel und Industrie machte? Natürlich kann und muß man das vergessen, wenn man die Lehren Brentanos einschätzt. Natürlich kann und darf man das nicht vergessen, wenn man die Persönlichkeit Brentanos einschätzt. Also Trennung von Lehre und Persönlichkeit? In gewisser Weise ja! wie doch überhaupt der Mensch und nicht zum Wenigsten der Wissenschaftler ein so überaus komplexes Wesen ist! Vielfach müssen wir bei einem Wissenschaftler auch diese und jene Theorie, die er vertritt, oder seine Theorie und die ihr entspringenden Handlungen bzw. Nichthandlungen scharf auch in unserer Wertung unterscheiden. So viele verschiedenartige Teilkomponenten sind bei ihm vorhanden, so wenige Wissenschaftler scheinen nur „aus einem Guß“. Bei Brentano ist es vor allem die Verschiedenheit von Persönlichkeit und Lehre, auf die es uns hier ankommt.

Wie alle mutigen, konsequent für das, was sie für richtig halten, kämpfenden Menschen hatte Brentano Sinn für historische Größe. Oft hat mir sein Schüler René Kuczynski von schönen Abenden im Hause Brentanos erzählt, an denen dieser von seiner Tante Bettina berichtete, auch von deren komplizierten Beziehungen zu Goethe, von seinem Onkel Clemens, von dem Freundeskreis um sie, der die größten deutschen Bürger ihrer Zeit vereinte.

Doch nicht nur zu Deutschlands größten Bürgern in der ersten Hälfte und um die Mitte des 19. Jahrhunderts schlug er eine lebendige Brücke – auch für die eigene Zeit hatte Brentano soviel tiefes Verständnis, daß er in seinen Erinnerungen aus dem Jahre 1919 berichten konnte: „Es kam ein Interviewer zu mir, der sich als Vertreter des Daily Chronicle vorstellte. Dieses Blatt stand damals unter dem Einfluß von [145] Lloyd George. Er frug mich, ob ich nicht meine, daß der Krieg einen großen Staatsmann hervorgebracht habe. Es war klar, daß er wünschte, daß ich Lloyd George nenne. ‚Ach nein, sagte ich, ich weiß keinen.‘ – ‚Aber gibt es nicht einen ganz großen?‘ – ‚Nein, weder einen großen Staatsmann noch einen großen General, sonst hätte der Krieg nicht nahezu fünf Jahre gedauert, und er wäre nicht durch einen Frieden beendet worden, der keiner ist.‘ Aber der Herr ließ nicht nach; da rief ich: ‚Doch ein Staatsmann fällt mir ein, der die Welt noch hundert Jahre und mehr beschäftigen wird: Lenin!‘“⁶

Fügen wir hinzu, daß Brentano schreibend und redend ein begeisterter Kämpfer war, im Umgang mit Menschen voll Charme oder Schärfe, eine lebendige Verkörperung deutscher kultureller Vergangenheit und aktiver Streitbarkeit gegen die äußerste Reaktion, noch als Greis von mehr als achtzig Jahren von stärkster geistiger Vitalität, persönlich sauber und nicht zu korrumpieren durch Geld, Orden oder Amt – in einem Deutschland, von dessen Intelligenz man das zumeist nicht feststellen kann: dann werden wir verstehen, was für eine erstaunliche Gestalt er unter den Gesellschaftswissenschaftlern seiner Zeit war.

Fügen wir aber noch eine andere Einschätzung an, die ich in meiner Geschichte der Lage der Arbeiter gab:

„Brentano lehrte die Möglichkeit einer glücklichen Harmonie des kapitalistischen Wirtschaftsprozesses, die allerdings ‚gegen die Absichten der Scharfmacher verwirklicht werden müßte‘ und die faktisch gegen die Arbeiterklasse gerichtet war.

Dabei dürfen wir folgendes nicht übersehen – und das ist überaus wichtig für die Einschätzung Brentanos und anderer seiner Art, ebenso wie für die Erklärung der Täuschungsmöglichkeiten, die solch bürgerliche Reformisten innerhalb der Arbeiterklasse haben:

⁶ L. Brentano, Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands, Jena 1931, S. 370. – künftig zitiert als: Mein Leben.

Der Kampf Brentanos war scheinbar gegen die Politik der Erzreaktion in Deutschland und faktisch gegen die Arbeiterklasse gerichtet. Das ist die Feststellung des objektiven Tatbestandes, und dieser objektive Tatbestand bedeutet, daß Brentano als ein ganz gefährlicher Feind der Arbeiterklasse einzuschätzen ist.

Seine Wirkung aber wurde vielfach auch durch subjektive Tatbestände bestimmt sowie durch objektive Tatbestände zweiter Ordnung.

Wir sagen: Brentanos Kampf war nur scheinbar gegen die Politik der Erzreaktion in Deutschland gerichtet, weil seine ‚Lehre‘ objektiv dem Groß- und später dem Monopolkapital von allergrößtem Nutzen war.

Subjektiv aber war Brentano ein ausgesprochener Feind der Erzreaktion und subjektive Fakten sind bekanntlich auch Fakten und haben ihre Bedeutung. Subjektiv befand sich Brentano in stärkstem Gegensatz zu der Lohndrückerei und Anti-Gewerkschaftspolitik der Scharfmacher, weil diese seiner Ansicht nach den Bestand des kapitalistischen Systems gefährdeten. Als treuer Diener der herrschenden Klasse der Bourgeoisie trat er für eine Taktik gegenüber der Arbeiterklasse ein, die seiner Ansicht nach höhere Profite mit geringeren ‚Schwierigkeiten‘ einbringe. Und aus [146] diesem subjektiven Gegensatz zur Erzreaktion ergaben sich zahlreiche objektive Tatsachen: Polemiken mit sich anschließenden gerichtlichen Prozessen gegen die Vertreter der äußersten Reaktion; Versuche der äußersten Reaktion, die akademische Laufbahn von Brentano und seinen Einfluß an den Universitäten auf administrativem Wege zu hemmen; Verleumdungen und Denunziationen Brentanos von seiten der Rechten innerhalb der Bourgeoisie. Es ist offenbar, daß sich aus einer solchen Situation für die liberale Bourgeoisie große objektive Möglichkeiten für die Täuschung der Arbeiterklasse ergaben.

Die Tatsache, daß Brentano aus ehrlicher Wut über die äußerste Reaktion, die alle Verbindungen des Bürgertums zu den Reformisten innerhalb der Arbeiterklasse störte, in einzelnen Tageskämpfen ein taktischer ‚Verbündeter‘ der Arbeiterklasse war und ein taktischer ‚Feind‘ der Erzreaktion, ermöglichte es, durch ihn außerordentliche Verwirrung in die Arbeiterklasse zu tragen und so der herrschenden Klasse großen Nutzen zu bringen. (Wir haben die Worte ‚Verbündeter‘ und ‚Feind‘ in Anführungsstriche gesetzt, wenn sie mit dem Wort ‚taktisch‘ verbunden sind. Denn die Taktik hat eine so unselbständige Funktion, daß sie niemals zur Bestimmung von Feind und Verbündeten ausreicht. Stalin lehrt uns ausdrücklich: ‚Die Taktik ist ein Teil der Strategie, der ihr untergeordnet ist und ihr dient.‘⁷ Strategisch aber war Brentano stets, auch wenn er zum Beispiel die Berechtigung eines Streiks in der Presse verfocht, ein Feind der Arbeiterklasse und ein Freund der Erzreaktion.)⁸

Ich glaube, das ist sehr logisch und entsprechend den Regeln des Klassenkampfes gedacht.

Aber ist der wirklich ein Feind, der aus „ganz anderen“ Motiven, sei es, um in den Himmel zu kommen, sei es, um das kapitalistische System zu erhalten, die Arbeiter bis zum Streiksieg nach besten Kräften unterstützt? Ehren wir nicht heute viele Antifaschisten, die im Kampf gegen Hitler für die Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft gefallen sind? Und wenn die Arbeiter durch die Lehren Brentanos getäuscht wurden, wurde die Reaktion nicht auch getäuscht, die in Brentano einen (nach meiner Einschätzung in dem soeben gegebenen Zitat) besonders nützlichen Verbündeten in mannigfacher Weise in seiner Aktivität behinderte und verfolgte! War es wirklich bedeutungslos für die Gewerkschaft, in einem Streik einen Universitätsprofessor vor aller Öffentlichkeit für sich zu haben? Kann man da nicht auch die Probleme der Subjektivität und Objektivität gewissermaßen umdrehen und sagen: subjektiv (dem Motiv nach) war Brentano auf Seiten der Arbeiter, um die bürgerliche Gesellschaft zu retten, objektiv ebenfalls auf Seiten der Arbeiter, die durch einen Sieg im Streik an Selbstvertrauen auf dem Wege zur

⁷ J. W. Stalin, Werke. Bd. 6, Berlin 1952, S. 136.

⁸ J. Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 13, Berlin 1961, S. 28 f.

Revolution gewannen. Und als dann die Revolution begonnen hatte, stand ihnen da nicht Brentano ebenfalls irgendwie zur Seite?

Merkwürdig, wie kompliziert die Einschätzung so mancher Gestalten der Gesellschaftswissenschaften ist. Und ist es nicht auch so, daß der Verlauf der Geschichte [147] bis in unsere Tage uns so vieles lehrt, was unsere Einschätzung nicht einfacher macht! Ich meine zum Beispiel, daß der VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale, die so erstaunlich tiefe und bedeutsame erste grundlegende Verarbeitung der Erfahrungen, die der deutsche Faschismus der internationalen Arbeiterbewegung gebracht hat, auch für alle Gesellschaftswissenschaften, insbesondere auch für die Einschätzung von bestimmten historischen Bewegungen und Gestalten die größte Bedeutung hat und in dieser Beziehung von uns Gesellschaftswissenschaftlern noch lange nicht genügend beachtet und ausgeschöpft worden ist.

Lunatscharski sagte einmal: „Die marxistische Analyse besteht nicht darin, für jeden Schriftsteller und jedes literarische Werk eine ganzheitliche und reine, von jeglicher Beimischung freie Klassenbasis zu finden, sondern darin, jene Linien, jene Strahlen zu finden, die sich, von verschiedenen Klassen ausgehend, hier kreuzen.“⁹ Gilt das nicht auch in gewisser Weise für die Gesellschaftswissenschaftler und die gesellschaftswissenschaftlichen Werke?

Man mag einwenden, daß die Gesellschaftswissenschaftler stärker klassenmäßig gebunden sind als die Künstler. Aber ist der Politökonom wirklich klassenmäßig stärker gebunden als der Architekt und Kirchenbauer? Ist der Musikwissenschaftler klassenmäßig stärker gebunden als der Musiker?

2. Die erste Vorlesung über Allgemeine Wirtschaftsgeschichte

Dieser kurze Abschnitt gehört eigentlich nicht in die Thematik dieses Kapitels. Aber sehr wohl in eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften Er soll nur kurz andeuten, welche Rolle der Zufall bei der Auslösung des Aufbaus einer wissenschaftlichen Disziplin spielt.

Brentano war keineswegs der erste, der wirtschaftshistorische Vorlesungen hielt. Wohl aber, soweit ich feststellen konnte, der erste, der Vorlesungen über allgemeine Wirtschaftsgeschichte hielt. Wie kam er dazu? Er berichtet darüber: „In den Osterferien 1884 war ich mit meiner Frau in Florenz. Der Aufenthalt ist für meine wissenschaftliche Tätigkeit epochemachend gewesen. Des Nachts las ich die Geschichte von Florenz; am Tage zog sie innerlich an mir vorbei, indem ich die Stätten, die ihr Schauplatz gewesen waren, durchwanderte und die Dinge, die sich da abgespielt hatten, in Gedanken durchlebte. Das hat einen Plan in mir zur Reife gebracht, der mich schon lang beschäftigt hatte. Ich hatte die historischen Einleitungen, die Vorlesungen und Lehrbücher zur allgemeinen Nationalökonomie gaben, einschließlich der meinen, stets für recht dürftig gehalten. Diese Unzufriedenheit brach angesichts der Geschichte, die hier an meinem Innern vorüberzog, mit solcher Wucht auf mich herein, daß ich, nach Straßburg zurückgekehrt, eine Einleitung verfaßte, die meine Zuhörer begeisterte. Zunächst gab sie nur die Wirtschaftsgeschichte vom Anfang des Mittelalters bis zur Zeit, da die heutige Wirtschaftsordnung beginnt. Sie verfolgt dabei die einzelnen Völker in der Reihenfolge, in der sie einander in der Wirtschafts-[148]führung Europas abgelöst haben, und hob hervor, was ein jedes zum Fortschreiten beigetragen habe. Es war eine immense Leistung. Ich habe täglich 18 Stunden daran gearbeitet. Selbstverständlich, daß zunächst viele Einzelheiten ungenau waren, aber das trat hinter der Anregung, die das Ganze gab, zurück. Ich habe dann an der Verbesserung der Einzelheiten gearbeitet, indem ich jedes Jahr mich in ein einzelnes Land besonders vertiefte. So ist aus Darlegungen, die ursprünglich nur die Einleitung zu meiner allgemeinen Nationalökonomie gebildet hatten, allmählich eine Vorlesung über Wirtschaftsgeschichte geworden, die schließlich zwei Semester umfaßte und von allen meinen Vorlesungen am liebsten gehört wurde.“¹⁰

⁹ A. W. Lunatscharski, *Ob isobrasitelnom iskusstwe*, Bd. 1, Moskau 1967, S. 467.

¹⁰ *Mein Leben*, S. 122 f.

Wenn wir von der von mir 1949 veröffentlichten „Allgemeine Wirtschaftsgeschichte“ absehen, besitzen wir in unserer Republik kein solches Werk, das doch wirklich zur Festigung der marxistischen Allgemeinbildung absolut unentbehrlich ist. Es bleibt dem Wissenschaftler nur die vierbändige „Allgemeine Wirtschaftsgeschichte. Eine Übersicht über die Wirtschaftsentwicklung von der primitiven Sammelwirtschaft bis zum Hochkapitalismus“ von Heinrich Cunow (1926 bis 1931 erschienen), die in vielem veraltet und doch recht unmarxistisch ist, und meine soeben erwähnte Sammlung von Vorlesungen, die natürlich überholungsbedürftig ist oder besser noch sobald wie möglich ersetzt werden sollte.

Die Bourgeoisie ist in vielen Ländern der Welt dem Beispiel Brentanos gefolgt, und es gibt nicht wenige allgemeine Wirtschaftsgeschichten – manche brillant geschrieben, andere voll interessanter Gedankengänge, aber alle natürlich wissenschaftlich unbefriedigend.

Die Wissenschaftler der Arbeiterklasse haben auf diesem Gebiet ihre gesellschaftliche Pflicht nicht erfüllt. Eine Pflicht, die sie nicht zum Wenigsten auch den Wissenschaftshistorikern, ganz speziell auch den Historikern der Gesellschaftswissenschaften gegenüber haben. Denn wie soll man eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften ohne gute Kenntnis der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte schreiben!

Brentano wurde durch das zufällige Ferienerlebnis von Florenz zur allgemeinen Wirtschaftsgeschichte gebracht. Natürlich bestreiten wir Marxisten nicht, daß auch künftig noch neue Disziplinen in der Wissenschaft durch Zufall entstehen können. Aber das Schreiben einiger Werke über allgemeine Wirtschaftsgeschichte ist nicht mehr eine Sache, die dem Zufall überlassen werden darf. Es sollte planmäßig in Angriff genommen werden – aber doch wohl nicht von einem Kollektiv, dessen Werk bestimmt kompetent sein, aber sicherlich nicht die Leser begeistern wird, sicherlich nicht so wirken wird wie die entsprechenden Vorlesungen von Brentano, die „von allen meinen Vorlesungen am liebsten gehört“ wurden. [149]

3. Empirie

Brentano war kein Theoretiker von Bedeutung, auch nicht im Rahmen der bürgerlichen Theorie seiner Zeit. Doch zeigte er ein sehr bedeutendes Interesse für die Methodik der wissenschaftlichen Arbeit, das auch mit einer ganz ungewöhnlichen Kenntnis ökonomischer Theorien der Antike, der Kirchenväter, der Renaissance und des Kapitalismus von seiner frühesten Zeit bis in die Gegenwart Brentanos zusammenging.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es zwei Hauptrichtungen in der bürgerlichen Politischen Ökonomie: die sogenannte historische Schule, führend vor allem in Deutschland und den USA, und die theoretische Schule, führend vor allem in Österreich, während in England und Frankreich beide ihre Bedeutung hatten.

Als Brentano, einer der mit Gustav Schmoller führenden Vertreter der historischen Schule, 1888 an die Universität Wien berufen worden war – Wien, wo die Theoretiker unter Führung von Karl Menger die Volkswirtschaftslehre beherrschten! – hatte er dort folgendes Erlebnis:

„Im Ministerium erklärte der Minister von Gautsch sich zur Erfüllung aller meiner Wünsche bereit, und ebenso entgegenkommend waren alle Behörden, mit denen ich in Beziehung trat. Eine Ausnahme machte nur mein Spezialkollege, der Professor der Nationalökonomie Karl Menger. Selbstverständlich habe ich ihn alsbald nach meiner Ankunft besucht. Er empfing mich mit den Worten: ‚Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Erbitterung mich Ihre Berufung erfüllt hat.‘ ‚Oh doch‘, antwortete ich, ‚ich kann sie begreifen‘. Sie hatte in Folgendem ihren Grund.

Karl Menger hat 1871 ein Buch ‚Grundsätze der Volkswirtschaftslehre‘ veröffentlicht, das er Wilhelm Roscher, der als das Haupt der historischen Nationalökonomie in Deutschland galt, gewidmet hat. Menger hat darin in sehr verständlicher, wenn auch wenig fesselnder Darstellung die Lehre von der abnehmenden Lustempfindung bei zunehmender Verwendung gleich großer

Genußeinheiten auf ein Bedürfnis als Grundlage der Wertlehre durchgeführt. Das hatten vor ihm schon Cournot, Dupuit, Gossen, Jennings und Jevons getan. ... Schmoller hat Mengers Buch, als es erschien, im ‚Literarischen Zentralblatt‘ besprochen. Er hat ihm nicht die Vernachlässigung seiner Vorgänger, die er wahrscheinlich selbst nicht kannte, zum Vorwurf gemacht, sondern in seiner Abneigung gegen das was er Dogmatik nannte, ... hat er ihn unverdientermaßen heruntergerissen. Menger, der auf Grund seiner angeblichen Entdeckung als großer Denker in Wien verehrt wurde, war darob empört. Er hat als Rache eine Schrift über den Historismus in der Nationalökonomie geschrieben. Und nun war ich, der auch zu der angefeindeten historischen Schule gehörte, ihm als Nachfolger von Lorenz von Stein an die Seite gesetzt worden!“¹¹

Wir befinden uns mitten im sogenannten Methodenstreit der Politökonomen jener Zeit.

Brentano fährt mit seinen Erinnerungen fort: „Doch ich habe mich durch seinen [150] Zorn nicht einschüchtern lassen. Am 17. April 1888 hielt ich beim Antritt meines Lehramts einen Vortrag über ‚Die klassische Nationalökonomie‘, in dem ich dargelegt habe, wie und warum ich von der abstrakten Methode der klassischen Nationalökonomen, von der auch ich ausgegangen bin, zur Untersuchung der konkreten Wirtschaftsverhältnisse übergegangen bin. Der Saal war gefüllt bis zum letzten Platz mit Männern aus allen Berufskreisen. Etwas Nebensächliches sei als charakteristisch für meine Gegner erwähnt. In der Lebhaftigkeit meines Vortrags passierte mir das Mißgeschick, daß ich das Pult umstieß, auf dem mein Manuskript lag, und alle Blätter flogen durch den Saal. Da ich trotzdem meinen Vortrag, als sei nichts vorgefallen, zu Ende führte, verbreitete man, ich habe das Pult absichtlich umgestoßen!“¹²

Grotesk, wie die Professoren damals untereinander kämpften, mag man denken, und noch grotesker fast, daß Brentano das noch so erzählt, mag man hinzufügen ... wenn man ein Laie auf dem Gebiet der heutigen „Professorenkämpfe“ in der kapitalistischen Welt ist, von denen die bei uns heute nur noch ein schwacher Ableger sind, da die gesellschaftlichen Verhältnisse so wenig Gelegenheit zu Kämpfen solcher Art (im Gegensatz zum Meinungsstreit!) geben.

In jener Wiener Antrittsvorlesung hatte Brentano den Studenten gesagt: „Schon als Student hatte es mich stutzig gemacht, daß die klassische Nationalökonomie selbst auf dem Wirtschaftsgebiete, auf dem ihre Voraussetzungen am meisten mit der Wirklichkeit übereinstimmen, auf dem Gebiete des Geld- und Bankwesens, in der Theorie Irrthümer wie die Quantitäts- und die Currency-Theorie und in der Praxis verkehrte Maßregeln wie die Peel’sche Bankakte zu Tag gefördert habe, daß dagegen Tooke es gewesen war, der durch das unmittelbare Studium der historischen Vorgänge zur Erkenntniß jener Irrthümer geführt hatte.“

Daraus ergibt sich für Brentano als „Losung“ für jeden Politökonomen: „die unmittelbare Beobachtung der wirtschaftlichen Erscheinungen. Diese hat nicht nur festzustellen, wie weit sie vom wirtschaftlichen Egoismus oder von anderen Factoren beherrscht werden, sie wird auch klarlegen, in welcher Art und Weise die konkreten Verhältnisse, innerhalb deren der wirtschaftliche Egoismus sich bethätigt, denselben beeinflussen, und zum Verständniß der morphologischen Veränderungen der Volkswirtschaft führen, welche mit Veränderungen in diesen konkreten Bedingungen zusammenhängen.“

Daraus aber ergibt sich weiter:

„Mit dieser Losung sind aber zwei weitere Consequenzen gegeben.

Nothwendig tritt damit fürs Erste die specielle oder praktische Nationalökonomie in den Vordergrund, die allgemeine oder theoretische dagegen zurück. Denn es giebt eben keine allgemeine Wirthschaft; eine jede Wirthschaft beruht entweder auf dem Landbau oder dem Gewerbe oder dem Handel oder dem Verkehr oder der Dienst- oder Kapitalmiethe, und wirtschaftliche

¹¹ Ebendort, S. 141 f.

¹² Ebendort, S. 142 f.

Beobachtungen lassen sich also nur auf diesen Specialgebieten der Volkswirtschaft anstellen. Daher das Ueberwiegen der Arbeiten auf dem Gebiete der sog. praktischen Nationalökonomie während der letzten Jahrzehnte in Deutschland. Es geschah dies nicht aus einer Ver-[151]achtung der theoretischen Nationalökonomie, sondern weil nur auf diese Weise die Steine zu einem Neubau derselben beschafft werden können.

Nothwendig ferner werden für Denjenigen, der das hier Dargelegte als richtig erkennt, fürs Erste die geschichtliche Erforschung der wirtschaftlichen Entwicklungen und die Beschreibung der wirtschaftlichen Zustände das Wichtigste. Es ist dies nicht etwa deshalb der Fall, weil die Kenntniß der konkreten Verhältnisse in der That von der größten praktischen Wichtigkeit ist, noch auch weil etwa die Theorie der Volkswirtschaft durch deren Geschichte ersetzt werden soll. Der Grund ist vielmehr derselbe, aus dem die Naturwissenschaften seiner Zeit an Stelle von aprioristischen Deductionen die Beschreibung der Thatsachen und Vorgänge gesetzt haben. Die Beschreibung selbst der bescheidensten wirtschaftlichen Erscheinungen, die genau ist, muß für den empirischen Nationalökonom einen größeren wissenschaftlichen Werth haben als die scharfsinnigste Deduction aus dem wirtschaftlichen Egoismus, deren Ergebnisse trotz aller formalen Folgerichtigkeit mit den Thatsachen im Widerspruch stehen.

Somit ergab sich auch für mich als die vornehmste wissenschaftliche Aufgabe die Erforschung der konkreten Grundbedingungen, welche wie das Territorium, die Bevölkerung, die Religion und Sitte, der Staat, das Recht, die gesellschaftliche Klassenbildung und die geistige und materielle Kulturstufe die Wirtschaft der Völker bestimmen.“¹³

Nach dem Anhänger der Deduktion Spencer begegnet uns in Brentano der begeisterte Empiriker. „Beschreibung der Thatsachen und Vorgänge“ ist ihm das Entscheidende! Er spricht von dem „empirischen Nationalökonom“, der „fürs Erste“ den Vorzug vor dem Theoretiker haben muß, denn die Theoretiker – Menger! –, haben vornehmlich von Deductionen aus falschen Vordersätzen, wie von „dem Streben nach dem größtmöglichen Vorteil“¹⁴, gelebt und die Realität falsch dargestellt.

Die Politökonomie ist Brentano eine Erfahrungswissenschaft genau wie die Naturwissenschaften (mit Ausnahme der Mathematik): „Auf allen Wissensgebieten, außer dem der Mathematik, ist die einzige und letzte Quelle unseres Wissens die Erfahrung; so auch auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre. Sie ist eine Erfahrungswissenschaft.“¹⁵

Aber sie ist, worauf auch schon Marx aufmerksam gemacht hat, den Naturwissenschaften gegenüber auf dem Gebiete der Forschung in einer schwierigeren Situation. Brentano bemerkt dazu:

„Erfahrung kann auf allen Wissensgebieten auf zweifache Weise erworben werden. Entweder durch passive Beobachtung, d. h. man verzeichnet die Thatsachen, wie sie gerade vorkommen, ohne irgendwie zu versuchen, ihren Eintritt selbst herbeizuführen, ihre Häufigkeit zu beeinflussen, oder die Umstände, unter denen sie sich zeigen, [152] zu ändern. Oder durch aktive Beobachtung, d. h. durch das Experiment. Man setzt Einflüsse und Faktoren, über welche wir Herrschaft haben, in Tätigkeit, ändert die Umstände, unter denen sie wirksam werden, und nimmt von den Wirkungen Kenntnis, die sich dabei zeigen.

Diese beiden Arten der Beobachtung sind wissenschaftlich von sehr ungleichem Wert.

Die passive Beobachtung ist die minder vollkommene der beiden. Wir lassen dabei die Dinge an uns herankommen, wir hören auf eine Erzählung, die uns vielleicht konfus, stückweise, in

¹³ L. Brentano, Die klassische Nationalökonomie, Leipzig 1888, S. 6 und 28 f.

¹⁴ Ebendort, S. 6.

¹⁵ Über einige in der Natur des Beobachtungsobjektes liegende Schwierigkeiten des volkswirtschaftlichen Forschens. In: „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“, 38. Bd., 1. Heft. Tübingen 1914, S. 58 f.

großen Zeitzwischenräumen gemacht wird, wobei unsere Aufmerksamkeit mehr oder weniger wach ist. Erst nach mannigfachem Überlegen erfassen wir ihre Bedeutung; oft ist schon die Gelegenheit zu genauer Beobachtung vorbei, wenn die Bedeutung der Erscheinung uns erst voll zum Bewußtsein kommt. Und wir bedauern, daß es nun zur Beobachtung zu spät ist.

Beim Experiment dagegen unterwerfen wir die Tatsachen gewissermaßen einem Kreuzverhör. Wir können das Prüfungsergebnis eines Versuches mit dem eines anderen vergleichen, solange das zu Prüfende noch vor uns steht. Indem wir uns das Untersuchungsobjekt, solange es vor uns gegenwärtig ist, zu erklären suchen, sind wir imstande, eindringliche Fragen an es zu stellen, deren Beantwortung uns sofort aufzuklären vermag. Dementsprechend war der Fortschritt der Wissenschaft rasch und sicher auf allen Gebieten, auf denen das Experiment dem Forscher die genaue Beobachtung ermöglicht. Dagegen ist in jenen Zweigen der Erfahrungswissenschaften, die dem Experiment tatsächlich nicht unterworfen werden, unsere Kenntnis eine viel langsamere fortschreitende, ungewissere und unregelmäßigere.

Zu den Erfahrungswissenschaften der letzteren Art gehört auch die Volkswirtschaftslehre.¹⁶

Dazu kommt noch eine weitere Schwierigkeit für den ökonomischen Forscher: „Diese Schwierigkeiten werden aber noch weiter dadurch verstärkt, daß der Forscher auf volkswirtschaftlichem Gebiete die meisten der Tatsachen, die er zu verarbeiten hat, nicht wie die Forscher in anderen Wissenschaften selbst beobachten kann, sondern auf Grund der Beobachtung durch andere kennen lernt. In den meisten Fällen sieht sich der ökonomische Forscher bei seinen Untersuchungen auf das Zeugnis anderer unmittelbarer Beobachter beschränkt; er sieht also nur mittelbar und durch die Augen anderer die Mehrzahl der Dinge, die er behandelt, und seine Aufgabe geht dahin, dieses Zeugnis anderer zu sichten, kritisch zu prüfen und daraus Schlüsse zu ziehen. Dadurch kommen zu den Fehlern, denen jede wissenschaftliche Beobachtung ausgesetzt ist und die in der Natur des beobachtenden Forschers ihren Grund haben, noch weitere Fehler, welche der Natur des dem Forscher unterliegenden Zeugnisses anderer entspringen. Und welche tausendfache Ursachen gibt es nicht, welche in ökonomischen Dingen bewußt und unbewußt ein falsches Zeugnis veranlassen!“¹⁷

[153] Natürlich befürwortet Brentano nicht einfache Beschreibung von Tatsachen. Selbstverständlich soll man auch die kausalen Zusammenhänge untersuchen. Im Vorwort zu seiner „Agrarpolitik“ schildert Brentano zunächst, wie die Wirtschaftslehre zur Darstellung von Regierungsmaßnahmen wurde: „Es gibt niemand, der den Wert dieser Forschungen mehr anerkennen könnte als ich. Welches Leben und welcher Farbenreichtum sind nicht durch sie in die Behandlung von Materien gekommen, deren Ödigkeit und Trivialität bis dahin gerade auf die Besten oft abschreckend gewirkt hatte! Wo mit der historischen Erzählung sich eine unparteiliche Untersuchung nicht nur der erzielten Erfolge, sondern auch der Mißerfolge verband, erlangte diese wirtschaftliche Verwaltungsgeschichte sogar ein allgemeines wissenschaftliches, ja noch mehr, sogar ein praktisches Interesse.“

Doch dann fährt er fort: „Indes so rückhaltlos ich alle Arbeiten, welche diesen Wandel in der Behandlung herbeigeführt haben, anerkenne und so sehr ich selbst an ihm teilgenommen habe, so kann ich mich doch nicht der Erkenntnis verschließen, daß die bloß historische Erzählung des Gewesenen nicht imstande ist, das volle wissenschaftliche Verständnis des die wirtschaftlichen Erscheinungen verbindenden Kausalzusammenhangs zu geben, und daß sie daher auch außer stande ist, in den praktischen Fragen der Gegenwart als Richtschnur zu dienen.“

Er gibt auch eine eminent interessante Begründung dafür, daß es notwendig ist, das, was wir die objektiven Faktoren nennen, stärker in den Vordergrund zu rücken:

¹⁶ Ebendort, S. 59 f.

¹⁷ L. Brentano, Die Meinungsverschiedenheiten unter den Volkswirtschaftslehrern. In: „Cosmopolis“, 2. Bd., April-Mai-Juni, London, Berlin, Wien 1896, S. 244.

„Nicht nur daß die Menschen und die Verhältnisse und damit die Probleme der Gegenwart sehr verschieden von denen der Vergangenheit sind, es hat sich eine eigentümliche Wirkung der bloßen Erzählung der Thaten der Verwaltung der Vergangenheit herausgestellt. Während man früher unter dem Einfluß der Vorstellung von Naturgesetzen, welche unabänderlich das wirtschaftliche Leben beherrschten, das, was die Verwaltung leisten könne, unterschätzt hat, ist nun vielfach – namentlich bei Jüngeren – die Vorstellung herrschend geworden, als ob es bloß darauf ankäme, daß die richtigen Männer und das richtige Wollen vorhanden seien, damit alles gemacht werden könne. Den Widerstand, den die Natur der Dinge entgegensetzt, läßt man um so mehr außer Betracht, als man von dieser Natur der Dinge gar keine Kenntnis hat. Das ist denn in einer Zeit, da die verschiedenen Sonderinteressen in bis dahin unerhörter Weise danach streben, die Gesamtheit sich dienstbar zu machen, ein geradezu gefährlicher Zustand. Die Führer dieser Sonderinteressen finden darin geradezu eine Aufforderung, sich in den Besitz der politischen Gewalt zu setzen, um dem Ganzen die abenteuerlichsten Projekte aufzuzwingen, von denen sie sich eine Förderung ihrer Sonderinteressen versprechen. Wenn ihnen von wissenschaftlicher Seite erzählt wird, in der Vergangenheit habe man – z. B. Friedrich der Große – diese oder jene Maßregel ergriffen, also müßte man es auch jetzt so machen, so sind jene Praktiker zwar viel zu gescheit, um den letzteren Schluß sich zu eigen zu machen; allein sie nützen das, was aus dem reichen Magazin der Vergangenheit ihnen vorgeführt wird, um damit, soweit es ihnen paßt, ihren groben Appetit wissenschaftlich zu maskieren. Und da bei jenen historischen Darlegungen leider nur zu oft die Untersuchung der Erfolge und Mißerfolge fehlt, finden sie gerade bei denen, die selbstlos nur das Wohl des Ganzen wollen, um so leichter Zustimmung, als die [154] Berufung auf die großen Männer der Vergangenheit die edelsten patriotischen Gefühle in Mitleidenschaft zieht.“¹⁸

Was für eine großartige Verbindung von Methodik und politischem Kampf – in diesem Fall speziell gegen die Junker gerichtet! Was für eine kluge Beobachtung auch allgemein der Gefahren der Überschätzung des subjektiven Faktors! Der „Methodenstreit“ ist für Brentano nicht ein „rein wissenschaftlicher“ Streit, er weiß auch um seine politische Bedeutung. Hier geht es um die Problematik „Subjektiver Faktor und Politisches Machtstreben von ‚Sonderinteressen‘“, an anderer Stelle, wie wir noch sehen werden, um andere Probleme, für die die Beziehungen zwischen Methode und Politik Bedeutung haben.

Ja Brentano, der natürlich auch zahlreiche einzelne ökonomische Gesetzmäßigkeiten anerkennt, erlaubt gelegentlich auch die Deduktion als a-priori-Methode, jedoch nur auf einem Gebiet der Politischen Ökonomie. In einer kleinen Schrift für Studenten bemerkt er: „Wir sind also bei Erforschung der einzelnen wirtschaftlichen Erscheinungen nicht imstande, a priori Erschöpfendes über die Ursachen auszusagen, welche sie hervorgebracht haben. Diese Ursachen sind uns a priori unbekannt; was uns bekannt ist, sind höchstens die hervorgebrachten Wirkungen. Nur auf dem Gebiete des Handels können wir sagen, daß im Vergleich zu dem wirtschaftlichen Egoismus alle übrigen mitwirkenden Faktoren belanglos sind; daher auf diesem Gebiete die Deduktion aus dem wirtschaftlichen Egoismus als angezeigte wissenschaftliche Forschungsmethode erscheint. Bei Betrachtung aller übrigen Wirtschaftsgebiete ist es dagegen nötig, eingedenk zu sein, daß der Weg alles Erkennens ist, vom Bekannten zum Unbekannten fortzuschreiten, nicht umgekehrt. Da bei ihnen die Wirkungen es sind, die bekannt, die Ursachen, die unbekannt sind, ist daher bei Betrachtung der übrigen Wirtschaftsgebiete die Induktion die gegebene Forschungsmethode. Es gilt die wirtschaftlichen Erscheinungen, deren Ursachen man erforschen will, festzustellen, dann zu fragen, welches die ihnen vorausgehenden Tatsachen sind, zu untersuchen, in welchem Maße jede vorausgehende auf die folgende Tatsache eingewirkt hat, und auf diese Weise zur Feststellung der ursächlichen Zusammenhänge zu gelangen.“¹⁹

¹⁸ L. Brentano, Agrarpolitik, Stuttgart 1897, S. III ff.

¹⁹ L. Brentano, Wie studiert man Nationalökonomie, München 1911, S. 23 f.

Also bei Handelsproblemen ist die Deduktion aus dem „wirtschaftlichen Egoismus“ erlaubt, sonst muß man induktiv vorgehen.

Ist man aber von der empirischen Untersuchung auf induktivem Wege zu „allgemeinen Sätzen“, wie Brentano es nennt, gekommen, dann darf man aus den allgemeinen Sätzen wieder deduzieren, wobei die Deduktionen natürlich an Hand der Praxis überprüft werden müssen. So schreibt er in seiner Studie zum Arbeiterversicherungszwang: „Die Nationalökonomie ist eine Erfahrungswissenschaft. Ihre Methode ist daher nothwendig die Beobachtung des wirthschaftlichen Lebens. Das Ziel dieser Beobachtung muß sein zur Aufstellung von allgemeinen Sätzen zu gelangen, aus denen weitere Sätze abgeleitet werden können, aus denen deducirt werden kann. Ist bei dieser Deduction selbst kein Fehler gemacht worden, so liegt in dem Ueber-[155]einstimmen des Deducirten mit der Wirklichkeit ein neuer Beweis für die Richtigkeit des Satzes, aus dem deducirt worden ist.“²⁰

Das scheint eine kluge Feststellung, die sicherlich zu guten Resultaten in der wissenschaftlichen Forschung führen kann, und der Deduktion anscheinend auch einen richtigen Platz anweist.

Wenn wir aber die Praxis Brentanos betrachten, dann stellen wir fest: einmal, daß er selbst wohl keine neuen Gesetzmäßigkeiten entdeckt hat – was natürlich auch Forscherpech sein kann; so dann aber, daß er Deduktion aus falscher Theorie mit der Notwendigkeit eines theoretischen Ausgangspunktes verwechselt.

Bevor wir aber auf diese entscheidende Problematik kommen, sind noch einige andere Methodenprobleme, mit denen er sich beschäftigt hat, zu besprechen.

4. Interesse, Voraussetzungslosigkeit – Ethik

Brentano hatte sich in seinem wissenschaftlichen Leben sehr viel mit Lakaien des Großkapitals und der Großagrarien auseinanderzusetzen. In stetem Kampf, sei es in Artikeln oder vor Gericht, kämpfte er für eine nicht von ihnen verschandelte und verzerrte wissenschaftliche Aussage. In seiner schon zitierten Studie über die Schwierigkeiten des volkswirtschaftlichen Forschens vermerkt er über die Aussagen von Interessenten: „Die Aussagen des Interessenten sind für den volkswirtschaftlichen Forscher gleichzeitig das Wichtigste und das Gefährlichste. Das Wichtigste, denn der Interessent verfügt über einen großen Teil des Materials, auf Grund dessen sich der Forscher sein Urteil zu bilden hat, allein oder doch am vollständigsten. Das Gefährlichste, denn der Interessent hat das größte Interesse, die Dinge so darzustellen, wie sie für ihn am vorteilhaftesten erscheinen. Theils stellt er sie unbewußt so dar, wie sie seinem persönlichen Vorteil am besten dienen, theils fälscht er sie auch bewußt, daß es geradezu himmelschreiend ist. Also einerseits sind seine Aussagen unentbehrlich, andererseits ist ihnen das größte Mißtrauen und die einschneidendste Kritik entgegenzusetzen. Die Erscheinung ist so alt wie die Welt. Auch hat schon vor bald 300 Jahren der Philosoph Hobbes geschrieben: Wäre es gegen die Interessen von Menschen, daß die drei Winkel eines Dreiecks zwei rechten Winkeln eines Quadrats gleich sind, so würde diese Lehre, wenn nicht angefochten, so doch durch Verbrennen aller Bücher über Geometrie unterdrückt worden sein, so weit die Macht dessen reichte, der dadurch berührt würde.“²¹

Aber sind wir nicht alle irgendwie Interessenten, überlegt Brentano, und meint in seinem Artikel über die Meinungsverschiedenheiten unter den Volkswirtschaftslehrern: „Dazu kommt, daß der Forscher auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet immer selbst ein Teil des Problems bleibt, das er untersuchen und erkennen will. Die Folge ist, daß er Fehlermöglichkeiten zu überwinden hat, wie sie keinem anderen Forscher im Wege stehen. Denn die nationalen Verhältnisse, die Klassenangehörig-[156]keit, die Familienverhältnisse, in denen er aufgewachsen ist, die besonders individuellen Interessen und Traditionen rufen bei jedem Problem Ideenassoziationen in

²⁰ L. Brentano, Der Arbeiter-Versicherungszwang, seine Voraussetzungen und Folgen, Berlin 1881, S. 17 f.

²¹ „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“, a. a. O., S. 67 f.

dem Forscher hervor, welche sein Hauptaugenmerk von dem einen Argument ab- und auf ein anderes in ungebührlichem Maße hinlenken. Da diese Ideenassoziationen bei den verschiedenen Forschern entsprechend ihren Verhältnissen verschieden sind, legt der eine auf das eine, der andere auf ein anderes Argument ein größeres Gewicht, und daher ein großer Teil der Verschiedenheit in den allgemeinen Sätzen, die abstrahirt werden.“²²

Dabei aber handelt es sich um eine Schwäche, um eine Schwierigkeit, die, wie Brentano meint, überwunden werden muß. Denn er meint völlig berechtigt zu sein, seinem Gegner auf dem Gebiet der Agrarpolitik, Max Sering, vorwerfen zu können: „Man sieht, Prof. Sering ist geradezu ein Paradigma des Volkswirtschaftslehrers, der den wissenschaftlichen Charakter der Volkswirtschaftslehre durch sein Verhalten in Frage stellt. Eine lobenswerthe Begeisterung für die Hebung von Mißständen füllt seine Seele. Allein er ist weit entfernt von jener Unbefangenheit, welche die Dinge betrachtet, um der Beobachtung willen, ganz gleichgültig um das Ergebnis, das dabei herauskommt; und noch fremder ist ihm jener Geist des Zweifels, der die Seele der Wissenschaft ausmacht und den Forscher bereit macht, jeden Augenblick selbst die letzten Grundlagen seiner Anschauungen wieder in Frage zu stellen, noch so liebgewordene Gedankengänge zu verwerfen und die entgegengesetzten anzuerkennen, sobald die erneute Forschung ihn dazu nöthigt.“²³

Brentano fordert absolute Unbefangenheit bei der Betrachtung der Dinge, also in der Analyse, genau die Unbefangenheit der Analyse, die Marx bei Ricardo so bewundert, Unbefangenheit ... „ganz gleichgültig um das Ergebnis, das dabei herauskommt“. Das ist eine selbstverständliche Forderung für jede wissenschaftliche Analyse.

Diese absolute Unbefangenheit in der Analyse, die auch wir von jedem Wissenschaftler erwarten sollten, hat aber nichts mit einer Voraussetzungslosigkeit zu tun, wie sie Brentano anderswo fordert. So rühmt er gegenüber dem „wirtschaftlichen Machiavellismus“ des Merkantilismus, daß sich gleichzeitig eine neue wissenschaftliche Richtung entwickelt hätte:

„Unterdessen aber hatte in der Stille die empirische Philosophie sich entwickelt, welche, indem sie voraussetzungslos an die Erforschung der Dinge herantrat, dazu gelangte, auf allen Gebieten den Einklang der natürlichen und sittlichen Weltordnung darzutun. Eine neue Welt war mit ihr angebrochen. Eine ihre Töchter ist auch die moderne Volkswirtschaftslehre ...

Während das Merkantilsystem in der Praxis wahre Orgien feierte, war in der Stille die englische Akademie der Wissenschaften, die Royal Society, erwachsen, welche mit absoluter Voraussetzungslosigkeit an jedes Gebiet des Wissens mit der empirischen Methode Bacons herantrat.“²⁴

[157] Natürlich soll man nicht „voraussetzungslos“ an die wissenschaftliche Erforschung irgendeines Gegenstandes herangehen. Denn die Auswahl des Forschungsgegenstandes erfordert doch wahrlich eine Stellungnahme, ein Interesse, ein gesellschaftliches Interesse – ebenso wie selbstverständlich die Schlußfolgerungen (die man aus der unbefangenen, von keinerlei anderem Interesse als dem des Näherkommens an die Wahrheit, an die Aneignung der Realität, bestimmten Analyse zieht) von gesellschaftlichem Interesse, Klasseninteresse, Parteilichkeit erfüllt sein müssen.

Das letztere würde Brentano niemals zugeben, da ihm Betreiben von Wissenschaft und Lehre vom Handeln auf Grund von wissenschaftlichen Erkenntnissen zwei völlig verschiedene, durch eine Mauer getrennte gesellschaftliche Tätigkeiten sind.

Am Ende seines Archiv-Artikels definiert Brentano die Aufgabe der Wissenschaft so: „Die Wissenschaft, wie ich es schon oft ausgedrückt habe, kennt nur ein Ziel: die Erkenntnis der

²² „Cosmopolis“, a. a. O., S. 243 f.

²³ L. Brentano, Wollen oder erkennen? in: „Die Nation“, XIV. Jg. 1896/97, Nr. 43, Berlin 1897, S. 651.

²⁴ L. Brentano, Der wirtschaftende Mensch in der Geschichte, Leipzig 1923, S. 64 und 66.

Wahrheit. Diesem einen Ziele muß sie mit unerbittlicher Strenge alles und jedes unterordnen: das eigene Ich des Forschers mit allem seinem egoistischen Fühlen und Streben, seinen Meinungen, seinen Lieblingsideen und seinen Interessen. Kein Heiligtum darf ihr heiliger sein als die Wahrheit. In alles muß sie eindringen, um ihr zu dienen. Vor keiner Prüfung und Zergliederung darf sie zurückschrecken; und rücksichtslos hat sie auszusprechen, was die Prüfung ergeben, ohne Rücksicht auf Vorteil oder Nachteil, ohne Gier nach Lob und ohne Furcht vor Tadel. Das, was diejenigen, die dem nachkommen, aufrecht erhält, ist die Gewißheit, daß so übermächtig diejenigen scheinen mögen, die um ihrer Privatinteressen willen diejenigen zu ersticken suchen, welche nichts anderes suchen als die Wahrheit, der schließliche Sieg doch dieser gehören wird.“²⁵

Das gilt in der Tat völlig für den Prozeß der Analyse. Bevor der Wissenschaftler aber an die Analyse geht, und wenn er die Schlußfolgerungen aus seiner ihm erfolgreich scheinenden Wahrheitssuche zieht, hat er wahrlich ein anderes Interesse als die Wahrheitssuche – nämlich das Interesse, der Gesellschaft nützlich zu sein, faktisch zumeist aber noch andere Interessen, die entweder hinzukommen oder gar völlig überwiegen, wie etwa gesunden oder ungesunden Ehrgeiz.

Natürlich lassen sich praktische Schlüsse aus der erkannten wissenschaftlichen Wahrheit ziehen – aber das, meint Brentano, darin ein echter Vorgänger Max Webers, dem er im Grunde alle Argumente geliefert hat, sei Sache des Praktikers, und, was die Wirtschaftswissenschaft betrifft, vor allem des Politikers. In seinem schon mehrmals zitierten Artikel über die Meinungsverschiedenheiten unter den Volkswirtschaftslehrern führt er dazu aus – fast ein Vierteljahrhundert vor Max Webers so bekannt gewordenem Vortrag über „Wissenschaft als Beruf“, den er als Nachfolger Brentanos an der Universität München 1919 hielt:

„Allein die praktische Verwertung der gewonnenen Lehrsätze ist nicht Sache des Theoretikers. Auch der Mathematiker oder Chemiker hüten sich, aus ihren theoretischen Lehrsätzen praktische Lehren zu ziehen, die allgemein Anwendung finden sollen. Denn die praktische Verwertung ihrer Lehren wird bedingt durch die jeweiligen konkreten Verhältnisse, die von tausendfältiger Mannigfaltigkeit sind. So [158] ist auch die praktische Verwertung der Lehren der Wirtschaftswissenschaft entsprechend den besonderen konkreten Verhältnissen die Sache des praktischen Staatsmannes.

Aber eben wie die Lehren der einzelnen naturwissenschaftlichen Disziplinen erst praktische Verwertbarkeit erlangten, seitdem sie sich auf die Untersuchung des Seienden und seiner Existenzbedingungen beschränkten, so werden auch die Lehren der Wirtschaftswissenschaft nur anwendbar, wo sie dem an sich Wünschenswerten nicht nachjagt.“²⁶

Gelten schon die Bemerkungen Brentanos nicht für den Chemiker, der sich sehr deutlich über die praktische Verwendbarkeit seiner „Untersuchungen des Seienden und seiner Existenzbedingungen“, etwa für medizinische Zwecke, äußern muß, so gelten sie natürlich erst recht nicht für den Volkswirtschaftler!

Brentano bestreitet dem Politökonomem zwar nicht das Recht, nach der von ihm gefundenen Wahrheit zu handeln, genauso wenig, wie es Max Weber tut – dann aber sei der Wissenschaftler zum Politiker geworden, nicht mehr Wissenschaftler. In einem Artikel über „Die Krisis der deutschen Wirtschaftswissenschaft“ führt er dazu aus, mit einem allgemeinen Bekenntnis zur Rolle und Aufgabe der Wissenschaft beginnend: „So viele meiner Kollegen mit diesen Ausführungen einverstanden waren, – es waren dies bei Weitem nicht alle – so bestand und besteht doch auch zwischen denen, welche meiner Kritik der deduktiven Methode zustimmten, und mir noch eine Meinungsverschiedenheit. Durch meine Ausführungen war das Vorkommen von

²⁵ „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“, a. a. O., S. 82.

²⁶ „Cosmopolis“, a. a. O., S. 254.

Gesetzmäßigkeiten im wirtschaftlichen Leben in keiner Weise bestritten; sie sollten nur induktiv, statt deduktiv festgestellt werden. Wie Roscher und Knies hielt ich an dem Bestehen nothwendiger Kausalzusammenhänge und von Entwicklungsgesetzen auf wirtschaftlichem Gebiete fest. Wie diese schwor ich zu dem Satze Baco's, daß Wissen und Können bei dem Menschen in Eins falle; daß man der Natur nur gebieten könne, indem man ihr gehorche; und daß, was die Beobachtung uns als Ursache erkennen lasse, für das praktische Handeln die Regel bilde. Mein Prinzip also ist Erkennen, um durch das Erkannte sowohl Ziele als auch Mittel zu ihrer Erreichung zu erlangen; und wie Baco sagt, daß auch die Politik, nach seiner Methode behandelt, eine Wissenschaft werden könne, so halte auch ich an der Möglichkeit einer Wissenschaft der Politik fest, ohne zu verkennen, daß die Nutzenanwendung ihrer Ergebnisse im einzelnen Falle – ebensowenig wie in anderen Wissenschaften – Sache der Theorie, sondern lediglich der praktischen, die konkreten Verhältnisse berücksichtigenden Kunst sein kann. Aber wie der Praktiker auf anderen Gebieten durch die Wissenschaft sowohl in Zielen als auch in Mitteln geleitet wird, so werde auch ich da, wo ich als Bürger politisch praktisch thätig werde, in meinem Handeln von dem Ergebnis meiner theoretischen Erkenntniß geleitet. Dies war und ist meine Auffassung.²⁷

Großartig so vieles an diesen Ausführungen – auch die Zuversicht, daß aus der Politik eine Wissenschaft werden könne. Und dann am Ende plötzlich der Abfall; [159] wenn Brentano aus seinen Erkenntnissen praktische Folgerungen zieht und sich entsprechend praktisch-politisch betätigt, dann tut er das als Bürger und nicht als Wissenschaftler, denn jede praktische Schlußfolgerung aus der Wissenschaft und eine entsprechende Betätigung sind „Kunst“, sind nicht mehr wissenschaftlich.

Eng mit dieser Stellung Brentanos zu Wissenschaft und Praxis hängt auch sein Kampf gegen die Wissenschaft als eine Lehre, „wie es sein soll“, zusammen. Ethik, Sein Sollendes haben nichts in der Wissenschaft zu suchen (– eine Haltung, die ihn auch in dieser Beziehung gegen den Sozialismus, dessen entscheidende Vertreter für ihn Rodbertus und Lassalle als Ökonomen sind, polemisieren läßt). So heißt es in dem Artikel über die Meinungsverschiedenheiten unter den Volkswirtschaftslehrern:

„Was tun die Gelehrten auf den anderen Gebieten der Wissenschaft?

Auf allen übrigen Gebieten des Wissens beschränken sie sich auf die Auslegung dessen, was ist. Sie konstatiren die in ihr Wissensgebiet fallenden Tatsachen; sie legen dar, wie diese Tatsachen geworden sind und warum sie so geworden sind. Also: sie sehen ihre Aufgabe lediglich in der Feststellung des Tatsächlichen und in der Darlegung des ursächlichen Zusammenhangs, der die Tatsachen verbindet. Keinem aber fällt ein, lehren zu wollen, wie die Dinge sein sollen. Eben deshalb aber ist ihre Disziplin wirklich Wissenschaft. Lehrten sie mehr, so wäre ihre Disziplin nicht mehr Wissenschaft, sondern ‚Techne‘ oder Kunst. Denn alle Wissenschaft beschäftigt sich nur mit dem Erkennen, nicht mit dem Handeln.

Anders in der heutigen Volkswirtschaftslehre, einschließlich der Finanzwirtschaft. Statt sich zu beschränken auf die Darlegung dessen, was ist, und des Causalzusammenhangs, der die Tatsachen verbindet, lehren Viele das, was sein soll. Statt einer Erkenntnislehre vom wirklichen Wirtschaftsleben der Völker geben sie eine Lehre von einer Volkswirtschaft nicht wie sie besteht, sondern wie sie sie herbeizuführen wünschen. So verschiedenartig die Interessen, die Vorurteile, die Ideale sind, so verschiedenartig gestalten sich begreiflicher Weise diese volkswirtschaftlichen Lehrgebäude und dem entsprechend auch jener oben berührte Verzicht der verschiedenen Volkswirtschaftler, daß Einer den Anderen überzeuge. Denn wo gäbe es eine zwingende Beweismethode, die gegenüber Wünschen, die sich auf das Seinsollende beziehen, zur Anwendung kommen könnte!

²⁷ „Die Nation“, a. a. O., Nr. 49, S. 739.

Es ist sehr bedauerlich, konstatieren zu müssen, daß dieses Hereinziehen des Seinsollenden in das Gebiet der Volkswirtschaftslehre und damit der hoffnungslose Verzicht auf Übereinstimmung in den beiden letzten Jahrzehnten eher zu- als abgenommen hat.“²⁸

Hier ist wohl die klarste Abgrenzung der Politischen Ökonomie vom Leben und Streben der Gesellschaft gegeben – von einem Wissenschaftler, der seine Autobiographie nennt: „Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands“ und sie insofern auch mit vollem Recht so genannt hat, als ein Großteil seines Lebens den Problemen der „sozialen Entwicklung“, vor allem der Besserung der Lage der Arbeiter, so wie er meinte, sie herbeiführen zu können, gewidmet war.

Ich glaube, daß eine Hauptursache für die unhaltbaren Ansichten Brentanos und [160] später Max Webers über die Aufgaben des Wissenschaftlers und der Wissenschaft darin besteht, daß sie Wissenschaft und Analyse identifizieren. Wie deutlich wird das auch wieder in dem soeben gegebenen Zitat, nach dem der ideale Wissenschaftler nichts anderes zu tun hat, als seine Aufgabe zu sehen „lediglich in der Feststellung des Tatsächlichen und in der Darlegung des ursächlichen Zusammenhangs, der die Tatsachen verbindet.“ Kein Wort etwa darüber, daß er auch über die Folgen des Festgestellten für die Gesellschaft und was zu tun sei, um sie zu verhindern oder fördern, etwas zu sagen hat!

5. Zum Problem des Ausgangspunkts

Für Brentano war die Wirtschaftswissenschaft in der Tat eine empirische Wissenschaft, die sich „auf die Feststellung des Tatsächlichen“ und des „ursächlichen Zusammenhangs“ zwischen den Tatsachen beschränkte.

Von der induktiven Methode machte Brentano wenig Gebrauch, da er kaum von den empirisch festgestellten Zusammenhängen zur Feststellung von größeren notwendigen Zusammenhängen und Gesetzen fortschritt.

Von Deduktionen hielt er sich ebenfalls möglichst fern, da sie ihm gefährlich schienen. Sie basierten seiner Ansicht nach zu oft auf Dogmatismus und Autoritätsglauben.

Viele der Probleme, die Brentano angeschnitten hat, sind von den Marxisten seit langem, zumeist schon durch Marx, Engels und Lenin, gelöst worden, einige auf die gleiche Weise wie sie auch Brentano befolgt hat.

Jedoch ergibt sich ein merkwürdiges Problem, das mir noch nicht genügend durchdacht erscheint, zumal es zumeist unbeachtet geblieben ist.

Gehen wir zunächst noch einmal von der ideologischen und methodologischen Situation unter den deutschen bürgerlichen Ökonomen aus, als Brentano mit seinen Studien über die Lage der Arbeiter und die Möglichkeiten ihrer Verbesserung begann. Er schildert sie so in seiner Autobiographie:

„Der Freihandel galt von den demokratischsten Organen bis zur Kreuzzeitung als die selbstverständliche, für alle Völker und Zeiten ewige Wahrheit. Bastiats Harmonies l'Économiques, von denen Treitschke schrieb: ‚Ist es nicht tief beschämend, daß dieser hochkomische Dithyrambus des Mammonpriestertums in Deutschland Bewunderer gefunden hat und noch findet *‘, waren Trumpf. Fabrikgesetzgebung galt als eine empörende Preisgebung der staatsbürgerlichen Freiheit an die Polizeiwillkür des absoluten Regiments. Gewerkvereine ** galten als Rückkehr zum Zunftwesen, verbunden mit verbrecherischer Brutalität. Und stellten irgendwo Arbeiter die Arbeit ein, um höhere Löhne zu erzielen oder eine Lohnherabsetzung abzuwehren, so führte man

²⁸ „Cosmopolis“, a. a. O., S. 245 f.

* H. v. Treitschke, Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Berlin 1874. S. 492.

** D. h. Gewerkschaften – J. K.

an der Hand der Lohnfondtheorie aus, daß dies mit der Natur der Dinge im Widerspruch sei. Hatte doch selbst Lassalle die englischen Streiks als die ver-[161]geblichen Anstrengungen der Ware Arbeit, sich als Mensch zu gebärden, erklärt! So war der Arbeiter von Freund und Feind als durch die bestehende Gesellschaftsordnung von jedweder Steigerung seines Anteils an der Kultur naturgesetzlich ausgeschlossen erklärt worden, und was war begreiflicher, als daß er sagte: Da die Gesellschaftsordnung gegen mich ist, bin ich gegen die Gesellschaftsordnung, und daß er sich in Scharen denen zuwandte, die ihn zum Sturmloch gegen diese Gesellschaftsordnung aufforderten.

Aber während die Lehre Bastiats Parlament und Presse beherrschte, war auf den deutschen Universitäten eine neue Generation herangereift, die sie ablehnte. Sie stand wesentlich auf den Schultern von Roscher, Knies und Hildebrand. Allein in die Öffentlichkeit war deren grundverschiedene Anschauungsweise bis dahin wenig getreten ... Unter den damaligen Jüngsten nun waren die Keime einer die überlieferte Lehre weit ablehnenden Auffassung aufgegangen. Ihnen allen gemeinsam war, daß sie den absoluten Lösungen der Lehre Bastiats feindlich gegenüberstanden. Dazu hatte sie schon Roschers Lehrbuch erzogen. Außerdem aber waren sie sämtlich durch die Schule des Statistikers Engel gegangen, und dieser hatte sie nicht bloß mit seinem warmen Interesse für die arbeitenden Klassen erfüllt, seine statistische Methode hatte sie alle auch zu dem Prinzip bekehrt, das Bacon in seinem Neuen Organon ausspricht: „Zwei Wege zur Erforschung und Entdeckung der Wahrheit sind möglich. Auf dem einen fliegt man von den Sinnen und dem Einzelnen gleich zu den allgemeinen Sätzen hinauf und bildet und ermittelt aus diesen obersten Sätzen, als der unerschütterlichen Wahrheit, die mittleren Sätze. Dieser Weg ist jetzt im Gebrauch. Der Zweite zieht aus dem Sinnlichen und Einzelnen Sätze, steigt stetig und allmählich in die Höhe und gelangt erst zuletzt zu dem Allgemeinsten. Dies ist der wahre, aber unbetretene Weg.“²⁹

Es handelt sich tatsächlich um eine methodologische Wendung unter den deutschen bürgerlichen Ökonomen, die Marx und Engels kurz vor ihnen vollzogen hatten: um die Wiedereinführung der historischen und empirischen Methode, die immer dann geschieht, wenn, nachdem genau diese Methode wie bei den Physiokraten und Adam Smith zum Aufbau eines Gedanken- und Gesetzessystems geführt hatte, von den Schülern daraufhin – und seien sie auch so groß und genial wie Ricardo – eine Zeitlang vor allem deduktive Schlüsse gezogen worden waren. Darum kann sich auch Marx über den ahistorischen Sinn von Ricardo lustig machen: „Im übrigen betrachtet Ricardo die bürgerliche Form der Arbeit als die ewige Naturform der gesellschaftlichen Arbeit. Den Urfischer und den Urjäger läßt er sofort als Warenbesitzer Fisch und Wild austauschen, im Verhältnis der in diesen Tauschwerten vergegenständlichten Arbeitszeit. Bei dieser Gelegenheit fällt er in den Anachronismus, daß Urfischer und Urjäger zur Berechnung ihrer Arbeitsinstrumente die 1817 auf der Londoner Börse gangbaren Annuitätentabellen zu Rate ziehen.“³⁰ Darum entdeckt wohl Ricardo, der doch so erfolgreiche praktische Börsenspekulant, der so ausgezeichnete Beobachter seiner Gegenwart auf Grund des theoretischen Systems von Adam Smith, [162] der so glänzende Logiker innerhalb des Systems von Adam Smith, die von Smith natürlich noch nicht beobachteten Maschinen erst für die dritte Auflage (1821) seines 1817 erschienenen Hauptwerkes, den Principles of Political Economy and Taxation, als ein beachtenswertes Phänomen.

Man muß überlegen, ob wir in der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften solchen Trendwechsel von der mehr deduktiv arbeitenden zur historischen Methodologie genügend beachtet haben.

Für Brentano erschien also die empirische und historische Methode als die gegebene. Er schreibt in der Autobiographie: „Für mich war dementsprechend die Methode gegeben, mit der ich an die

²⁹ Mein Leben, S. 73

³⁰ Marx/Engels, Werke, Bd. 13, Berlin 1961, S. 46.

Behandlung wirtschaftlicher Fragen herantrat. Die Beobachtung der Einzelvorgänge zeigte, daß die Menschen auf dem Gebiete des Handels, des Geld- und Bankwesens, von dem Streben nach dem größtmöglichen Gewinn geleitet werden. Hier also war es angebracht, der Methode der klassischen Nationalökonomie getreu aus diesem Streben die mittleren Sätze abzuleiten. Anders auf dem Gebiete der Arbeiterfrage. Hier hatte das Ausgehen von dem nach dem größten Gewinn strebenden Menschen in den Besitzenden die Vorstellung befestigt, daß die ihnen vorteilhafte Güterverteilung die zugleich gerechteste sei, andererseits hatte es die arbeitenden Klassen in den Verzweiflungskampf gegen die Kulturentwicklung getrieben. Während die herrschende Lehre als ein Panegyricus* auf die Satten erschien, empfand man es als das dringende Bedürfnis, das Wirtschaftsleben auch vom Standpunkt der Hungernden wissenschaftlich zu durchforschen. Dabei erschienen die Folgerungen aus Bedingungen, die in Wirklichkeit nicht zutrafen, als ein jeu d'esprit [Denkspiel], das als Geistesgymnastik ganz interessant sein konnte, angesichts des Notstands der arbeitenden Klassen aber völlig versagte. An die Stelle davon trat daher die historische und statistische Durchforschung der Verhältnisse der Arbeiter, die Untersuchung des Wirkens ihrer Organisationen und der zu ihren Gunsten wirksamen Arbeiterschutzgesetzgebung. Also im Ausgangspunkt der Betrachtung wie in Methode ein der herrschenden Lehre diametral entgegengesetzter Standpunkt! Und wenn man dabei mit der herrschenden Lehre anerkannte, daß sozialpolitisch nur möglich ist, was wirtschaftlich möglich ist, so war doch auch das Ergebnis, daß wirtschaftspolitisch nur möglich ist, was sozial möglich ist. Denn Ausgangs- und Endpunkt der Wirtschaft, das war die Meinung, sind nicht die Güter, sondern der Mensch. Die Wirtschaft ist nicht Selbstzweck, sondern hat nur die Aufgabe, dem Menschen die Mittel zu liefern, die ihm unentbehrlich sind, um seine Anlagen und Kräfte zur Entfaltung zu bringen. Auch der Arbeiter ist ein Mensch. Auch er hat die Aufgabe, seine Fähigkeiten möglichst zu entwickeln. Aber er bedarf dazu der Güter und der Muße. Wurde den Forderungen, die man dementsprechend erhob, widersprochen, weil sie mit volkswirtschaftlichen Naturgesetzen im Widerspruch ständen, so erwiderte man, daß die Natur, wo immer es ihr allein überlassen wird, Unordnungen zu beseitigen und notwendige Fortschritte herbeizuführen, grausam ist, Kräfte verschwendend und zerstörend in ihrem Schalten. Es könne deshalb nicht Aufgabe des Menschen sein, alles dem Wirken der Natur zu überlassen und sich – ganz abgesehen von dem Eingreifen, welches der Natur der Dinge widerspricht – auch jeglichen berechneten Wirkens in Benutzung der Naturgesetze zur Herbeiführung [163] besserer Zustände zu enthalten. Ihr aber, so rief man den Gegnern zu, seid wie die Wilden gegenüber dem Blitzstrahl. Auch der Blitzstrahl trifft, wo er einschlägt, kraft Naturgesetz. Während aber der zivilisierte Mensch sich dieses Naturgesetzes bedient, um den Blitzstrahl mittels eines Blitzableiters unschädlich zu machen, wartet ihr, bis der Blitzstrahl eure Hütte in Brand steckt, und dann werft ihr euch gleich dem Wilden vor dem Donnergott auf die Knie und betet ihn an: nur daß euer Donnergott Naturgesetz heißt. Denn mit dem Aussprechen dieses Wortes erachtet ihr eure ganze Aufgabe im sozialpolitischen Leben für erfüllt. Wir aber sind der Meinung, man habe sich der Naturgesetze zu bedienen, um unter Ersparnis von Schmerz und Erbitterung die Entwicklung ihrem natürlichen Ziele entgegenzuführen.“³¹

Was war nun das Resultat dieses Herangehens an die Untersuchung der Lage der Arbeiter und der Möglichkeiten ihrer Verbesserung?

In seiner schon zitierten Schrift über die klassische Politische Ökonomie schildert Brentano zunächst, daß nach dieser der Lohn nicht steigen könne, daß er, mit Schwankungen natürlich, auf das Lebensminimum fixiert sei.

Und dann fährt er fort: „Es ist unglaublich, welche Verwüstungen diese Theorie angerichtet hat! Die Socialdemokraten haben vollständig Recht, wenn sie die Lehren und Forderungen von Rodbertus und Marx als ihre allein folgerichtige Ausbildung hinstellen, und es ist in dieser Beziehung

* Lobschriften auf einen Herrscher oder ein Herrschergeschlecht.

³¹ Mein Leben, S. 74 f.

bemerkenswerth, daß in den kürzlich veröffentlichten Briefen Ricardo's an Malthus sich Vorahnungen dieser Forderungen finden. Aber auch nach der entgegengesetzten Richtung wurden diese Lehren nutzbar gemacht. Noch in den sechziger, ja bis in die siebziger Jahre wurde in England und Deutschland in Aufsätzen und Zeitungsartikeln unter Berufung auf die ewigen Gesetze der Volkswirtschaft den Arbeitercoalitionen die Unmöglichkeit von Lohnsteigerungen außer auf Kosten einer anderen Klasse von Arbeitern dargelegt, und in beiden Ländern haben die daran geknüpften Mahnungen, die Arbeiter möchten im Namen der von ihnen proklamirten Brüderlichkeit von Lohnsteigerungen absehen, nicht wenig zur Mehrung der Erbitterung beigetragen.“

Darauf die Frage: „Und wie verhält es sich in der Wirklichkeit?“

Und die Antwort:

„Vor Allem fand ich den Arbeiter weit verschieden von dem Waarenspekulanten, als welchen die klassische Nationalökonomie ihn voraussetzt. Nirgends gaben Erwägungen über das Verhältniß von Angebot und Nachfrage in diesem oder jenem Gewerbe bei der ersten Berufswahl den Ausschlag ... So fand ich z. B. den armen Handweber seine Kinder um so frühzeitiger zu seinem eigenen Gewerbe anlernen, je mehr sein Gewerbe zurückging, während die bessere Conjunction ihm ermöglichte, sie ein besseres Gewerbe erlernen zu lassen. Der kleine Knabe, der seit dem zartesten Alter in der Seidenweberei beschäftigt war, wird aber als Mann nicht etwa Landarbeiter, wenn der Ackerbau aufblüht und die Seidenweberei zurückgeht ...

Ueberhaupt fand ich nicht die von der klassischen Nationalökonomie vorausgesetzte einheitliche Arbeiterklasse. Jedes Gewerbe hat seine besondere; und statt der [164] Berufswechsel je nach dem jeweiligen Stande der Löhne finden sich, im alten Europa wenigstens, solche nur innerhalb mäßiger Grenzen und zwar auch dann nur unter dem Druck schwerer gewerblicher Stockungen. Dem entsprechend in der Wirklichkeit auch keine Ausgleichung der Lohnsätze in der Art und Weise, wie die klassische Nationalökonomie sie voraussetzt ... Jene absolute Concurrency zusammenhangsloser individueller Arbeiter fand ich dagegen nur bei ganz geschichtslosen Arbeiterklassen auf der Stufe ärgster wirtschaftlicher Verwahrlosung, wie z. B. bei jenen Unglücklichen, die sich um die Hafenthore im Ostende von London drängen.

Dem entsprechend fand ich nur unter diesen und analogen Verhältnissen die Arbeiter auf jenes äußerste Minimum der Lebensnothdurft beschränkt, um welches nach der klassischen Nationalökonomie der Lohnsatz allzeit herumtanzt. Dagegen fand ich, daß dem von dieser zwar erwähnten aber so folgelos gelassenen Momente des ‚Landesüblichen und Zeitgemäßen‘ der Lebenshaltung die Bedeutung zukam, Alles zu beseitigen, was in dem sog. ehernen Lohngesetz bisher als grausam erschien. Denn jenes ‚Landesübliche und Zeitgemäße‘ ist selbstverständlich nichts Absolutes, sondern etwas Historisches. Jede Lohnerhöhung und jede Verkürzung der Arbeitszeit, welche von den organisirten Arbeitern durchgesetzt wird und einige Dauer hat, führt zu seiner Erhöhung, d. h. also zu einer gesitteteren Lebenshaltung und zu einem steigenden Antheil der Arbeiter an der fortschreitenden Productivität ihrer Arbeit. Es ist also völlig irrig, wenn Lassalle alle Versuche, auf Grundlage der bestehenden Ordnung die Lage der Arbeiter zu heben, mit Rücksicht auf das ehernerne Lohngesetz als illusorisch verhöhnt, wenn er z. B. von den Consumvereinen sagt, daß sie nur zu Lohnherabsetzungen entsprechend den gemachten Ersparnissen den Anlaß gäben.“

Faktisch haben nun Lohnsteigerungen stattgefunden. Warum? „Die Möglichkeit solcher Lohnsteigerungen aber erklärt sich daraus, daß den andrängenden Arbeitern eben nicht das ‚Kapital‘ gegenüberstand, das, in seiner Größe durch ein unabänderliches Fatum festgestellt, unter die vorhandene Menge vertheilt wurde, sondern eine Anzahl von Arbeitgebern, welche, so lange sie nur Aussicht auf Gewinn hatten, die Größe der Kapitalien, welche sie auf die Lohnzahlung verwandten, nach der Nothwendigkeit, größere oder geringere Löhne zu zahlen bemaßen.“³²

³² L. Brentano, Die klassische Nationalökonomie, a. a. O., S. 9-13.

Niemand wird bestreiten, daß der Bourgeois und Wissenschaftler Brentano sich wirklich größte Mühe zu genauer, ehrlicher und voraussetzungsloser Beobachtung gegeben hat.

Ausgehend von völlig zutreffenden Feststellungen über die Lohntheorien der klassischen bürgerlichen Politischen Ökonomie und auch Lassalles, der sich auf sie stützt, gibt Brentano auch den Arbeitern recht, daß sie daraus die entsprechenden Folgerungen ziehen. Wenn er aber meint, daß Marx die gleiche Auffassung wie die bürgerlichen Klassiker, wie Lassalle und Rodbertus, gehabt hätte, hat er natürlich Unrecht. Marx hat nie das sogenannte „eherne Lohngesetz“ anerkannt, nach dem die Löhne nicht steigen könnten.

Sobald Brentano nun die Wirklichkeit betrachtet – und er betrachtet sie im Einzelnen sehr genau und ohne Scheuklappen vor den grausamsten Details der Lage der [165] Arbeiter –, scheidet er. Vor lauter genauer Betrachtung lösen sich ihm Kapitalisten und Arbeiter in lauter Einzelgestalten bzw. Einzelschichten auf, die sozialen Gebilde werden atomisiert und er verliert den Blick für das Ganze, für die großen Kräfte und die großen Bewegungen.

Daß er dabei trotzdem eine ganze Reihe kluger Beobachtungen macht, etwa über die der Konkurrenz unter den Arbeitern entgegenstehenden Faktoren, wie die Familientradition, eine gewisse geographische Immobilität unter den Arbeitern usw. ist natürlich positiv zu werten.

Auch findet er trotz allen Aufgehens in Einzelheiten, trotz der Tatsache, daß sich ihm die Begriffe Arbeiter und Kapital so zersetzen, daß er das Wort Kapital in Anführungsstriche setzt, zu einigen allgemeinen Beobachtungen über die Arbeiterklasse und die Klasse der Kapitalisten zurück und stellt fest, daß die Löhne unter dem Kapitalismus durchaus steigen können.

Diese Feststellung ist natürlich richtig. Wenn Brentano Marx ein wenig gründlicher gelesen hätte, dann hätte er viele seiner Beobachtungen durch Marx bestätigt gefunden – zum Beispiel seine Ausführungen über das moralische oder gesellschaftliche Element in der Lebenshaltung.

Wenn Brentano schreibt: „Dagegen fand ich, daß dem von dieser (der klassischen Politischen Ökonomie der Bourgeoisie – J. K.) zwar erwähnten aber so folgelos gelassenen Momente des ‚Landesüblichen und Zeitgemäßen‘ der Lebenshaltung die Bedeutung zukam, Alles zu beseitigen, was in dem sog. ehernen Lohngesetz bisher als grausam erschien. Denn jenes ‚Landesübliche und Zeitgemäße‘ ist selbstverständlich nichts Absolutes, sondern etwas Historisches.“ – so bemerkt Marx zu dem gleichen Phänomen: „Die natürlichen Bedürfnisse selbst, wie Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung usw. sind verschieden je nach den klimatischen und andren natürlichen Eigentümlichkeiten eines Landes. Andererseits ist der Umfang sog. notwendiger Bedürfnisse, wie die Art ihrer Befriedigung, selbst ein historisches Produkt und hängt daher grobenteils von der Kulturstufe eines Landes, unter andrem auch wesentlich davon ab, unter welchen Bedingungen, und daher mit welchen Gewohnheiten und Lebensansprüchen die Klasse der freien Arbeiter sich gebildet hat. Im Gegensatz zu den andren Waren enthält also die Wertbestimmung der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element. Für ein bestimmtes Land, zu einer bestimmten Periode jedoch, ist der Durchschnitts-Umkreis der notwendigen Lebensmittel gegeben.“³³

Wenn Brentano aber dann die Schlußfolgerung zieht: „Jede Lohnerhöhung und jede Verkürzung der Arbeitszeit, welche von den organisirten Arbeitern durchgesetzt wird und einige Dauer hat, führt zu seiner Erhöhung, d. h. also zu einer gesitteteren Lebenshaltung und zu einem steigenden Antheil der Arbeiter an der fortschreitenden Productivität ihrer Arbeit“, so macht er gleich eine ganze Reihe von Fehlern. Er identifiziert Lohnsteigerung und „gesittetere Lebenshaltung“ und noch viel erstaunlicher für einen statistisch gebildeten Politökonom: er meint, eine Lohnerhöhung führt auch automatisch zu einem steigenden Anteil der Arbeiter an der fortschreitenden [166] Produktivität, d. h. Brentano verwechselt eine Erhöhung der Reallöhne und

³³ K. Marx, Das Kapital. Bd. I, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, S. 185.

eine Steigerung der Relativlöhne, die sich bekanntlich im Reproduktionszyklus genau entgegengesetzt bewegen: während des Aufstiegs pflegen die Reallöhne zu steigen und die Relativlöhne zu sinken, während der Krise sinken die Reallöhne und steigen die Relativlöhne.³⁴ Niemals aber steigen, im Gegensatz zu den Reallöhnen, die Relativlöhne von einem Zyklusdurchschnitt zum anderen.

Ganz falsch ist natürlich auch die Identifizierung von Steigerung der Reallöhne und Verbesserung der Lebenshaltung. Marx hat niemals eine solche Identifizierung vorgenommen – allerdings haben viele Marxisten in dem Jahrzehnt nach dem zweiten Weltkrieg eine solche Identifizierung, genau wie Brentano, vorgenommen. Ihre Argumentation war ein ebenso gutes Argument gegen primitive Deduktion wie Brentanos Argumentation ein gutes Argument gegen primitive Induktion oder richtiger gegen Empirismus ist.

Brentano argumentiert im Grunde: Die Reallöhne steigen seit Jahrzehnten (richtige Tatsache), also verbessert sich die Lage der Arbeiter (falsche Folgerung).

Viele Marxisten in dem Jahrzehnt nach 1945 argumentierten: Nach der Theorie der absoluten Verelendung verschlechtert sich die Lage der Arbeiter (richtige Theorie), also sind die Reallohnstatistiken falsch (unrichtige Folgerung).

Und damit kommen wir zu einer ganz außerordentlich interessanten Problematik. Primitive Induktion ist natürlich ebenso abzulehnen wie primitive Deduktion. Sind aber Induktion und Deduktion alternative Methoden in den Gesellschaftswissenschaften? um hier nur von diesen zu sprechen.

Behandeln wir die Frage hier nur für konsequente marxistische Wissenschaftler, das heißt für solche, die an den Grunderkenntnissen des Marxismus eisern festhalten, das heißt solchen Marxisten, die nicht nur zeitweise erklären, daß die Gesetze objektiv wirken, die nicht zeitweise erklären, daß die Bedeutung des subjektiven Faktors im Sozialismus ständig oder gar noch beschleunigt wächst, die sich nicht scheuen, sich über Widersprüche und Meinungsverschiedenheiten (als Basis des Meinungsstreits) zu freuen, da Dialektik für sie keine Phrase ist. Das ist der eine Ausgangspunkt.

Der andere Ausgangspunkt ist der folgende: Jeder Marxist hat die Pflicht, wenn er an die Analyse eines gesellschaftlichen Phänomens oder Prozesses geht, streng die Tatsachen zu untersuchen, ohne jede theoretische Voreingenommenheit, alle marxistischen Theorien zu vergessen – aber selbstverständlich sich der marxistischen Methodologie bedienend, genau so, wie es Lenin verlangt hat, als er formulierte:

„Die Marxisten entlehnen der Marxschen Theorie vorbehaltlos nur die wertvollen Methoden, ohne die eine Aufhellung der gesellschaftlichen Verhältnisse unmöglich ist, und sehen folglich das Kriterium für ihre Beurteilung dieser Verhältnisse keineswegs in abstrakten Schemata und ähnlichen Unsinn, sondern darin, ob diese Beurteilung richtig ist und mit der Wirklichkeit übereinstimmt.“³⁵ Vorbehaltlos, unbefangen, wie es auch Marx verlangt hat, gilt es die Tatsachen zu untersuchen.

[167] Was aber die marxistische Methodologie betrifft, so ist sie natürlich in hohem Maße klassenneutral, da sie ja nur die Vollendung der Methoden darstellt, die von allem Anfang an von schöpferischen Wissenschaftlern angewandt worden waren. Andernfalls hätten diese Wissenschaftler ja nicht zu wissenschaftlichen Resultaten kommen können, denn die Methodologie des Marxismus ist die einzige, die zu wissenschaftlichen Resultaten führen kann. Bei den Naturwissenschaften scheint das selbstverständlich. Wir wissen, daß in der Sklavenhaltergesellschaft, in

³⁴ Vgl. dazu J. Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 36, Berlin 1968, S. 101 ff.

³⁵ W. I. Lenin, Werke, Bd. 1, Berlin 1961, S. 189.

der feudalen und in der kapitalistischen Gesellschaft bedeutende naturwissenschaftliche Fortschritte – natürlich nur durch rohe bzw. teilweise Anwendung der Methodologie des dialektischen Materialismus ... wie denn sonst? – gemacht worden sind, und zwar von Wissenschaftlern aus vielerlei Klassen und Schichten. Bei den Gesellschaftswissenschaften ist das aber auch der Fall. Oder will jemand leugnen, daß die Geschichte der letzten 2500 Jahre auch bedeutsame Erkenntnisse auf dem Gebiete der Gesellschaftswissenschaften (etwa der Rechtswissenschaft oder der Staatsverwaltungswissenschaft) gebracht hat – und wie hätten diese Erkenntnisse erungen werden können, wenn nicht die Methodologie des historischen Materialismus zumindest in Elementen angewandt worden wäre! oder kennt jemand eine andere, ebenso gute Methodologie der Erfassung der gesellschaftlichen Realität?

Nun ist natürlich kein marxistischer Gesellschaftswissenschaftler geneigt, vorbehaltlos an eine wissenschaftliche Untersuchung zu gehen. Schon die Frage, ob sich eine solche Untersuchung lohnt, wie er zu arbeiten anfangen soll, werden natürlich von der Weltanschauung und zahlreichen Einzeltheorien des Marxismus bestimmt. Das heißt, im Grunde beginnt die wissenschaftliche Tatsachenuntersuchung mit einer gewissen Konzeption und damit auch mit einer Abstraktion, mit Deduktionen.

All das ist selbstverständlich und auch nicht gefährlich, denn irgendwie muß man ja anfangen ... wenn der Wissenschaftler bereit ist, diese Anfangskonzeption, diese Anfangsdeduktionen, diese Vorüberlegungen, die auf bekannten marxistischen Theorien beruhen, als Anfangshypothesen anzusehen, die er sobald wie möglich vergessen muß, um sich ganz dem vorbehaltlosen unvoreingenommenen Studium der Tatsachen, der konkreten Realität zu widmen.

Ist aber die Analyse beendet, geht der Wissenschaftler zur Synthese und zu den Schlußfolgerungen über, dann beginnt ein völlig neuer Arbeitsprozeß für den marxistischen Gesellschaftswissenschaftler, in dem auch die anfänglichen Deduktionen und die Gesamtheit der marxistischen Theorien eine völlig neue Bedeutung gewinnen. Jetzt gilt es nämlich für ihn, die Resultate der Analyse mit seinen Anfangshypothesen, ja mit allen Theorien des Marxismus-Leninismus, soweit sie Bezug auf seine Untersuchung haben, zu vergleichen.

Hat man kein solches Bezugssystem wie wir Marxisten, ist man ein reiner Empiriker wie Brentano, dann ist man leicht der Gefahr unüberlegter Schlußfolgerungen ausgesetzt. Eine solche unüberlegte Schlußfolgerung beging Brentano, als er aus steigenden Reallöhnen auf eine steigende Lebenshaltung im Sinne einer „sozialen“ Verbesserung der Verhältnisse der Arbeiterklasse schloß. Genau diese faktische Lohnsteigerung über längere Zeit hinweg, die von Marx nur theoretisch ins Auge gefaßt werden konnte, da keine genügenden Statistiken vorlagen, die aber gegen Ende des [168] 19. Jahrhunderts offenbar geworden war, war auch die „statistische Basis“ für Bernsteins Revisionismus. Er schloß nämlich aus den Reallohnsteigerungen auf den „Irrtum der Marxschen Verelendungstheorie.

Wie aber geht ein Marxist vor? Ich nehme ein Beispiel aus meiner eigenen Arbeit. Die ersten vergleichenden langfristigen Statistiken von Reallöhnen in den führenden kapitalistischen Ländern machte ich Anfang der dreißiger Jahre. Ich stellte fest, daß in der Tat in allen führenden kapitalistischen Ländern die Reallöhne von etwa der Mitte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, bis zum ersten Weltkrieg, ja teilweise bis 1929 eine steigende Tendenz hatten. Resultat einer empirischen Untersuchung.

Daraufhin überprüfte ich das Resultat an der Marxschen Lohntheorie und untersuchte die Entwicklung des Wertes der Ware Arbeitskraft bzw. der Ausnutzung der Arbeitskraft durch den Kapitalisten. Resultat: „Die wirklich große Hergabe zusätzlicher Arbeitskraft im Sinne von soviel mehr aus dem Arbeiter herauszupumpen, daß wirklich wesentlich mehr wieder in ihn eingepumpt werden muß – das ist erst eine Erscheinung des zweiten Stadiums des Kapitalismus, in dem die Unternehmer fortgesetzt über Methoden sinnen, wie sie die Arbeitsintensität weiter steigern könnten. In diesem ihrem Sinnen waren sie so erfolgreich, da der technische Fortschritt

es ihnen ermöglichte, die Arbeiter immer mehr an immer schneller laufende Maschinen zu binden – einen Höhepunkt dieser Entwicklung stellt dann die Arbeit am Fließband dar, die eine bis ins letzte gehende Regulierung der Intensität der Arbeit erlaubt, da der Arbeiter nun wirklich unauflöslich an das Fließband gefesselt ist. Indem nun auf diese Weise mehr aus dem Arbeiter herausgeholt wird, wächst der Wert der Ware Arbeitskraft gegenüber anderen Waren, da ja mehr in den Arbeiter hineingepumpt werden muß, um seine Arbeitskraft wiederherzustellen. Diese Gedankengänge sind von der marxistischen Literatur nach dem Tode von Marx und Engels zunächst so gut wie völlig vernachlässigt worden. Sie enthalten natürlich ganz klar die Antwort an die Revisionisten und Reformisten, die durch Statistiken steigender Reallöhne beweisen wollten, daß es den Arbeitern besser ginge. Marx hat sich mit dieser Frage ausführlich sowohl im ‚Kapital‘ als auch in seiner Schrift über ‚Lohn, Preis und Profit‘ beschäftigt. Zitieren wir zunächst aus der letzteren: ‚Selbst bei gegebenen Grenzen des Arbeitstages, wie sie jetzt in allen den Fabrikgesetzen unterworfenen Industriezweigen existieren, kann eine Lohnsteigerung notwendig werden, schon um den alten Normalwert der Arbeit aufrechtzuerhalten. Durch Erhöhung der Intensität der Arbeit mag ein Mann dazu gebracht werden, in einer Stunde soviel Lebenskraft zu verausgaben wie früher in zwei. Dies ist in den Geschäftszweigen, die der Fabrikgesetzgebung unterworfen wurden, bis zu einem gewissen Grade geschehn durch beschleunigten Lauf der Maschinerie und Vermehrung der Zahl der Arbeitsmaschinen, die ein einzelner nun zu überwachen hat. Wenn die Zunahme der Arbeitsintensität oder der in einer Stunde verausgabten Arbeitsmasse der Verkürzung des Arbeitstages einigermaßen angemessen ist, so wird der Arbeiter noch im Vorteil sein. Wird diese Grenze überschritten, so verliert er in der einen Form, was er in der andern gewonnen, und 10 Arbeitsstunden können dann ebenso ruinierend werden wie früher 12 Stunden. Tritt der Arbeiter dieser Tendenz des Kapitals entgegen, indem er für eine der steigenden Arbeitsintensität entsprechende [169] Lohnsteigerung kämpft, so widersetzt er sich nur der Entwertung seiner Arbeit und der Schwächung seines Nachwuchses.‘*

Es ist traurig festzustellen, daß das Argument der steigenden Arbeitsintensität im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und noch bis in die Jahre des 20., die dem Ersten Weltkrieg vorangingen, in der Arbeiterbewegung, insbesondere in der Gewerkschaftsbewegung, nur eine geringe Rolle gespielt hat und somit auch die Arbeiterklasse den falschen Argumenten und Irrlehren, die sich an die unbestreitbare Tatsache steigender Reallöhne knüpften, ausgesetzt wurde. Erst Lenin hat die ungeheure Bedeutung, die die Intensivierung des Arbeitsprozesses für die Verelendung der Arbeiter hat, wieder in aller Klarheit hervorgehoben.

Bei diesem Prozeß handelt es sich im Grunde um zwei Vorgänge. Der eine wird von Marx wie folgt geschildert: ‚Diese Zusammenpressung einer größten Masse Arbeit in eine gegebne Zeitperiode zählt jetzt als was sie ist, als größtes Arbeitsquantum. Neben das Maß der Arbeitszeit als ›ausgedehnter Größe‹ tritt jetzt das Maß ihres Verdichtungsgrads. Die intensivere Stunde des zehnstündigen Arbeitstags enthält jetzt soviel mehr Arbeit, das heißt verausgabte Arbeitskraft, als die porösere Stunde des zwölfstündigen Arbeitstages.‘** Diese Form der Intensivierung kann ausgeglichen werden durch eine Steigerung der Realstundenlöhne. Bei verkürzter Arbeitszeit pro Tag bleiben die Realtageslöhne gleich, und die Realstundenlöhne steigen, so daß der Arbeiter pro Tag die gleiche Menge Lebensmittel kaufen kann wie zuvor. Die Arbeitskraft wird in kürzerer Zeit erschöpft, aber da die Gesamtarbeitskraft, die am Tage ausgegeben wird, sich gleichbleibt, nur in kürzerer Zeit ausgegeben wird, bleiben sich die Reproduktionskosten der Ware Arbeitskraft etwa gleich, und der gleiche Tagesreallohn (bei gestiegenem Stundenreallohn) genügt zu ihrer Reproduktion.

Doch geht neben diesem Prozeß noch ein zweiter einher, der im Laufe der Zeit von immer größerer Bedeutung wird, und den Marx wie folgt schildert: ‚Es unterliegt nicht dem geringsten

* K. Marx, Lohn, Preis und Profit. In: Marx/Engels, Werke, Bd. 16, Berlin 1962, S. 145.

** In: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, a. a. O., S. 432 f.

Zweifel, daß die Tendenz des Kapitals, sobald ihm Verlängerung des Arbeitstags ein für allemal durch das Gesetz abgeschnitten ist, sich durch systematische Steigerung des Intensitätsgrads der Arbeit gütlich zu tun und jede Verbesserung der Maschinerie in ein Mittel zu größter Aussaugung der Arbeitskraft zu verkehren ...“* Das heißt, die Kapitalisten begnügen sich nicht damit, nur den verkürzten Arbeitstag eben entsprechend der Verkürzung dichter, weniger porös, intensiver zu gestalten, sondern sie versuchen, ihn noch über das Ausmaß der Verkürzung hinaus zu intensivieren. Ein solcher Vorgang erfordert zur Reproduktion der Arbeitskraft nicht nur steigende Stundenreallöhne bei stabilen Tageslöhnen, sondern steigende Tagesreallöhne, um die Arbeitskraft zu reproduzieren. Es ist recht eigentlich dieser letztere Vorgang, der die Entwicklung in den letzten hundert Jahren kennzeichnet und der uns mit Recht diese Zeit als die der intensiven Ausbeutungsmethoden charakterisieren läßt, im Gegensatz zu der Frühzeit des industriellen Ka-[170]pitalismus, in der natürlich auch intensive Produktions- und Ausbeutungsmethoden angewandt wurden, aber doch die extensiven eine wichtigere Rolle spielten.“³⁶

Für die Geschichte der Gesellschaftswissenschaften ist das immer erneute Vergessen der Beziehung von Reallohn und Ausmaß der Ausnutzung der Ware Arbeitskraft interessant. Wir haben die grundlegenden Ausführungen von Marx – und dann den Revisionismus. Wir haben die Erinnerung von Lenin an die Rolle der Intensität der Arbeit und dann nach 1945 die primitive Leugnung von Reallohnsteigerungen, „um Marx zu retten“.

Viel wichtiger aber sind die Lehren für den Forschungsprozeß. Sobald der analytische Prozeß einer gesellschaftswissenschaftlichen Erscheinung beendet ist, gilt es, das Resultat zum entsprechenden Theoriesystem des Marxismus-Leninismus in Beziehung zu setzen. Das heißt, wir kehren zur Deduktion, mit der wir als Hypothese vor der gründlichen Analyse begonnen haben, zurück. Wir gehen vom Abstrakten von der Theorie aus und untersuchen, wie und ob überhaupt die Resultate der Analyse in die Theorie passen.

In vielen Fällen werden sie sofort als in die Theorie passend befunden werden.

Passen sie aber nicht sofort in die Theorie, dann sollte man – wie ich es zu Beginn meiner diesbetreffenden Untersuchungen vor vielen Jahrzehnten tun mußte – zuerst einmal untersuchen, ob man die Theorie auch wirklich genau kennt und in allen ihren Gedankengängen verstanden hat. Wie oft ist es mir jedenfalls dabei passiert, daß ich eine Reihe von Überlegungen und Bemerkungen von Marx, Engels oder Lenin erst jetzt, wo ich von meiner Tatsachenanalyse ausging, beachtete und in ihrer Bedeutung verstand. Dabei kann es auch sehr wohl sein, daß das, was Marx damals nur eine Nebenbemerkung wert war, da das entsprechende Phänomen noch keine große Rolle spielte oder es sich noch nicht präzis fassen ließ, jetzt erst durch die eigene Untersuchung seine große Bedeutung erhält. Beispiel: Erst dadurch, daß ich Lohndaten für einen Großteil des 19. Jahrhunderts vor mir hatte, konnte ich den industriellen Kapitalismus des 18. und 19. Jahrhunderts in zwei Etappen einteilen: Die erste Etappe umfaßt die Zeit der ständigen Verlängerung des Arbeitstages und der sinkenden Reallöhne; ich nannte sie die Etappe des vornehmlich extensiv ausbeutenden Kapitalismus. Die zweite Etappe umfaßt die Zeit der ständigen Verkürzung des Arbeitstages und steigender Reallöhne auf Grund großartiger Kämpfe des sich immer besser organisierenden Proletariats und der Einsicht auch der Kapitalisten in die objektive Erschöpfung steigender Profitmöglichkeiten mit den alten Ausbeutungsmethoden; ich nannte sie die Etappe des vornehmlich intensiv ausbeutenden Kapitalismus.

Das heißt, die Gegenüberstellung der Resultate der empirischen Analyse mit der Marxschen Theorie kann gleichzeitig sowohl zu einer Einordnung in die Theorie führen wie auch zu einer gewissen Weiterführung.

* Ebendort, S. 440.

³⁶ Ich zitiere meine Gedankengänge der dreißiger Jahre nach ihrer letzten Formulierung in: J. Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 36, a. a. O., S. 74 ff.

Paßt aber das Resultat der Analyse nicht in die Theorie, dann hat das Resultat [171] der Analyse natürlich den Vorrang vor der Theorie, und es ist zu untersuchen, ob es sich um einen der Fälle handelt, für die die Theorie nicht gilt – keine Theorie kann alle Vorgänge in der Wirklichkeit erklären, insbesondere nicht, wenn sie stark zufälligen Charakter tragen. Ein solcher Ausnahmefall waren zum Beispiel die Sklaven im alten Rom, von denen Marx konstatierte, daß sie nicht an den laufenden Klassenkämpfen teilnahmen, sondern nur ihr „Piedestal“ waren.

Es kann aber natürlich auch sein, daß wir diese oder jene Theorie von Marx, Engels oder Lenin aufgeben oder modifizieren müssen – sei es etwa die Aufgabe der Theorie von Marx und Engels, daß sich der Kapitalismus seit 1825 in seiner Niedergangphase befand, eine Theorie, die schon Engels ausdrücklich 1895 aufgegeben hatte, oder die Modifikation der Theorie von Marx, Engels und Lenin, daß im Sozialismus der Staat allmählich abstirbt, eine Theorie, die wir „an sich“ beibehalten, die wir aber nur noch für eine sozialistische Welt, in der der Kapitalismus besiegt ist, gelten lassen.

Aber solche Fälle sind selten. Als allgemeine Regel kann gelten, daß die Resultate unserer Analyse mit der Theorie von Marx, Engels und Lenin übereinstimmen, und daß, wenn das nicht der Fall zu sein scheint, wir zunächst einmal überprüfen müssen, ob wir auch die Theorie richtig verstehen.

Eine solche Haltung – und sie ist die einzig richtige für jeden Marxisten – bedeutet aber einen ungeheuren Vorteil gegenüber solchen Wissenschaftlern wie Spencer auf der einen und Brentano auf der anderen Seite. Während Spencer von der Deduktion lebt und in der Realität nur nach Illustrationen für seine theoretischen Deduktionen sucht, nicht nach Verifikation, wie Darwin so deutlich bemerkt hat, begnügt sich Brentano mit der Feststellung von Tatsachen, aus denen er allgemeine Schlußfolgerungen zieht – die Reallöhne steigen, also verbessert sich die Lage der Arbeiter –, ohne zu sehen, daß diese einen bestimmten Ort in einem größeren Bezugssystem haben, das die Relativität der Ortsbestimmung klar macht.

Wir Marxisten haben ein doppeltes Bezugssystem: für die empirische Tatsachenuntersuchung die Theorie und für die Theorie die Tatsachenuntersuchung. Unser Forschungsprozeß aber geht so vor sich:

1. Ausgangspunkt (im allgemeinen): eine aus der Theorie abgeleitete (deduzierte) Hypothese.
- 2a. Analyse der Tatsachen.
- 2b. Synthese und wissenschaftliche Schlußfolgerungen.
3. In-Beziehung-Setzen von Forschungsergebnissen zur Theorie.

Es ist erst der letztere Prozeß, der uns die wirkliche Bedeutung unserer gesellschaftswissenschaftlichen Forschungsergebnisse erkennen läßt.

Gerade weil der Marxist, so wie jeder andere Wissenschaftler, in der Analyse nur ein Ziel kennen darf: die Wahrheit ohne jede Rücksicht auf irgendwelche Theorien vorurteilslos und unbefangen zu suchen, ist es aus rein wissenschaftlichen Gründen absolut erforderlich, daß er nach der Analyse seine Resultate zur Theorie des Marxismus-Leninismus in Beziehung setzt.

Diesem wissenschaftlichen Forschungsprozeß sollten im allgemeinen Überlegungen betreffend den gesellschaftlichen Nutzen der Untersuchungen vorangehen. Unter allen [172] Umständen aber müssen den Untersuchungen sehr genaue Überlegungen, die gesellschaftlichen Konsequenzen der Forschungsergebnisse betreffend, folgen. Wenn diese winzig sind – etwa wenn es sich darum gehandelt hat, den Weg Hannibals über die Alpen zu bestimmen –, so schadet das natürlich nichts, denn jedes winzige Teilchen neuer Wahrheit hat seinen Nutzen. Aber der Forscher sollte natürlich wissen, daß er der Gesellschaft in seinem Leben mehr schuldig ist, als ein Häuflein solch winziger Wahrheiten. [173]

Kapitel VI: Selbstdarstellungen – Selbstenthüllungen von Historikern

1. Der Verleger und seine Autoren

Als Felix Meiner 70 Jahre alt wurde [1924], gratulierte ihm Josef Knecht, der Vorsitzende des westdeutschen Börsenvereins Deutscher Verleger- und Buchhändler-Verbände mit der Bemerkung: „Beim Rückblick auf Ihr Leben werden Sie die Genugtuung empfinden, daß Sie grundsatztreu einer abendländischen Aufgabe sich gewidmet haben und daß der Erfolg Ihnen auch die innere Befriedigung gebracht hat.“¹ Damals „machte man“ in Westdeutschland noch „in Abendland“.

Meiner bedurfte wahrlich nicht solchen Lobes im philosophischen Tagesjargon. Sein großes Verdienst ist sein ständiges Bemühen um die Veröffentlichung einer kritischen Hegelausgabe. Er und der Pfarrer Georg Lasson vor allem vollbrachten diese Aufgabe, und unsere Hegelausgabe im Akademie-Verlag ist eine Lizenzausgabe des Meiner-Verlages. Hatte doch die deutsche Sozialdemokratie entgegen der Haltung von Marx und Engels das Werk von Hegel vergessen, hatte doch Stalin entgegen der Auffassung von Lenin Hegel gar zu einem Reaktionär erklärt. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten haben marxistische Forscher – nach der kurzen Blüte der Hegelforschung in der Sowjetunion in den zwanziger Jahren – zwar nicht den Text, wie Meiner und Lasson, wohl aber, was so unendlich viel bedeutsamer, den Inhalt der Philosophie Hegels der Menschheit wiedergegeben.

Die Hegelausgabe war nur ein Teil der Verlegertätigkeit Meiners auf dem Gebiet der Philosophie. Karl Jaspers schrieb zu Meiners Geburtstag: „Felix Meiners 70. Geburtstag ist ein willkommener Anlaß, sich der großen Verdienste zu erinnern, die dieser Mann durch seine verlegerische Tätigkeit für den philosophischen Unterricht in deutscher Sprache sich erworben hat. Die philosophische Lehre in Deutschland ist undenkbar in den letzten Jahrzehnten ohne die ‚Philosophische Bibliothek‘, die Herr Meiner in einem sehr unvollkommenen Zustand seinerzeit übernahm und planmäßig ausgebaut hat. Das Verdienst, auch entlegene und wenig gelesene Philosophen für die dafür Interessierten zugänglich zu machen, muß ebenso gerühmt werden wie die Qualität der Ausgaben der großen Philosophen. Die Kant-Ausgabe der ‚Philosophischen Bibliothek‘ ist heute die für Forschungs- und Lehrzwecke bei weitem beste. Die Akademie-Ausgabe wird man durchweg nur für den Kantischen Nachlaß und die Briefe benutzen. Die Hegel-Ausgabe ist nach dem glücklichen Beginn durch Lasson und der trefflichen Fortsetzung durch Hoffmeister für die Hegel-Forschung grundlegend geworden. Es gehört zu den dringenden Wünschen der philosophisch [174] Beteiligten, daß diese Ausgabe vollendet werde. Die Plato-Übersetzung von Apelt hat sich durch ihre Sachlichkeit, ihre ergiebigen Anmerkungen und Einleitungen als sehr brauchbar erwiesen. Die neue, viele Fehler korrigierende vollständige Plotin-Übersetzung und viele andere wären dankbar zu nennen. Durch die Cusanus-Ausgabe und die Cusanus-Übersetzungen hat der Verlag ein weiteres immer wichtiger werdendes Feld angebaut.“²

Und an anderer Stelle der Festschrift heißt es: „Besondere Anerkennung bei den Wissenschaftlern aller Disziplinen – und nicht nur bei den Philosophen im engeren Sinne – fanden die kritischen Ausgaben von Aristoteles, Descartes, Kant, Leibniz und Spinoza innerhalb der ‚Philosophischen Bibliothek‘, die, als geradezu klassisch empfunden bis heute als unentbehrliche Grundlage der philosophischen Studien an fast allen deutschsprachigen Universitäten gelten. Dazu kamen Ausgaben von Berkeley, Fichte, Schleiermacher, Seneca und anderer. In Hauptwerken fanden Aufnahme Diogenes Laertius, Eduard von Hartmann, Hobbes, Lotze, Maimonides, Plutarch, Thomas von Aquino und weitere.“³

¹ Felix Meiner zum 70. Geburtstag, o. O. 25. März 1953, S. 6.

² Ebendort, S. 11.

³ Ebendort, S. 27.

Ein Unternehmen ganz anderer Art begann Meiner in den zwanziger Jahren der Weimarer Republik. Es lief unter dem Titel „Die Wissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen“. Dazu heißt es in der Festschrift:

„Eine berühmt gewordene und unvergessene, auf eine Idee von Felix Meiner zurückgehende Buchreihe war auch die Sammlung ‚Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen‘ aus den Jahren 1923-1929, die dann noch ihres großen Erfolges wegen durch ähnliche Reihen auf den Gebieten der Religionswissenschaft, Pädagogik, Geschichtswissenschaft, Kunstwissenschaft, Rechtswissenschaft, Volkswirtschaft und Medizin sowie durch 2 Bände ‚Der deutsche Buchhandel der Gegenwart in Selbstdarstellungen‘ erweitert wurde. Die Aufgabe der einzelnen Gelehrten bestand darin, einen kurzen authentischen Überblick ihrer wissenschaftlichen Leistungen mit einer Psychogenese ihrer Persönlichkeit zu verbinden. Mehr als 200 der bedeutendsten Gelehrten Deutschlands und anderer europäischer Länder griffen die Anregung des Verlages auf, und die 30 Bände, in denen dann ihre Selbstdarstellungen vereinigt wurden, bilden eine einzigartige und auch heute noch sehr lesenswerte Geistes-, Kultur-, Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte der jüngsten Vergangenheit und ein überaus reiches Bild des flutenden geistigen Lebens jener Jahre. Diese lebendigen Einblicke in die unmittelbare Werkstatt des Geistes, welche Menschentum und Wissenschaft zugleich sichtbar werden ließen, wurden auch in anderen Ländern als so fruchtbar empfunden, daß man sie nachahmte. Und so erschienen – unter ausdrücklich anerkannter Nennung des deutschen Originals – ähnliche Reihen in England und Amerika.

Die Selbstdarstellung Albert Schweitzers aus dem 7. Band der philosophischen Reihe dieser Sammlung erweiterte der Autor auf Anregung seines Verlegers schon bald zu der dann so berühmt gewordenen Selbstbiographie ‚Aus meinem Leben und Denken‘ (1931).“⁴

[175] Albert Schweitzer bemerkt zu seiner „Selbstdarstellung“:

„Einen ganz persönlichen Dank habe ich Ihnen dafür abzustatten, daß Sie mich gezwungen haben, ‚Aus meinem Leben und Denken‘ zu schreiben. Ohne Sie hätte ich niemals daran gedacht. Sie haben Verlegerdiplomatie spielen lassen, um mich, der ich damals durch andere Arbeiten voll in Anspruch genommen war, dahin zu bringen, Ihnen 1929 eine Selbstdarstellung für Ihre ‚Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen‘ zu liefern. Wenn Sie meinen lieben Freund Oskar Kraus nicht als Helfershelfer gehabt hätten, wäre es Ihnen auch wohl nicht gelungen. Die ganze Sache war mir unsympathisch, weil ich mich, damals 54 Jahre alt, noch für viel zu jung hielt, um über mein Leben berichten zu sollen.

Ein alter Pfarrer hat mich deswegen auch in Straßburg auf der Straße angehalten und zur Rede gestellt: ‚Was hör ich, Albert! Du schreibst schon über dein Leben? Solches ist ein Zeichen von Selbstüberhebung. So etwas soll ein Mensch erst tun, wenn er über die Siebzig hinaus ist. Das will ich dir hiermit gesagt haben. Nichts für ungut.‘ Sprach’s und ließ mich stehen. Ich habe ihm auch gar nicht unrecht gegeben. Aber der Herr Felix Meiner in der Verlegerlogik hat eben anders gedacht. Und als er die kurze Selbstdarstellung hatte, da ergab es sich von selbst, daß sie sich zu ‚Aus meinem Leben und Denken‘ auswuchs.

Ohne Ihren Verlegereigensinn, lieber Freund, hätte ich dieses Dokument der Seins- und Denkweise einer jetzt versunkenen Zeit nicht verfaßt. Mit 70 Jahren wäre ich nicht mehr dazu gekommen, diese Erinnerungen niederzuschreiben. Die Zeitumstände anno 1945 und der seitherigen Jahre ließen kein besinnliches Versenken in die Vergangenheit mehr zu, nicht davon zu reden, daß mir die Zeit, darüber zu schreiben, nicht mehr zur Verfügung gestanden hätte.“⁵

Natürlich freuen wir uns über Meiners Erfolg, Albert Schweitzer zu seiner „Selbstdarstellung“ veranlaßt zu haben. Aber hat sich das Unternehmen gelohnt?

⁴ Ebendort, S. 41 f.

⁵ Ebendort, S. 16 f.

Ein Dr. Otto Ernst Hesse schrieb in der „Berliner Börsenzeitung“ (der Text wurde vom Meiner-Verlag zur Werbung für die Serie verwandt): „Selbstdarstellung hat nichts mit Autobiographie zu tun. Man hat den Begriff Selbstdarstellung mit dem Worte Autoergographie neben dem Autobiographie angesiedelt. Werkdarstellung von eigener Hand; eine Übersicht über die Zielidee oder die Zielideen eines Lebenswerkes von dem, der es schuf; rückschauende und vorwärtsweisende Selbstprüfung: das soll eine Selbstdarstellung sein. Sie stellt Anforderungen an Selbstbewußtsein und Bescheidenheit, offenbart, neben dem Objektiven des Werkes, die Subjektivität des Verfassers: Temperament, Weite des Lebensgefühls, Vermögen zur Selbstkritik, Fähigkeit, sich als Glied in der Kette der Entwicklung zu sehen, Balancevermögen, zwischen Individuellem und Sozialem Ausgleiche zu finden. Und mit Genugtuung darf man anerkennen, daß trotz zum Teil heftiger polemischer Einstellung einzelner dieser Selbstdarstellungen der Eindruck des Subjektiven überall diessseits der Grenze bleibt, hinter der das Selbstbewußtsein zur Selbstspiegelung, das Wertbewußtsein zur Eitelkeit werden kann.“⁶

[176] Abgesehen davon, daß manche der Selbstdarstellungen nichts anderes als Autobiographien sind – muß man sagen, daß, was die Geschichtswissenschaften betrifft, sich das Unternehmen in gewisser Weise gelohnt hat. Denn es gibt wenige Druckwerke, die so deutlich die Nichtigkeit der deutschen Geschichtswissenschaft im Kaiserreich und zugleich die Gefährlichkeit der deutschen Geschichtswissenschaft zeigen wie diese Sammlung. Im Vorwort des Herausgebers heißt es:

„Die Lebensarbeit der Männer, deren Autoergographien hier vereinigt werden, stellt ein glanzvolles Stück Geschichte der Geschichtswissenschaft des letzten halben Jahrhunderts dar. Sie alle haben an der ständigen Weiterentwicklung ihrer Disziplin mitgearbeitet, schon Vorhandenes ausgebaut, neue Wege beschritten, neue Ziele gewiesen und das geschichtliche Verständnis der Nation in erheblichem Maße gefördert.

Der leitende Gedanke bei der Herausgabe der ‚Geschichtswissenschaft in Selbstdarstellungen‘ ist, Aufschluß über die geistige Entwicklung der führenden Historiker und die wissenschaftlichen und menschlichen Einflüsse auf sie zu geben, mit dem doppelten Endziel: erstens eine Darstellung der Entwicklung der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten aus der Feder der Mitlebenden und Mitforschenden zu geben; und zweitens die ungeheure Summe historischer und – damit untrennbar verknüpft – politischer Erfahrung und Erkenntnis durch den Einblick in Werdegang und Werkstatt der großen Historiker an die um historische und staatsanschauliche Erkenntnis ringende Gegenwart zu übermitteln.“⁷

Man beachte! Diese Herren, in der Mehrheit kaisertreu bis dorthinaus, überaus national und auch „völkisch“, werden uns hier vorgeführt als Männer, die alle (!) „das geschichtliche Verständnis der Nation zu erheblichem Maße gefördert“ haben! das Verständnis dafür, wie man einen Weltkrieg auslöst, wie man ihn verliert, und wie man danach auf einen neuen Weltkrieg zusteuert, den man von neuem verliert, nachdem man viele Millionen Werktätige in ganz Europa umgebracht und Milliarden Werte zerstört hat.

Schon etwas bescheidener heißt es im Vorwort zum zweiten Band, dem zum Glück kein dritter mehr gefolgt ist: „Der vor gerade einem Jahr veröffentlichte erste Band der geschichtswissenschaftlichen Abteilung der ‚Wissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen‘ hat in Fachzeitschriften und Tageszeitungen fast durchweg verständnisvolle Anerkennung gefunden. Der nunmehr vorgelegte zweite Band – und weitere, deren Erscheinen zugesagt werden kann, – werden manchen Wünschen entsprechen, die an sich berechtigt, doch der Lage nach nicht sogleich erfüllbar waren. Es gewährt jedenfalls Befriedigung, daß gegen den Plan des Werkes und die Art seiner Ausführung sich nur der Rezensent einer Lehrerzeitung ablehnend verhalten hat:

⁶ Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Hg. von Sigfrid Steinberg, Bd. 2, Leipzig 1926, Anzeigen-Anhang – künftig zitiert als: Geschichtswissenschaft.

⁷ Geschichtswissenschaft, Bd. 1, S. V f.

Er glaubt feststellen zu können, daß die Mitarbeiter durchaus keine führenden Historiker seien und daß die Veröffentlichung ‚höchstens für einen kleinen Kreis persönlicher Bekannter‘ Interesse habe. Demgegenüber genügt uns das Urteil eines der kompetentesten Fachgenossen, mit dem wir diese Veröffentlichungen auch weiterhin ‚schlicht als Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte‘ aufgefaßt wissen wollen, von denen [177] man aber sagen darf, es habe ‚sich schon erwiesen, daß sie geeignet sind, die Erkenntnis zu fördern‘.⁸

In der Tat hat die Lehrerzeitung zum großen Teil recht. Einmal fehlen eine Reihe sogenannter führender Historiker jener Zeit, die auch in den Anzeigen für die künftigen (nicht mehr erschienenen) Bände nicht genannt sind, wie Breysig, Lenz, Meinecke, Oncken, und sodann, wenn auch eine Reihe der Selbstdarstellungen von damals führenden Historikern stammen, war nur einer von ihnen wirklich bedeutend, Max Lehmann, während drei andere heute noch mit einem Gewinn gelesen werden können: Beloch, Below und Pastor – mit einem gewissen Gewinn, da sie sachlich einiges zur Förderung unseres Wissens beigetragen haben.

Wenn wir die ausländischen Autoren bis auf die Österreicher Dopsch und Kaindl außer Betracht lassen, dann handelt es sich um die Selbstdarstellungen von: Karl Julius Beloch, R. F. Kaindl, Georg v. Below, Max Lehmann, Harry Bresslau, Ludwig Freiherr von Pastor, Alfons Dopsch, Felix Rachfahl, Heinrich Finke, Georg Steinhausen, Walter Goetz.

Franz Mehring erwähnt von ihnen in seinen historischen Schriften nur Max Lehmann. Im Index des zweiten Bandes der bei uns erschienenen, von J. Streisand herausgegebenen, „Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft“ werden von den elf noch sechs erwähnt – Steinhausen jedoch im Text nur mit Namen als einer von drei sogenannten Kulturhistorikern und Finke zweimal in einer Reihe anderer Namen, die ein Dokument unterzeichneten bzw. einer Partei angehörten. Nur drei von elf Historikern gelten als auch nur der Polemik noch Wert – der vierte aber, Max Lehmann, erhält eine ausführliche und keineswegs vor allem polemische Wertung.

Dieses Gesamturteil über die in den „Selbstdarstellungen“ vertretenen Historiker bedeutet aber natürlich nicht, daß sie keinen Anlaß geben können zu Betrachtungen von allgemeiner Bedeutung – wie sagte doch schon Leibniz: kein Buch ist so dumm, daß ich nicht irgendetwas daraus lernen kann. Das heißt, wir Marxisten können auch an die unsinnigsten Auslassungen bürgerlicher Historiker im Niedergang anknüpfen, um eine nützliche Analyse dieses oder jenes Aspekts der Gesellschaftswissenschaften im Stadium des Imperialismus zu geben.

2. Max Lehmann – Kampf um Wahrheit

Nur einen von den elf nannten wir bedeutend, Max Lehmann – bedeutend nicht gerade als Historiker an sich, wie etwa Mignet oder Ranke oder Gibbon oder Parkman, wohl aber als Wissenschaftler in seiner Haltung und als Biograph großer historischer Gestalten der deutschen Geschichte.

Mehring, der ihn oft erwähnt und viel benutzt, hat 1912 seine „Historische Aufsätze und Reden“ besprochen und beginnt so:

„Unter den bürgerlichen Historikern hat sich Max Lehmann am verdientesten um die Aufklärung der preußischen Geschichte gemacht. Obgleich er selbst von den [178] kleindeutschen Geschichtsbaumeistern à la Sybel und Treitschke seinen ersten Ausgang nahm, so hat er sich mehr und mehr von deren geschichtsklitternden Tendenzen zu emanzipieren verstanden und gründlich unter den Fabeln aufgeräumt, die sie mit solcher Beharrlichkeit und solchem Erfolg über die preußische Geschichte verbreitet haben.

Vom Standpunkt des historischen Materialismus aus wird man an der Methode des Göttinger Historikers manches aussetzen, aber was den Leser seiner Schriften ungemein anregt und fesselt ist, noch über den historischen Blick hinaus, der ihnen unbedingt eignet, die Empfindung, daß

⁸ Ebendort, Bd. 2, S. III.

es ihrem Verfasser immer nur um die Wahrheit zu tun ist. Man bewegt sich bei Max Lehmann durchaus auf sicherem Boden. Dazu kommt die gehaltvolle Form, die sich von der überladenen Rhetorik Treitschkes fernhält, ohne doch irgendwie in die lederne Langeweile des landläufigen Professorenjargons zu verfallen.

Alle diese Vorzüge machen die großen Werke Lehmanns, seine Biographien Scharnhorsts und Steins, freilich noch nicht zu einer so bequemen und leichten Lektüre, wie die Schriften der großpreußischen Romanfabrikanten sind. Sie schöpfen allemal aus dem vollen, und so gut es Lehmann versteht, die ungeheuren Massen des archivalischen Materials übersichtlich zu ordnen und die entscheidenden Gesichtspunkte hervorzuheben, so kostet es immer ein Stück ernsten Nachdenkens, ihm so zu folgen, daß man seiner Leistung durchaus gerecht wird. ...

Schließlich sei noch erwähnt, daß wir in dem Buche Lehmanns vergebens nach dem Anathema [Verfluchung] gegen den historischen Materialismus gesucht haben, ohne den selbst die besseren bürgerlichen Historiker sich nicht gern an die Öffentlichkeit trauen. Wir wollen Herrn Lehmann deshalb keineswegs zum Proselyten [Neubekehrter] der historisch-materialistischen Methode machen. Aber wir dürfen den guten Geschmack loben, der ihn auf diesen wohlfeilen Theaterdonner verzichten läßt.“⁹

An einer anderen Stelle nennt Mehring ihn den „vorurteilslosesten unter den preußischen Historikern“.¹⁰

Wenn Mehring an Lehmann rühmt, daß es ihm „immer nur um die Wahrheit zu tun“ war, so gibt die Selbstdarstellung dafür so manchen Beweis, und auch, wie die Wahrheit ihn schon ziemlich am Beginn seiner größeren Werke erschüttert hat. Lehmann erzählt, wie Sybel ihn zum Mitarbeiter der preußischen Staatsarchive gemacht und ihm die Aufgabe gestellt hatte, eine Aktenpublikation „Preußen und die katholische Kirche“ herauszubringen. Und dann berichtet er: „Zwei Jahre darauf (1878) begann die Publikation ‚Preußen und die katholische Kirche‘. Sie hat mich direkt und indirekt sehr gefördert. Getreu dem Vorbilde Rankes bestand ich darauf, Einsicht in alle Dokumente zu erlangen, auch in die geheimsten: die politischen Testamente der Hohenzollern. Sie waren (im Original sowohl wie in der verständigerweise genommenen Abschrift) dem Geheimen Staatsarchiv entfremdet und dem Königlichen Hausarchiv überwiesen worden in der Zeit nach 1848, da den Reaktionären nicht einmal die Staatsbeamten als unbedingt zuverlässige Schutzwehr gegen ‚Mißbrauch‘ [179] der Staatsgeheimnisse erschienen. Daß diese Besorgnis nicht ganz unbegründet war, mußte ich nun an mir selber erfahren: ich werde die Stunde nicht vergessen, da ich in Friedrichs Testament politique von 1752 den Abschnitt las, der von seinen Eroberungs- und Annexionsabsichten handelte. Hieraus entnahm ich sofort, daß die von den preußischen Historikern entworfene Charakteristik des größten preußischen Monarchen unvollständig und falsch sei – eine Wissensbereicherung, die nicht isoliert bleiben konnte, sondern sich umsetzte in Mißtrauen gegen die landläufige Darstellung auch der übrigen Perioden preußischer Geschichte.“¹¹

Zur Wahrheitsliebe gesellt sich, wie wir aus dem Zitat ersehen, bei Lehmann auch noch der Zweifel, der leider bei unseren Gesellschaftswissenschaftlern immer noch eine so geringe Rolle spielt und dessen Fehlen eine schablonenartige und unrealistische Geschichtsschreibung, Philosophie, Politökonomie usw. begünstigen kann.

Im Kampf um die Wahrheit hat Lehmann die erstaunlichsten Erlebnisse. So schildert er die Umstände der Herausgabe seines 1894 erschienenen Buches über Friedrich den Großen (ich brauche genau wie auch Engels gelegentlich diese Betitelung, da Friedrich II. nicht nur dem bedeutendste unter den preußischen Königen war, sondern auch zweifellos einige erstaunliche Leistungen

⁹ Fr. Mehring, Gesammelte Schriften, Bd. 7, Berlin 1965, S. 520 f.

¹⁰ Ebendort, Bd. 5, Berlin 1964, S. 438.

¹¹ Geschichtswissenschaft, Bd. 1, S. 218.

vollbrachte): „Hier veröffentlichte ich 1894 die Schrift: ‚Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges‘, in der ich die Konsequenzen aus dem schon erwähnten Testament politique von 1752 zog. Es geschah unter erschwerenden Umständen. Denn nachdem meine Exzerpte die Kontrolle des Hausarchivs unbeschädigt passiert hatten, schnitt das Auswärtige Amt gerade diejenigen Stücke heraus, auf die es mir ankam. Ein Mangel an Achtung vom der Wahrheit, für den freilich wohl wenigem die damaligen Beamten jener Behörde verantwortlich zu machen sind als der kurz vorher entlassene gewaltigste aller preußischen Außenminister (Bismarck – J. K.), der auf den Umschlag des gefährlichen Dokuments geschrieben hatte: ‚Dauernd zu sekretieren!‘ – auch ein politisches Testament*! Nach diesem Vorspiel wußte ich, was meiner wartete. Die Erregung der Fachgenossen innerhalb und außerhalb der Universitäten war so groß, daß einer dem Kultusministerium nahe legte, die Disziplinaruntersuchung gegen den Missetäter zu eröffnen: was dann freilich eine dem Ankläger sehr unerwartete Wirkung auslöste. Derjenige, an den dem Antrag erging – es war Althoff – wies nicht nur dem Übereifrigen die Tür, sondern legte das Exemplar meines Buches, das ich ihm gesandt hatte, dem Minister vor, zusammen mit dem Entwurfe eines Dankschreibens, das dann der Minister unterzeichnete. Von dieser Seite war ich also sichergestellt, aber auch von den Fachgenossen traten einige auf meine Seite, [180] und was dieser Minorität an Zahl abging, ersetzte sie durch Gewicht. Denn zu ihr gehörte Hans Delbrück, der Jahrzehnte hindurch in treuer Freundschaft zu mir stand und mir in den jetzt von ihm redigierten Preußischen Jahrbüchern eine sichere Zufluchtstätte offen hielt.“¹²

Lehman gibt hier einen recht abgeklärten Eindruck von der heftigen Kampagne, die gegen ihn inszeniert wurde und die ihn künftig so von seinen Kollegen isolierte, wie in der Weimarer Republik der wesentlich weniger bedeutende Meinecke isoliert war. Günter Vogler, dem wir eine ganz ausgezeichnete Lehmann-Studie verdanken, schrieb dazu:

„Noch vor Erscheinen des Buches schrieb er an Hans Delbrück: ‚Nächstens hören Sie von mir – es wird einen Mord-Skandal geben, die ganze Rotte der Borussen und orthodoxen Friderizianer wird mich zu zerfleischen suchen.‘** Diese Befürchtung wird sofort verständlich, wenn man im Vorwort seiner Schrift liest, es sei seine Absicht, ‚den echten Friedrich aus den echten Urkunden zu zeigen‘ im Gegensatz zu dem ‚unechten Friedrich der Orthodoxie‘.*** Seine Hauptthese besagt: ‚Zwei Offensiven also waren es, die 1756 aufeinander trafen: die der Maria Theresia gerichtet auf den Wiedergewinn von Schlesien, die von Friedrich auf die Eroberung von Westpreußen und Sachsen.‘† Zum Beweis analysiert er die Situation der preußischen und österreichischen Armee, das diplomatische Verhältnis beider Staaten zu Frankreich und Rußland, die Rüstungen des Sommers 1756, die Vergrößerungspläne nach dem Politischen Testament von 1752 und die anschließende Politik Friedrich II., wobei er die oft zitierte ‚Friedensliebe‘ des Königs dahingehend deutet, daß seine Politik ‚das ihr oft gespendete Prädikat dem Friedlichkeit nur für die sieben Jahre von 1746 bis 1752‘ verdiene.††

Da Lehmann damit an Grundfragen des preußischen Geschichtsbildes gerührt hatte, traten die Verfechter der Hohenzollernlegende auf den Plan, um ihn in die Schranken zu weisen. Sie inszenierten eine systematische Kampagne gegen Lehmann, die nicht auf die wissenschaftlichen

* Der 1880 erschienene 11. Band der ‚Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven‘ enthielt die Korrespondenz Bucers mit Landgraf Philipp von Hessen; sie behandelte auch die Bigamie dieses Fürsten, die eine so verhängnisvolle Rolle in der Reformationsgeschichte spielte. Aber seitdem waren mehr als 300 Jahre verstrichen, und der preußische Archivdirektor durfte annehmen, hier freie Hand zu haben. Er irrte. Bismarck erteilte Sybel (ich weiß es aus dessen Munde) nachträglich die Reprimande [Tadel]: ‚Die Veröffentlichung ist geschehen; hätten Sie mich vorher gefragt, so würde ich Nein gesagt haben‘.

¹² Ebendort, S. 222 f.

** Deutsche Staatsbibliothek zu Berlin, Nachlaß Hans Delbrück. Lehmann an Delbrück, 2. 6. 1894. (Die im Nachlaß befindlichen Briefe sind jahrgangsweise gebündelt und innerhalb der einzelnen Jahrgänge alphabetisch geordnet.)

*** Lehmann, Max, Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges, Leipzig, 1894, S. VII.

† Ebendort, S. 85.

†† Ebendort, S. 70.

Streitfragen beschränkt blieb. Als erster trat Albert Naudé auf, da Lehmanns Schrift vor allem gegen ihn gerichtet war. Lehmann hatte ihm vorgeworfen: „Er zitiert falsch, er übersetzt falsch, er vergißt wichtige Urkunden, die ihm notorisch bekannt gewesen sind, er unterläßt es, sich aus leicht zugänglichen Akten zu unterrichten.“* In scharfer Polemik erklärte Lehmann: „Nach unserem Autor darf also kein ›preußischer‹ Historiker von der in Preußen durch [181] Manifeste und Staatsschriften begründeten Tradition abweichen.“** Dies richtete sich nicht nur gegen Naudé, damit attackierte Lehmann die borussische Geschichtsschreibung insgesamt, was die einmütige Abwehrreaktion erklärt ...

Lehmann hat sich verteidigt und seinen Standpunkt zu unterbauen gesucht. Anfangs war er sehr optimistisch hinsichtlich der Wirkung seines Auftretens gewesen ... Anders klingen seine Worte im November 1896, nachdem er in den Göttingischen gelehrten Anzeigen noch einmal Stellung genommen hat: „Hoffentlich ist es das letzte Mal, daß ich genötigt bin, in dieser Sache das Wort zu ergreifen; ich habe längst die peinliche Empfindung, niemanden mehr zu überzeugen und kostbare Arbeitstage zu verlieren.“*** So verstärkten sich bei Lehmann mit dem Zunahme der Kritiker und der massierten Verteidigung des hohenzollernschen Geschichtsbildes die Tendenzen der Resignation ...

Bei allen Wandlungen, die die preußische Geschichtsschreibung nach der Reichseinigung von oben durchgemacht hatte, erwies sich jetzt, daß sie an ihren Grundpositionen festhielt und nur beweglicher in der Argumentation und etwas undogmatischer in einigen Detailfragen geworden war. So sind die Worte Lehmanns nur zu unterstreichen, die er 1896 niederschrieb: „Ich erwarte eine Besserung erst von einem Umschwunge in der gesamten Behandlung der preußischen Geschichte.“†¹³

Man ist wahrlich berechtigt, von einem Kampf Lehmanns um die historische Wahrheit zu sprechen!

Dabei geht es nicht nur darum, die Wahrheit entgegen den Zensurbestrebungen durch die Behörden (Hausarchiv von Hohenzollern, verschiedene Ministerien) veröffentlichen zu können oder sie nach der Veröffentlichung gegen den Ansturm der Kollegen zu verteidigen. Natürlich muß man sie auch zu dosieren verstehen, ein Wahrheitspolitiker sein, um ihr zum Durchbruch zu verhelfen. Lehmann schildert solch eine Dosierung in seiner Selbstdarstellung: „Inmitten aller dieser Arbeiten und Zerstreungen schritt das Buch über Scharnhorst langsam, aber sicher vor: 1886 und 1887 erschienen seine beiden Teile. Damit war erreicht, wonach ich zwei Jahrzehnte lang gestrebt hatte. Bereits 1887 bekam ich (eben für die Scharnhorst-Biographie) den von Friedrich Wilhelm IV. gestifteten sogenannten Verdun-Preis und wurde ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Aus der Antrittsrede, die am Leibniz-Tage der Akademie Fazit und Programm meiner wissenschaftlichen Entwicklung darbieten sollte, entfernte ich auf stürmisches Verlangen von Sybel die These, daß, nachdem Deutschland durch Preußen geeint sei, die Historiker nicht mehr den deutschen Beruf Preußens zu beweisen brauchten; ich konnte in die Streichung willigen, denn es blieb genug übrig, um zu erkennen, wohin mein Schifflein [182] steuerte.“¹⁴ Die in der Akademierede fortgelassenen Sätze fanden dann Eingang in das Buch über Friedrich den Großen (S. V).

Das unerbittliche Streben nach Wahrheit drängt auch mehr und mehr alle möglichen Vorurteile zurück oder hatte Lehmann von Anfang an die Gabe, unbefangen an gewisse Probleme

* Ebendort, S. 139. – Die Kritik bezog sich auf den Aufsatz von Naudé, Albert, Friedrich der Große vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, in: HZ, Bd. 55, 1885, S. 425-462, u. Bd. 56, 1886, S. 404-462.

** Lehmann, Max, Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges, a. a. O., S. 139.

*** Nachlaß Delbrück. Lehmann an Delbrück, 26. 9. 1896. Vgl. auch Göttingische gelehrte Anzeigen, Jg. 158, 1896, S. 139-151 u. 811-834.

† Nachlaß Delbrück, Lehmann an Delbrück, 26.9.1896.

¹³ Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, Bd. II, hg. von J. Streisand, Berlin 1965, S. 70-73.

¹⁴ Geschichtswissenschaft, a. a. O., S. 220.

heranzugehen? Typisch für ihn ist, wie er in der Selbstdarstellung auf seine Steinbiographie eingeht: „Als ich sie schrieb, glaubte ich niemanden mit ihr gekränkt zu haben, und in der Tat schien sich anfangs alles gut anzulassen; es geschah sogar, daß eine Fakultät (die juristische von Gießen) ihrer Neigung für den größten deutschen Staatsminister Ausdruck gab, indem sie (1907) seinen Biographen in ihre Mitte aufnahm. Aber das Jahr darauf fiel E. v. Meier in teils hämischen, teils zornigen Worten über mich her, hauptsächlich deshalb, weil ich – so behauptete er – von einer Vorliebe für die französische Revolution besessen sei. Eine sinnlose Behauptung – wie kam er zu ihr? Schon in meinem Scharnhorst hatte ich eine Einwirkung der französischen Revolution auf die preußische Heeresreform festgestellt, dann auch auf Stein und seine Mitarbeiter. Ich machte dies Zugeständnis an Frankreich auf Grund sonnenklarem, unanfechtbarer Quellenzeugnisse, aber – dies muß ich bekennen – auch ohne Bitterkeit. Denn inzwischen hatte ich ein neues, recht beträchtliches Stück von der Welt kennengelernt und überall die Beobachtung gemacht, daß ‚hinter dem Berge‘ auch Leute wohnen: Leute, die das gleiche Anrecht auf gerechte Behandlung haben, wie meine eigenen Landsleute; ich hatte mich mit der Überzeugung durchdrungen, daß Politik und Historie keinen gefährlicheren Feind haben als den Chauvinismus, mag er sich noch so verführerisch drapieren [schmücken]. Für meinen neuen Widersacher gab es solche Erwägungen so wenig wie für die Kritiker von ehemals: mit sehenden Augen sahen sie nicht.“¹⁵

Großartig, wird man sagen, wie Lehmann hier gegen den borussischen Chauvinismus wettet. Aber hat er in gewisser Weise hier nicht doch Unrecht. Vogler macht dazu folgende Bemerkungen, die mir sehr überlegenswert erscheinen:

„Meier faßt sein Urteil wie folgt zusammen: ‚Nicht die französische Revolution, die ebenso wie der Napoleonismus spurlos an Preußen vorübergegangen war, ist der Stoß von außen gewesen, der die Kugel ins Rollen gebracht, die Reform beschleunigt hat, sondern 17 Jahre nach dem Ausbruch der Revolution die Schlacht bei Jena.‘^{*}

Gewiß ist Lehmann teils sehr mechanisch, teils nicht genügend kritisch seinen Quellen gegenüber an die Frage des Verhältnisses der Reformgesetzgebung und Steins zur Französischen Revolution herangegangen, so daß durch eine vergleichende Betrachtung sich zwar manche Parallele anbot, ohne daß diese aber immer als Nachahmung verstanden zu werden braucht. Insofern sind nicht alle Einwendungen Meiers von der Hand zu weisen. Aber was Lehmann dazu brachte, den Maßstab der Gesetzgebung der Französischen Revolution als Kriterium für das Urteil über die preußische Reformgesetzgebung zu wählen, war – ohne daß er es aussprach – der bürgerliche Charakter beider Erscheinungen. Das ist das wesentliche Moment, das Meier übersieht und das Lehmann ins Recht setzt, wenn er den fortgeschrittensten gesellschaftlichen [183] Zustand im damaligen Europa zum allgemeingültigen Geschichtsmodell erhebt. Insofern verdient die Geschichtsbetrachtung Lehmanns Beachtung, weil sich ihm auf diese Weise die Möglichkeit bot, die borussische Tradition zu durchbrechen, die ihren Maßstab nur in sich selbst gefunden hatte. Es ging Lehmann im Grunde weniger um den Nachweis der Nachahmung revolutionärer Maßnahmen des bürgerlichen Frankreich in dem feudalen Adelsstaat Preußen – auch wenn er selbst die Frage so stellte –, sondern um die Herausstellung des französischen Modells als Ausdruck seiner Frontstellung gegen die Hohenzollernlegende und ihre historiographische Spiegelung.“¹⁶

Vogler ist der Meinung, daß die preußischen Reformen weniger direkt aus der Großen französischen Revolution gelernt als vielmehr den Bedürfnissen der preußischen Bourgeoisie, die natürlich denen der französischen ähnlich waren, entsprochen hätten. So Vogler über die Steinbiographie von Lehmann. Wenn er aber Lehmanns Scharnhorstbiographie behandelt, sieht er mit Recht anders: „Scharnhorst hatte besonders beeindruckt, daß die Regierung in Frankreich mit den Hilfsmitteln

¹⁵ Ebendort, S. 223.

^{*} E. Meier, Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im XIX. Jahrhundert, Bd. 2: Preußen und die französische Revolution, Leipzig 1908, S. VII.

¹⁶ Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, a. a. O., S. 79.

der gesamten Nation Krieg führen konnte. Scharnhorsts Abneigung gegen die Französische Revolution vorausgesetzt, wird diese offenbar in erster Linie moralisch motiviert, was ihn nicht hindern konnte, die Resultate der praktischen Politik des Wohlfahrtsausschusses als Gegebenheiten hinzunehmen, mit denen man sich auseinandersetzen mußte. So verstanden, charakterisiert Lehmann Scharnhorst nicht als einen Anhänger der Ideen der Französischen Revolution, aber als einen den fortgeschrittensten Errungenschaften des Militärwesens gegenüber aufgeschlossenen Theoretiker, der sich überzeugen ließ, wenn Logik und Erfahrung ihm die Richtigkeit und Überlegenheit des Neuen vor Augen führten, auch wenn dieses Neue sich mit dem Jakobinertum verband.¹⁷

Vielleicht hat Vogler recht, die Problematik des Militärwesens gewissermaßen als „Fachsache“ anders zu sehen als die der „Reform der gesamten Gesellschaft“.

In jedem Fall aber führt uns diese Frage zum Problem der historischen Wahrheit. Ich glaube, man kann drei Stufen der historischen Wahrheit unterscheiden.

Die erste Stufe ist das, was ich die Tatsachenwahrheit nennen möchte. Ihr muß jeder Wissenschaftler als Voraussetzung jeder Forschung bis zum letzten ergeben sein, und er kann es auch. Als Beispiel solcher Ergebenheit hatten wir Lehmanns Verhalten bei der Entdeckung des Testament politique Friedrichs vom Jahre 1752 genannt. Hier gibt es im Grunde keine Problematik.

Anders schon die zweite Stufe der Wahrheit. Ein solches Problem hatten wir bereits bei der Frage des Einflusses der französischen Revolution auf die Reformer in Preußen angeschnitten. Sie wird auch deutlich beleuchtet in folgenden Ausführungen Voglers:

„In den beiden Bänden der Biographie Scharnhorsts hat Lehmann in umfassender Weise die Entwicklung Scharnhorsts zu dem bedeutenden deutschen Patrioten und Militärreformer beleuchtet, wobei sich intensive archivalische Forschung mit subtiler Kenntnis der Zeit, die Fähigkeit zur überschaubaren Ordnung komplizierter diplo-[184]matischer und militärischer Aktionen – bei aller Liebe zum Detail – mit dem Sichtbarmachen der Entwicklungslinien und Prozesse paaren. Lehmann verfolgt, wie sich Scharnhorst mit dem neuen militärischen System der Jakobiner auseinandersetzt und seine ersten Reformvorschläge entstehen ...

Es ist kein ‚preußischer‘ Standpunkt, den Lehmann bei den Reformern ausgesprochen findet; für ihn verbindet sich mit der Tätigkeit Scharnhorsts und der anderen Patrioten ein nationales Anliegen. Diese Grundkonzeption des Scharnhorstbildes Lehmanns macht deutlich, daß er die preußische Reformtätigkeit von einem bedingt nationalen Aspekt aus wertet.“¹⁸

Hier geht es schon um eine höhere Art der Wahrheit. Sie wird nicht mehr in der Verifikation von Einzeltatsachen sondern bereits in der der Wirklichkeit entsprechenden Eruierung von gewissen gesellschaftlichen Zusammenhängen gesehen – „Sichtbarmachen der Entwicklungslinien und Prozesse“ nennt es Vogler.

Solche, um in der Sprache von Hegel und Engels zu reden, „besonderen“ Wahrheiten stehen natürlich an Bedeutung weit höher als die Einzelwahrheiten. Sie hängen, im Gegensatz zu den Einzelwahrheiten, nicht mit dem, was ich den wissenschaftlichen Charakter des Forschers nennen möchte, zusammen, sondern gehören bereits zu dem, was man die Begabung zur wissenschaftlichen Einsicht nennen kann.

Über den „besonderen“ Wahrheiten in den Gesellschaftswissenschaften stehen dann die allgemeinen Wahrheiten. In der Studie von Vogler finden wir folgende Bemerkungen, die diese Problematik berühren:

„Noch einmal wandte sich Lehmanns Interesse einer großen Persönlichkeit aus der Zeit der Reform und der Befreiungskriege zu, oder richtiger: gewann die seit den Jugendtagen gehegte

¹⁷ Ebendort, S. 65.

¹⁸ Ebendort, S. 64 ff.

Neigung für diesen Mann die Oberhand. Dieses schon einmal bekundete Interesse an der biographischen Darstellung findet seine Erklärung nicht nur in einer Vorliebe für bestimmte historische Persönlichkeiten, sondern hat auch methodologische Wurzeln. In seiner Antrittsvorlesung in Leipzig hatte Lehmann, ohne den Namen Karl Lamprechts zu nennen, gegen diesen polemisiert, indem er über Geschichte und Naturwissenschaften sprach und den Versuch zurückwies, Gesetzmäßigkeiten auf das Gebiet der Geschichte zu übertragen. Er lehnte das Eindringen materieller Gesichtspunkte in die Geschichtswissenschaft ab, erklärte die Persönlichkeit zum eigentlichen Gegenstand der Geschichte und sprach sich gegen eine erkennbare fortschreitende Entwicklung in dem Geschichte aus ...

Lehmann hatte sich zwar in seiner Akademierede dafür ausgesprochen, ‚zur Erforschung der unsichtbaren Beweggründe der handelnden Personen, zum Auffindung der Bedingungen alles individuellen Schaffens, zur Ergründung der Zusammenhänge zwischen dem politischen und dem geistigen Leben eines Volkes, zur künstlerischen Abbildung der Personen, der Völker, der Zeitalter‘ vorzudringen. Das schloß aber nicht die Anerkennung eines gesetzmäßigen historischen Prozesses ein.“¹⁹

Es ist nur selbstverständlich, daß man sich den Weg zur höchsten, zur allgemeinen historischen Wahrheit versperrt, wenn man nicht fähig ist, Gesetze, die die historische Bewegung regeln, zu erkennen.

[185] Wenn Lehmann dennoch fähig war, Bedeutendes für die Geschichtswissenschaft zu leisten, ohne zur höchsten Stufe der historischen Wahrheit vorzudringen, dann ist das auch darin begründet, daß er sich vor allem historischen Biographien widmete, für die die allgemeinen Wahrheiten nicht ganz die Rolle spielen, die sie in einer Untersuchung und Darstellung eines gesellschaftlichen Prozesses, insbesondere über einen längeren Zeitabschnitt, beanspruchen.

Schon darin zeigt sich die außerordentliche Überlegenheit des marxistisch ausgebildeten Historikers, daß ihm zumindest die Existenz von allgemeinen Wahrheiten in dem Geschichte bewußt ist, das heißt die Notwendigkeit, nach größeren notwendigen Zusammenhängen zu suchen.

Vogler schließt seine Ausführungen über Lehmann so:

„An Delbrück schrieb er einmal, er lege sich manchmal die Frage vor, ob er nicht den Beruf verfehlt habe, ‚ob ich nicht besser meine Hand von der politischen und Kriegs-Geschichte fern gelassen und mich der Kunst- oder der Literatur-Geschichte zugewandt hätte.‘^{*}

Namentlich wenn er seiner Italienreisen gedachte, gab er solchen Stimmungen Ausdruck. 1925 schrieb er (achtzigjährig – J. K.) an Delbrück: ‚Sie glauben nicht, wie groß meine Sehnsucht, noch einmal das Land der Schönheit zu schauen, in dem ich so unbeschreiblich glückliche Tage verlebt habe.‘^{**} Bereits 1895 hieß es in einem Brief an Treitschke: ‚Wäre ich früher dorthin gekommen, ich wäre wohl nicht zurückgekehrt.‘^{***} Auch dadurch mußte seine Wertschätzung einer als entpolitisiert erscheinenden Wahrheit gefördert werden. Dies hat jedoch mehr Bedeutung für die Aufdeckung seinem methodologischen Positionen als für die Analyse seiner historischen und politischen Auffassungen, weil sich in der praktischen Arbeit und im politischen Kampf die abstrakte Wahrheitsvorstellung sehr schnell zerschlug. Sie kennzeichnet aber Lehmanns idealistische Position und erklärt, warum er einen so erbitterten Kampf gegen seine Widersacher führte: er sah, daß sie die historische Wahrheit verfälscht hatten. Im Kampf um die historische Wahrheit leistete er einen wichtigen Beitrag zur Zerstörung wahrheitsfremder Legenden und trug er zur Konzipierung eines progressiven Geschichtsbildes bei.

¹⁹ Ebendort, S. 75.

* Nachlaß Delbrück, Lehmann an Delbrück, 7.7.1907.

** Ebendort, 8.7.1925.

*** Nachlaß Treitschke, Lehmann an Treitschke, 8.1.1895.

Angesichts der neuen Versuche, seine Geschichtsauffassung zu bagatellisieren und zu entwerfen, wie es in den Arbeiten von Waltraut Reichel und Siegfried A. Kaehler geschieht, muß die positive Leistung Lehmanns betont werden. Er war immer unbequem gewesen, er hatte gekämpft, aber er mußte unterliegen, solange die gesellschaftlichen Bedingungen sich nicht änderten. Sein Leben und sein Werk aber verdienen Beachtung und Anerkennung, weil er es nach seinen Möglichkeiten in den Dienst für den gesellschaftlichen Fortschritt stellte.“²⁰

Schön und klug formuliert – aber auch ganz richtig?

Ist Lehmann wirklich unterlegen? Er hat alle Werke veröffentlichen können, die er [186] geschrieben, und er hat sie im Grunde so geschrieben, wie er es vor sich und seiner Wissenschaft verantworten konnte. Bei aller Meinungsverschiedenheit mit zahlreichen Kollegen, achteten ihn die achtbaren doch hoch.

Wichtiger aber scheint mir Voglers Bemerkung über die „entpolitisiert erscheinende Wahrheit“ und über „die abstrakte Wahrheitsvorstellung“ Lehmanns, die sich „in der praktischen Arbeit und im politischen Kampf sehr schnell zerschlug“.

Zunächst sind natürlich alle wissenschaftlichen Wahrheiten, die den Menschen als Faktor ausschließen, „entpolitisiert“ – also die überwältigende Mehrheit der naturwissenschaftlichen Wahrheiten. Das heißt nicht, daß die Schlußfolgerungen, die aus solchen Wahrheiten gezogen werden können, ebenso wie ihre praktische Verwendung nicht größte politische Bedeutung bekommen können, da Schlußfolgerungen und praktische Anwendung durch den Menschen für den Menschen geschehen. Sie enthalten jedoch kein politisches Element gewissermaßen konstitutionell.

Wie aber steht es mit gesellschaftlichen Wahrheiten? Ich glaube, auch hier sind nicht alle Wahrheiten inhärent [einer Sache innewohnend] politisch, obgleich sie natürlich alle politische Bedeutung haben. Ich meine, daß die Einzelwahrheiten, die niedrigste Stufe der Wahrheiten, die Anerkennung von Einzeltatsachen, wie die Worte des Testament politique von Friedrich II., nicht inhärent, konstitutionell „politisiert“ sind. Darum meine ich auch, daß ihre Anerkennung eine Frage des Charakters, nicht der „Weltanschauung“ ist.

Die Politik kann sich erst in die Interpretation von Zusammenhängen auf kleinerer und größerer Ebene mischen, also wenn es um „besondere“ und „allgemeine“ Wahrheiten geht. Das wird sehr deutlich auch aus den Vorwürfen, die Reichel und Kaehler, wie Vogler bemerkt, Lehmann machen. Vogler faßt diese Vorwürfe so in einer Fußnote zusammen: „W. Reichel rügt z. B. an Lehmanns Darstellung das ‚Unvermögen, die realen Notwendigkeiten des preußischen Staates in ihrer Zeit zu erfassen‘ (Reichel, Waltraut, Studien zur Wandlung von Max Lehmanns preußischdeutschem Geschichtsbild, Göttingen – Berlin – Frankfurt 1963, S. 38); er erfasse das Preußen Friedrichs II. ‚in einem Bilde von wirkungsvoller Einseitigkeit‘ (S. 40); in seiner Darstellung werde ‚das stehende Heer Preußens vom Zeitpunkt der Veröffentlichung des zweiten Bandes seiner Scharnhorst-Biographie an in steigendem Maße diskreditiert‘ (S. 59 f.); er habe ‚die eigenen Wunschbilder immer dann in die Vergangenheit reprojiziert ..., wenn er gegen die Wirklichkeit seiner Gegenwart eine vorgefaßte Meinung hegte‘ (S. 88); er habe sich ‚mehr und mehr einer objektiven Darstellungsweise‘ entfernt, ‚indem er der ›Historie‹ die Aufgabe zuschrieb, sittliche Werturteile zu fällen‘ (S. 91). – S. A. Kaehler betont gleichfalls, das subjektive Element habe Lehmanns Geschichtsschreibung beherrscht, und er fügt hinzu: ‚Das eigentlich Paradoxe an Lehmanns bedeutsamer Erscheinung bleibt nur der merkwürdige Widerspruch, daß dieser genuine Polemiker in dem fast naiven Glauben lebte, der ungefärbten, der absoluten Wahrheit gewissenshalber zu dienen‘ (Kaehler, Siegfried August, Max Lehmann und die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, in ‚Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen‘, Phil. hist. Klasse, Jg. 1958, Nr. 1, S. 43 f.).“²¹

²⁰ Ebendort, S. 94 f.

²¹ Ebendort, S. 95.

[187] Alle diese Vorwürfe kommen von rechts in der Politik. Alle diese Vorwürfe betreffen die „zweite Stufe“ der Wahrheit. Was aber das „Paradoxe“, das Kaehler bei Lehmann findet, betrifft, so ist es doch eine Selbstverständlichkeit für jeden echten Wissenschaftler, daß er meint und meinen muß, der Wahrheit (in jeder ihrer Stufen) zu dienen.

3. Ludwig Freiherr von Pastor –ein Phänomen, doch ohne Bedeutung

a. Die Leistung

In den „Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft“ wird Pastor nicht erwähnt. Auch I. S. Kon erwähnt ihn nicht in seiner „Geschichtsphilosophie des 20. Jahrhunderts“, ebenso wenig Bernheim in seinem „Lehrbuch der Historischen Methode und der Geschichtsphilosophie“. Und der gutmütige und milde Gooch, der alle erwähnt, schreibt über ihn: „Ein eifriger und sehr genauer Sammler von Tatsachen, ist er schwach in Einsicht und Überlegung.“²²

Pastor hat viel geschrieben, Biographien deutscher katholischer Politiker, über Savonarola, über Rom am Ende der Renaissance, über Generäle usw. Er hat die Geschichte des deutschen Volkes seines Lehrers Johannes Janssen mit Ergänzungen neu herausgegeben. Doch alles das ist mit Recht vergessen.

Niemals aber wird man vergessen seine „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des Päpstlichen Geheimarchivs und vieler anderer Archive bearbeitet“, Freiburg 1886-1933, 16 Bände, von denen einige nach seinem Tode erschienen sind, und die die Pontifikate von 1378 bis 1799 umfassen.

Pastor wußte gewissermaßen von Anfang an, was er wollte. In seiner Selbstdarstellung schreibt er: „Meine Berufswahl war längst entschieden, als ich das Reifezeugnis erhielt. Professor der Geschichte an einer Universität zu werden, war mein Ideal, nicht nur aus Freude am Lehren, sondern auch deshalb, weil diese Stellung allein die nötige Freiheit für die große Arbeit zu geben schien, zu welcher ich mich schon als Neunzehnjähriger entschlossen hatte. Am 8. Dezember 1873 gab mir (dem neunzehnjährigen – J. K.) Janssen in seiner Wohnung auf der schönen Aussicht Rankes Geschichte der Päpste zur Lektüre. Noch nie hatte ein Werk einen so mächtigen Eindruck auf mich gemacht wie dieses, aber neben allen Vorzügen entging mir ein großer Mangel nicht: Wie war eine erschöpfende Darstellung der Tätigkeit der Päpste möglich ohne Benutzung des vatikanischen Archivs? Wenn Ranke, ohne diese Fundgrube benutzen zu können, als Protestant schon ein so großartiges Bild von der weltumfassenden Wirksamkeit des Papsttums in der Neuzeit entwerfen konnte, was wird da ein Katholik, der das volle Verständnis der Institution besitzt, zu erreichen vermögen, wenn es ihm gelingt, in das vatikanische Archiv einzudringen? Dieser Gedankengang war maßgebend für den Entschluß zu meinem Lebenswerk. Daß [188] hiermit das Richtige getroffen war, hat die reiche Ausbeute aus dem päpstlichen Geheimarchiv bewiesen, während andererseits die Notwendigkeit des katholischen Verständnisses schon Otto von Heinemann in seinem Urteil über den 1. Band der Papstgeschichte hervorhob: ‚In mancher Hinsicht befähigt ihn dieser kirchliche Standpunkt zu einer richtigeren und zutreffenderen Auffassung von Personen und Verhältnissen, als sie einseitigen akatholischen Forschern möglich wird.‘ (Zarnckes Literarisches Centralblatt 1886, Nr. 44.)“²³

Und am Ende der Selbstdarstellung heißt es:

„Ein Freund schrieb mir unlängst: ‚Qu’est-ce qu’une grande vie? [Was ist ein großes Leben?] fragt ein geistreicher Franzose, Alfred de Vigny, und antwortet: Une pensée de la jeunesse, exécuté a l’âge mûr [Ein jugendlicher Gedanke, ausgeführt im reifen Alter].‘

Ich erwiderte, die Vollendung der im Manuskript bereits weit vorgeschrittenen Papstgeschichte bis zum Jahre 1800 stehe in Gottes Hand. Jedenfalls werde ich der Arbeit, der ich meine erste

²² G. P. Gooch, *History and Historians in the Nineteenth Century*. London 1913, S. 566.

²³ *Geschichtswissenschaft*, Bd. 2, S. 171.

Jugendkraft und die besten Jahre des Mannesalters gewidmet, auch als Greis treu bleiben gemäß meinem Wahlspruche: vitam impendere vero! [Sein Leben der Wahrheit weihen!]²⁴

Vielleicht hat Vigny recht, daß es ein großes Leben ist, wenn man in dessen Verlauf einen Jugendgedanken verwirklicht – ein großes Leben, wenn man es an der Erfüllung eines großen Jugendplanes mißt, ein großes Leben im persönlichen Urteil. Aber kommt nicht auch einiges auf die Qualität der Erfüllung an?

Fragen wir aber so, dann ergibt sich folgendes Merkwürdige:

In Bezug auf die Sammlung von Tatsachen (Einzelwahrheiten) hat Pastor in der Tat Einzigartiges geleistet. Und unter welchen Schwierigkeiten!

Was die Benutzung der päpstlichen Bibliothek betrifft, so ging es noch einigermaßen: „Mit welchen Schwierigkeiten damals die Benutzung der vatikanischen Bibliothek verbunden war, ahnt die jüngere Generation nicht. Es herrschte noch immer das verknöcherte System, über das Böhmmer, Ficker und Janssen so bitter geklagt. Im ganzen Jahre höchstens hundert Arbeitstage, von je nur vier Stunden. Im Arbeitssaal nur wenige Plätze, die ein günstiges Licht hatten, im Winter keine Heizung, nicht einmal das landesübliche Brett zum Schutz der Füße gegen den kalten Steinboden. Aber das alles wäre noch zu ertragen gewesen, wenn nicht eine veraltete Bibliotheksordnung und ungeeignete Beamte jede wissenschaftliche Arbeit auf das Äußerste erschwerten hätten. Irgendwelche Nachschlagewerke waren nicht zur Hand; wenn man ein gedrucktes Buch brauchte, so mußte dieses erst aus dem Appartamento Borgia, wo damals die Bücher aufbewahrt wurden, herbeigeht werden. Viel schlimmer noch war das Verbot der Einsichtnahme in den Handschriftenkatalog; es bedeutete eine große Gunst, wenn der Präfekt für wenige Augenblicke einen Einblick darin gestattete, und wenn man nun glücklich die Nummer einer Handschrift hatte, so hieß es nur zu oft, der Codex ist reserviert, eine Benutzung ist nicht gestattet.“²⁵

Hier handelt es sich jedoch nur um Ärgerlichkeiten. Anders steht es mit dem [189] Archiv. Pastor berichtet: „Dem Eindringen in dieses stellten sich die größten Schwierigkeiten entgegen. Seit 1870 war es infolge eines Vertrauensbruches des Präfekten Augustin Theiner fast für niemanden mehr zugänglich. Es war vorauszusehen, daß es für einen jungen, unbekanntem Gelehrten nicht leicht sein werde, dort Einlaß zu finden. Ich hatte mir deshalb von dem Wiener Nuntius, dem nachmaligen Staatssekretär Jacobini ein eindringliches Empfehlungsschreiben verschafft. In Rom nahm ich außerdem noch die Hilfe des Monsignor de Waal, Rektors des deutschen Campo Santo, bei dem ich Wohnung nahm, und des klugen Auditors der Rota Msgr. de Montel in Anspruch. Trotzdem war der Empfang, den ich anfangs fand, wenig hoffnungsvoll. Der Kardinal Staatssekretär Nina zeigte sich sehr schwierig und betonte immer wieder: ‚Wie kann ich Sie in das Archiv hineinlassen, selbst den Kardinälen ist der Zutritt unter Strafe der Exkommunikation verboten.‘ Ich erwiderte: ‚Eminenz, ich will gar nicht hinein, sondern ich bin zufrieden, wenn die Akten zu mir kommen.‘ Bei den Verhandlungen über diesen Vorschlag unterstützten mich Montel und Kardinal Franzelin. Trotzdem schienen die Schwierigkeiten unüberwindlich. Nicht bloß die Beamten des Archivs, auch viele Kardinäle widerstrebten. Eine von mir Papst Leo XIII. eingereichte Denkschrift verschaffte endlich im Januar 1879 die Erlaubnis, Handschriften des Archivs aus der vatikanischen Bibliothek benutzen zu dürfen, jedoch mußte ich mich verpflichten, meine Auszüge dem Archivpräfekten vorzulegen. Nachdem ich so mehrere Monate unter großen Schwierigkeiten gearbeitet hatte, starb der Präfekt. An seine Stelle trat der neuernannte Kardinal Hergenröther, dessen erste Amtshandlung darin bestand, daß er mir alle von seinem Vorgänger zurückbehaltenen Auszüge wieder einhändigte. Bald erfolgten noch andere Erleichterungen; am wichtigsten war, daß die Benutzung der Inventare gestattet wurde. Diese ermöglichte die Auffindung verloren geglaubter Papiere, so der Korrespondenz

²⁴ Ebendort, S. 193.

²⁵ Ebendort, S. 175 f.

des Kardinals Contarini während seiner deutschen Legation (1541), die ich im folgenden Jahre herausgab.“²⁶

Forscher überall in der Welt werden Pastor nachfühlen können, wie beglückt er war, in das Archiv eindringen und dort in Jahrhunderte alten Dokumenten arbeiten zu können, die zumeist niemals von Historikern benutzt worden waren. Ungeheure Schätze an Einzelwahrheiten taten sich ihm auf!

Aber wird der nächste Papst ebenso „liberal“ sein und weiter die Erlaubnis zur Benutzung des Archivs geben? Auch solche Besorgnisse kennen wir aus unserer Zeit. Pastor schreibt: „Bei der Übersiedelung nach Rom war ein Teil des 4. Bandes bereits fertiggestellt; aber nicht seiner Vollendung gehörten die zwei nächsten Jahre, sondern der Sammlung des Materials für die spätere Zeit. Maßgebend dafür war die in und außerhalb Roms bei den Fachmännern herrschende Furcht, mit dem Tode des greisen Leos XIII. werde dessen nicht genug zu rühmende Liberalität aufhören und wieder Erschwerungen in der Benutzung des vatikanischen Archivs eintreten. Diese Eventualität interessierte mich nicht nur persönlich, sondern auch als Direktor des historischen Instituts. Im Einverständnis mit dem Direktor des preußischen Instituts Paul Kehr, mit dem ich stets die besten Beziehungen unterhielt, wurde die Ange-[190]legenheit am 17. Oktober 1903 in einer Privataudienz, in welcher ich die vierte Auflage des ersten Bandes überreichte, an maßgebender Stelle zur Sprache gebracht. Pius X. erteilte mir die beruhigende Versicherung, daß die von Leo XIII. gewährten Erleichterungen in der Benutzung des Archivs fortbestehen sollten. Die Eröffnung des Archivs für die Gelehrten aller Länder und aller Konfessionen, so sagte der neue Papst, ist unzweifelhaft eine der größten Taten Leos XIII., sie kann der Kirche nur zum Nutzen gereichen: Non è da temere la verità [Die Wahrheit ist nicht zu fürchten].“²⁷

Und so schreibt Pastor weiter, einen Band nach dem anderen – und dazu kommen 30 andere Bände, an 200 Aufsätze und dazu über 22 von ihm betreute Bücher!

Doch schon Walter Goetz fragt und antwortet in seinem Nachruf:

„So steht man in der Tat einer gewaltigen Lebensarbeit gegenüber, die vor allem in ihren Auswirkungen auf die Welt nicht leicht überschätzt werden kann. Keiner der katholischen Historiker der letzten hundert Jahre hat solche Wirkung erzielt, auch Janssen nicht, obwohl er der nächste Wegebereiter war. ... Ist damit das endgültige Urteil über Ludwig Pastor festgelegt und ist sein Fleiß mit seiner Bedeutung gleichzusetzen? ...

Der Umfang einer Leistung, selbst wenn sie wertvolles Neues gebracht hat, kann nicht ausschlaggebend sein für die richtige Einreihung eines Autors in der Entwicklung unserer Wissenschaft.“²⁸

Für Goetz besteht die Hauptleistung von Pastor in folgendem: „Aber das alles wird doch zurückgedrängt durch die wahre Überfülle neuen, wertvollen Materials aus italienischen Archiven und Bibliotheken. Hier zeigt sich die stärkste Seite der Pastorschen Papstgeschichte: sie hat mit ihrem Stoffe das Einzelne aller Pontifikate von Martin V. an bis zu Pius VI., also für den Zeitraum von beinahe vier Jahrhunderten, aufgedeckt wie keiner zuvor. Und hier liegt sicherlich Pastors wahres und großes Verdienst: er erschloß der Wissenschaft in unermüdlicher Forschung ein überaus wichtiges Gebiet. Ich möchte es eine extensive Arbeit nennen, die er vollbrachte; sie ist des Dankes aller Historiker würdig.“²⁹

²⁶ Ebendort, S. 176 f.

²⁷ Ebendort, S. 186 f.

²⁸ W. Goetz, Ludwig Pastor, in: „Historische Zeitschrift“, Bd. 145, München und Berlin 1932, S. 551 f.

²⁹ Ebendort, S. 555.

b. Die drei Wahrheiten

Doch fährt Goetz gleich im nächsten Satz fort: „Selbst wenn er, wie bei Nachprüfung festgestellt worden ist, bei seinen archivalischen Studien gelegentlich einseitig auswählte und Stellen nicht wiedergab, die dem Zitat eine etwas andere Tönung gegeben hätten, oder wenn er, wie P. M. Baumgarten festgestellt hat, merkwürdigerweise das römische Staatsarchiv unbenutzt ließ, so bleibt doch dies eine bestehen: er erschloß alle diese Pontifikate von neuen Seiten her.“³⁰

Liegt entsprechend dem ersten Vorwurf hier nicht schon eine Verletzung der [191] „Einzelwahrheit“ vor? Nicht unbedingt, wenn es gilt, gerade eine wichtige Seite herauszuarbeiten – man müßte die Stellen im Einzelnen nachprüfen.

Aber solche Nachprüfung wird unwichtig, wenn wir gleich zur Frage der „allgemeinen“ Wahrheit übergehen. Als Pastor von Leo XIII. die Erlaubnis zur weiteren Benutzung des päpstlichen Archivs erhalten hatte, und der Papst bald darauf eine Reihe Historiker in Audienz empfing, erklärte dieser ihm persönlich: „Diese Fülle bisher noch unbekannter Dokumente wird Ihrer Arbeit hervorragenden Wert verleihen, und Ihnen selbst, wie ich hoffe, in der gelehrten Welt einen Namen machen, obschon“, fügte er hinzu, „wir in allem als letztes und höchstes Ziel die Ehre Gottes und die Verherrlichung seiner heiligen Kirche im Auge behalten müssen.“³¹

In der Tat ist das ganze Werk Pastors zur Verherrlichung der Kirche geschrieben – auch wenn Alexander VI. von ihm in die Hölle geschickt wird und er an anderen Päpsten Kritik übt. Das ganze Werk ist die materialreichste, bänderreichste Apologetik des Leiters einer gesellschaftlichen Institution, die je geschrieben wurde.

Oberstes Motto aber ist: Die Kirche hat immer recht, oder enger und zutreffender noch: die Kurie hat immer recht.

Und damit ergibt sich als Aufgabe der Geschichtswissenschaft, die Richtigkeit des katholischen Dogmas und der Kurienbeschlüsse in der Geschichte nachzuweisen. Nur wer das Dogma als Maßstab historischen Urteils nimmt, kann zur historischen Wahrheit auf den vom Dogma betroffenen Gebieten vordringen. Und die Geschichte des Papsttums ist im Grunde die Geschichte der Lenkung der Kirche, das heißt letztlich aller katholisch-frommen, aller darum zutiefst zivilisierten Völker durch Gott.

Marx ist durchaus der Ansicht, daß man sich die Welt auch religiös aneignen kann. Es gibt religiöse Weltanschauungen, die ein fortschrittliches Weltbild geben. Die religiöse Aneignung der Welt steht an Wahrheitsgehalt der wissenschaftlichen und der künstlerischen nach, aber daß sie dem Weltgeschehen Zusammenhang und Sinn geben kann, daß sie die Menschheit in Zeiten, in denen die Wissenschaft noch nicht bestand oder nur kümmerlich entwickelt und nur wenig zugänglich war, vorwärts bringen konnte, das läßt sich nicht bezweifeln. Sie erlaubt uns daher auch ‚gewisse allgemeine Wahrheiten zu erkennen, das heißt, uns die Realität in einem bestimmten Maße an zueignen.

Von dieser religiösen Aneignung aber ist ganz scharf der Versuch zu unterscheiden, auf der Basis von religiösen Dogmen, Kurienbeschlüssen und päpstlichen Enzykliken die Geschichte zu interpretieren, das heißt die Realität sich anzueignen zu suchen.

Natürlich wird niemand leugnen, daß methodologisch ein solches System erlaubt, sich die Realität sehr bequem „anzueignen“ in dem Sinne, daß sie wohlgeordnet vor einem liegt – aber natürlich ist das nicht mehr die Realität, die vor einem liegt, sondern ein völliges Zerrbild von ihr. Das Bestechende bei solcher „Aneignung“ ist, daß dieses Zerrbild einen viel klarer übersichtlichen Eindruck macht als die wirkliche Realität, denn diese ist immer, worauf gerade Lenin so oft hingewiesen hat, viel reicher und komplizierter als selbst die wissenschaftliche

³⁰ Ebendort.

³¹ J. Janssens, Briefe, hg. von L. v. Pastor, Bd. II, Freiburg 1920, S. 171, Anmerkung 4.

Aneignung sie uns darstellt; das ist ja auch der Grund, warum ein gut beobachtender Gesellschaftswissenschaftler [192] selbst auf einem engsten, jahrzehntelang durchforschten Gebiet immer wieder neue Forschungsanregungen aus der Realität (Praxis) erhält.

Der Weg der Deduktion von Dogmen, Kurienbeschlüssen oder ihnen entsprechenden Dikten hat zahlreiche Gesellschaftswissenschaftler an der Aneignung der Welt verhindert. Wer nicht von der lebendigen Anschauung der Einzeltatsachen zu den „besonderen“ Wahrheiten und von diesen zu den „allgemeinen“ Wahrheiten aufsteigt, wer versucht, die Einzeltatsachen, nur allzuoft noch unter Überspringen der „besonderen“ Wahrheiten, sogleich in das Prokrustesbett der Hauptdogmen zu pressen, der hat zwar ein wohlgeordnetes „Weltbild“, kann sich aber nicht die Realität aneignen und ist kein Wissenschaftler, der auch nur zur „besonderen“ Wahrheit vordringen kann. Ja, er wird auch leicht geneigt sein, schon im Stadium der Suche nach den ersten, den „einzelnen“ Wahrheiten zu scheitern, wie man es Pastor von kompetenter Seite vorgeworfen hat.

In diesem Zusammenhang ist auch das folgende „gemischte Lob“ von Goetz für Pastor von Interesse: „Und man darf noch ein Weiteres rühmen: Wissenschaft, Literatur und Kunst kommen neben Kirche und Staat im Umfang der Schilderung zu ihrem Recht. Am wenigsten die Wirtschaft, obwohl doch das Finanzwesen des Papsttums ein wichtiger, wenn auch oft peinlicher Teil der Papstgeschichte ist. Die Verflechtungen mit der Geldwirtschaft, die Rückwirkung der päpstlichen Politik auf die Finanzen, der Widerhall dieser schonungslosen Finanzpolitik in der Christenheit treten nicht genugsam hervor. Aber auch in die Gebiete des geistig-künstlerischen Lebens vermag Pastor schon um deswillen nicht richtig einzudringen, weil er hier keinen andern Maßstab als den kirchlichen kennt.“³²

Ich glaube, ich hatte recht, Pastor ein Phänomen zu nennen: ein Phänomen an Fleiß, an Breite des Interesses, an Eifer in der Benutzung und Ausbreitung von Einzeltatsachen – und doch ohne Bedeutung als Wissenschaftler, das heißt als wissenschaftlicher Aneigner der Realität.

Sein Werk aber wird wohl insofern immer bestehen, als niemand erneut eine Geschichte der Päpste schreiben wird, denn das Unternehmen als solches hat keinen geschichtlichen Sinn, ebenso wenig wie die Geschichte der Könige eines Landes oder der Oberbefehlshaber einer Armee. Stets werden einige Päpste ein Interesse erwecken, aber eine doch recht willkürlich zusammengesetzte Reihe von Päpsten? diese ist kein sinnvolles Thema einer historischen Untersuchung.

4. Georg von Below – der untaugliche Polemiker gegen untaugliche Kollegen

Georg von Below kommt aus dem preußischen Uradel, aus echter alter Junkerfamilie, mit einem merkwürdigen Einschlag von Studierenden schon im 16. und 17. Jahrhundert – sogar einem Rektor in Rostock. Im 18. und 19. Jahrhundert gibt es natürlich eine Reihe von Generälen. Der Vater scheint geistig besonders zurückgeblieben, wurde, da er das Abitur nicht schaffen würde, ins Kadettenkorps gesteckt, fiel auch [193] einmal durch das Offizier-Examen – aber heiratete ein offenbar recht erstaunliches Mädchen, die Freiin Marie von der Goltz.

Der junge Below bekam als kleiner Junge Kinderlähmung, die er niemals ganz überwand – und Psychologen mögen daraus auf seine Freude an intellektueller Polemik schließen und auch eine Ursache dafür darin sehen, daß seine Frau ihn in der Biographie, die sie von ihrem Manne geschrieben, öfter den „männlichsten der Männer“ nennt.

Über sein Leben unterrichtet Hans Krause in einer Studie über „Die alldeutsche Geschichtsschreibung vor dem ersten Weltkrieg“:

„Georg von Below stammte aus dem ostpreußischen Junkertum. Der 1858 Geborene erlangte bereits 1889 seine erste außerordentliche Professur und war seit 1891 an verschiedenen deutschen Universitäten (ab 1905 in Freiburg) als ordentlicher Professor tätig. Durch seine rege

³² W. Goetz, a. a. O., S. 556.

literarische Tätigkeit erlangte er bald den Ruf eines der führenden deutschen Verfassungs- und Wirtschaftshistoriker. Below wurde in den Vorkriegsjahren zu einem der prominentesten deutschen Historiker, er war zusammen mit Meinecke Herausgeber des vielbändigen ‚Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte‘ (seit 1903) sowie Mitherausgeber der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (seit 1903) und gehörte seit 1910 dem Komitee bekannter Historiker an, das dem Herausgeber des führenden Organs der deutschen Historiker, der Historischen Zeitschrift, beigegeben war.

Der überkritisch und kämpferisch veranlagte Historiker beschäftigte sich vor allem mit Fragen der Entstehung der deutschen Städte und der Entwicklung des deutschen Staates im Mittelalter, wobei er sich gegen zahlreiche bekannte Vertreter des Fachgebiets (Schmoller, Haller, Gierke, Bücher und Sombart) wandte. Below, durch seine Herkunft dazu veranlagt, wurde von Treitschke und den kleindeutschen Historikern nachhaltig beeinflusst und sah wie diese im Machtstaatsgedanken den Ausgangspunkt seiner Forschungen. Er war daher in der Folgezeit bemüht, den staatlichen Charakter des deutschen Reiches im Mittelalter nachzuweisen, besonders in seinem Hauptwerk ‚Der deutsche Staat des Mittelalters‘ (1. und einziger Band 1914). Below war ein ausgesprochener Reaktionär; Historiker wie Schmoller, Lamprecht oder Gothein waren daher wissenschaftlich- wie politisch seine Gegner.³³

Welche Bedeutung Treitschke für ihn hatte, schildert er in seiner „Selbstdarstellung“: „Bei Treitschke hörte ich seine Politik. Ein Studienfreund, der ebenso wie ich Treitschkes Vorlesungen in der Mitte seiner Semester hörte, sagte mir, er teile seine Studienzeit in zwei Abschnitte, vor und nach Treitschke. Die gleiche Empfindung hatte ich. Was mich, den leidenschaftlich politisch bewegten Studenten, an Treitschke fesselte, war nicht bloß die politische Erörterung an sich und der Umstand, daß er wesentlich das politische Ideal vertrat, dem ich anhing; vor allem wirkten sein Idealismus und seine hohe Bildung, die sich in einer wahrhaft sinnvollen Behandlung der Geschichte äußerten. Es war der Unterschied zwischen sinnvoller Erfassung und empiristischem Kram, den ich hier fand.“³⁴

[194] Zu korrigieren an der Darstellung von Krause ist, daß Lamprecht keineswegs etwa ein scharfer politischer Gegner von Below war. Beide waren rabiate Vertreter des deutschen Imperialismus, beide gehörten dem Alldeutschen Verband an.

Überhaupt muß man feststellen, daß Below sehr wohl mit politischen Gegnern zusammenarbeiten konnte, wenn es ihm wissenschaftlich paßte. So berichtet er, der wütende Gegner der Sozialdemokratie, über seine Mitarbeit in der „Zeitschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte“ deren Herausgeberschaft (als „Vierteljahrschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte“) er schließlich zusammen mit Stephan Bauer und L. M. Hartmann übernahm: „Meine Untersuchungen über die Entstehung des Handwerks veröffentlichte ich in der einige Jahre vorher durch L. M. Hartmann, St. Bauer, Szanto und K. Grünberg begründeten Zeitschrift für Wirtschaftsgeschichte, bei der ich natürlich von Anfang an Mitarbeiter geworden war. Indem ich den Versuch unterlasse, die allgemeinen Umstände der Entstehung der Zeitschrift – ihre Begründung bedeutet ein Ereignis in der Entwicklung der Wirtschaftsgeschichte – darzulegen, hebe ich nur hervor, daß ein Motiv für ihre Begründung zweifellos in Bestrebungen des Sozialismus lag. Die diesem angehörenden Begründer erhofften offenbar von der stärkern Pflege der Wirtschaftsgeschichte eine Verstärkung und größere Verbreitung der sozialistischen, marxistischen Anschauung. Ich erwähne dies, weil ich sonst stets schlechthin als Gegner des Sozialismus aufgetreten bin, hier sich mir aber eine Gelegenheit bietet, auch einmal vom Nutzen sozialistischer Bestrebungen zu sprechen.“³⁵

³³ Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, Bd. 2, S. 199 f.

³⁴ Geschichtswissenschaft, Bd. 1, S. 12.

³⁵ Ebendort, S. 28.

Über die politische Entwicklung von Below, zusammen mit der des Historikers Dietrich Schäfer, schreibt Krause:

„Der bei Below von Hause aus vorhandene Nationalismus preußisch-deutscher Prägung entwickelte sich mit Beginn der imperialistischen Periode wie bei Schäfer zum Chauvinismus alldeutscher Prägung. Wie sein Gesinnungsgenosse Schäfer fühlte sich Below, der Nachfahr der kleindeutschen Schule, als politischer Historiker und verteidigte in einem Aufsatz von 1923 das ‚gute Recht der politischen Historiker‘. * ...

Während Schäfer im Rahmen des Alldeutschen Verbandes Vertreter der National-liberalen Partei war, kam Below von den Konservativen. Seit 1907 nahm er im Rahmen der beiden konservativen Parteien an der Tagespolitik aktiv teil. Er hatte bereits vorher für Tageszeitungen und Zeitschriften Artikel über politische Fragen geschrieben, seit 1909 nahm diese Tätigkeit jedoch beträchtliches Ausmaß an. Im Gegensatz zu Schäfer behandelte der Reaktionär Below vor allem innenpolitische Fragen. Er erwies sich hierbei als erbitterter Gegner der Demokratie und der Gewährung von Konzessionen an die breiten Massen, als Feind der Ausweitung des allgemeinen Wahlrechts und Verfechter des Machtstaates in der Gegenwart.

Below war damit als Mitstreiter in den Reihen der Alldeutschen willkommen. Durch seine Mitwirkung im Wehrverein stellte er sich den aggressivsten Kreisen des deutschen Imperialismus auch als Ideologe bei der unmittelbaren Kriegsvorbereitung zur Verfügung. Offen in den Dienst des Alldeutschen Verbandes trat Below [195] dann während des ersten Weltkrieges, als er in verschiedenen vom Verband getragenen Organisationen wie der Vaterlandspartei mitwirkte. Wiederum kam es hier bei zahlreichen Gelegenheiten zur Zusammenarbeit zwischen Schäfer und Below. Beide reaktionären Historiker wirkten auch nach 1918 bei der Kolportierung der Dolchstoßlegende und in ihrem Kampf gegen die Weimarer Republik zusammen.³⁶

Man erinnere sich in diesem Zusammenhang noch einmal daran, daß der Herausgeber der „Selbstdarstellungen“, ein gewisser Dr. Sigfrid Steinberg, im Vorwort des ersten Bandes davon spricht, daß seine Autoren – Below gibt die erste Selbstdarstellung im ersten Band! – „neue Ziele gewiesen und das geschichtliche Verständnis der Nation in erheblichem Masse gefördert“ hätten. Ich weiß nicht, was aus Sigfrid Steinberg geworden ist, es interessiert auch niemanden, außer daß man hoffen muß, daß seine Autoren ihm nicht den „neuen Weg“ nach Auschwitz und das „neue Ziel“ des Gasofens gewiesen haben.

Below war der geborene Polemiker. Seine Frau schreibt in der Biographie ihres Mannes: „Wenn ich den im Besitz seines Glückes –, eigenes Heim, befriedigendste Tätigkeit und Auswirkung –, frohgemuten Manne während der rasch aufeinanderfolgenden wissenschaftlichen Fehden mehr als einmal, auch unter Tränen, bat, sich doch zu mäßigen, nicht gar so scharf vorzugehen, erwiderte er freundlich, aber in knappster Bestimmtheit: ‚nein, das muß sein – jemand muß den Mut haben, den Wust auseinanderzuwirren!‘ Ich lernte es ja auch je länger je mehr einsehen, daß es ihm um das Tiefinnerlichste seines Wesens, seiner Forschung ging, die Wahrheit – so wie er sie sah – zur Geltung kommen zu lassen.“³⁷ Es hat schon fast etwas Rührendes, zu sehen, wie diese ihren Mann so verehrende Frau von der „Wahrheit – so wie er sie sah –“ spricht.

In der Tat kann man wohl sagen, daß kein bürgerlicher Historiker gegenüber seinen bürgerlichen Gegnern so oft recht hatte, sie zu bekämpfen, und dabei selbst so oft unrecht in der Vertretung seiner eigenen Ansichten hatte. Selten haben zwei bürgerliche Wissenschaftler so Unrecht gehabt wie Below und sein jeweiliger Gegner. Dabei war Below seinem Gegner als Kämpfer (nicht sachlich!) stets überlegen. Ernst Engelberg, der eine bemerkenswerte Sympathie für Lamprecht in seinem „Methodenstreit“ mit Below hat, schreibt über Below: „Die Diskussion um Lamprecht

* C. v. Below, Das gute Recht der politischen Historiker, in: Preußische Jahrbücher, Bd. 193, 1923, S. 283-303.

³⁶ Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, a. a. O., S. 200 f.

³⁷ M. v. Below, Georg von Below, Stuttgart 1930, S. 54.

in den 90er Jahren drohte zu versanden. Darum war im Interesse der ideologischen Reinhaltung der bürgerlichen Geschichtsschreibung und der strammen Erziehung des wissenschaftlichen Nachwuchses eine abschließend moralisch-politische Exekution Lamprechts notwendig. Dazu bedurfte es eines unerschrockenen Mannes – eines Mannes, der, durch keinerlei Liberalismus angekränkt, sophistisch ebenso gewandt wie politisch instinktsicher war. Dieser Mann war Georg von Below, der allemal dreinschlug, wenn es galt, den Hohenzollernstaat und deutschen Imperialismus vor angeblichen oder wirklichen Zersetzungserscheinungen in den eigenen Reihen zu schützen.“³⁸

Ich habe mich in meinem Buch „Bild und Begriff“ ausführlicher mit den Darlegun-[196]gen Lamprechts zu der Problematik „Wissenschaft und Kunst“ auseinandergesetzt und dort einleitend in dem Abschnitt über Lamprecht geschrieben:

In „Meyers Neues Lexikon“ wird Karl Lamprecht ein „fortschrittlicher bürgerlicher Historiker“ genannt. Diese Einschätzung beruht auf dem Urteil einer Reihe unserer Historiker. Ich meine, daß Lamprecht ein Reaktionär in der Politik (Mitglied des Alldeutschen Verbandes!) und ein kümmerlicher Dilettant als Historiker war. Die Tatsache, daß er mit einem ihm an wissenschaftlichem Format weit überlegenen anderen Reaktionär in Streit geriet und die Mehrzahl der Fachhistoriker sich gegen ihn stellte, macht ihn noch nicht zum fortschrittlichen Historiker, sondern erklärt sich im Falle der Mehrheit seiner Kollegen aus dem uralten Haß der Fachidioten gegen einen arroganten und überheblichen dilettierenden Quasselkopf. Dabei sei nicht bestritten, daß, solange sich Lamprecht in seiner Jugend auf das Gebiet der Wirtschaftsgeschichte und Akteneidition beschränkte, er Ordentliches leistete. Lamprecht ist der relativ seltene Fall eines Mannes, der sich schnell vom Fachmann zum Laien, vom Wissenschaftler zum durch wenig Sachkenntnis belästigten Schwätzer entwickelte.

Ein dilettierender Quasselkopf, der sich unglücklicherweise und nicht ohne Breitenwirkung um die Jahrhundertwende auch mit der Frage des Verhältnisses von Kunst und Wissenschaft in der Geschichtsschreibung beschäftigt hat. Wir verfolgen seine Gedankengänge nach seiner programmatischen Schrift „Die kulturhistorische Methode“.

Gleich auf der ersten Seite seiner Abhandlung stellt Lamprecht die Frage: „Gehört die heute bestehende wie die historiographische Praxis überhaupt der Kunst an oder der Wissenschaft?“ Und geht dann so an ihre Beantwortung:

„Wir suchen der Antwort durch eine Betrachtung zunächst nicht auf dem Gebiete der Geschichte im engeren Sinne, sondern auf dem Gebiete der Naturgeschichte näherzutreten. Kann ich einen bestimmten Baum oder ein bestimmtes, individuelles Tier nach den Seiten hin, die ihre Individualität ausmachen, in denen sie also einzigartig, singulär sind, wissenschaftlich exakt, und das heißt logisch erschöpfend, beschreiben? Ich sage von dem Baum aus, er sei von rissigem Stamme, er habe matte Blätter, er zeige ein konisch geformtes Blätterdach usw., und ich bemerke von dem Tier, es habe einen gefleckten Pelz, es hinke auf einem Fuß usw. Mit anderen Worten, ich umgrenze das individuelle Wesen des Baumes, des Tieres durch eine Summe von Urteilen, die auf Applikation allgemeiner Begriffe, wie rissig, matt, konische Form usw., auf den zu beschreibenden Gegenstand beruhen.

Erschöpfe ich aber mit einer solchen Charakteristik wissenschaftlich das individuelle Wesen des Baumes, des Tieres? Niemals. Das Individuelle als Ganzes ist anschaulich; es läßt sich durch eine Beschreibung, durch eine Umschreibung mittelst Begriffen wohl der Phantasie einigermaßen vergegenwärtigen, niemals aber völlig exakt wiedergeben. Jeder Versuch der Umschreibung des Individuellen, er sei roh oder fein, gehört daher nicht der Wissenschaft an, sondern der Kunst: die Kunst geht auf die Belebung des Anschaulich-Individuellen in der Phantasie.“

³⁸ Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, a. a. O., S. 145 f.

Also jede Analyse und Darstellung des Einzelnen ist Kunst, da sie nicht „völlig exakt“ sein kann. Und wenn wir daran denken, daß jedes gesellschaftswissenschaftliche Gesetz, wie Lenin erklärte, ebenfalls nicht „völlig exakt“ sein kann, sondern nur eine [197] Annäherung an die Wahrheit, so würde sich nach Lamprecht alle Wissenschaft von der Gesellschaft in Kunst auflösen müssen.

Man kann sich vorstellen, daß sich alle Fachhistoriker gegen solche Ausführungen erhoben. Dazu kommt aber noch, daß Lamprecht (wenn auch ganz unsinnige), sagen wir, Tendenzen zur Anerkennung von historischen Gesetzmäßigkeiten hatte. Und Engelberg schreibt mit vollem Recht: „Was sowohl die liberalen als auch die konservativen Historiker Karl Lamprecht ‚am wenigsten verzeihen‘ konnten – wie v. Below knirschte –, war die Vernachlässigung des Staatsgedankens und das Kokettieren mit Gesetzmäßigkeiten.“³⁹

Der Streit nahm die erstaunlichsten Formen an. Frau v. Below berichtet: „Die schlimmste Fehde in den 90er Jahren war der Kampf um Karl Lamprecht, von seiten Belows nicht der Person, die er in der Erinnerung an anregende Bonner Eindrücke in ihren blendenden Eigenschaften zu schätzen wußte, sondern der ihm verhaßten uferlosen Weitschweifigkeit und Verschwommenheit geltend. Lamprecht hatte auf die wiederholten und gewiß nicht sanften Angriffe Belows schließlich mit einer Beleidigung in einer wissenschaftlichen Zeitschrift geantwortet, worauf Below, dem Rate angesehener Kollegen folgend, auf Einsetzung eines Schiedsgerichts bestand. Nach langem Hin und Her über die für ein solches in Betracht kommenden ‚unparteiischen‘ Historiker und Juristen gab Lamprecht, bevor das Schiedsgericht in Tätigkeit trat, eine Genugtuung gebende Erklärung ab, mit welcher Below sich befriedigt erklären konnte. Eine Anzahl hervorragender Kollegen stand dem zu Unrecht beleidigten heißen Kämpfer mit Rat und Tat zur Seite, ganz besonders Max Lenz opferte viel Zeit und Mühe, um den übelzugespitzten Streit zum erwünschten Austrag zu bringen (eine große Anzahl Briefe, auch Telegramme, legen davon Zeugnis ab), und mein Mann hat jene treue Unterstützung und Beratung durch eine lebenslange verehrungsvolle Freundschaft besiegelt. Auch Ritter, Max Lehmann und manche andere beteiligten sich keineswegs nur als Zuschauer.“⁴⁰ Alfred Dove schrieb an Below: „Mit Ihrem prächtigen Aufsatz über die neue historische Methode haben Sie mir, wie Sie wohl vorauswußten, das größte Vergnügen bereitet ...! Ich bewundere Ihre Leistung, denn einen so konfusen Gegner für den Leser klar zu zeichnen und zu widerlegen, ist wahrlich kein bequemes Geschäft ... Ich habe meine hiesige Antrittsrede neulich mit einer kurzen mündlichen Abwehr der neuen Offenbarungen eröffnet, weil diese unter törichten Nationalökonomien und dergleichen ernsthaft bewundert werden. Im Druck gegen L. aufzutreten, hab ich mich immer gescheut; er hätte mich doch wahrscheinlich wieder, wie meinen Rankeartikel in der A. D. Biogr., mit dem mitleidigen Lob: ›im besten Sinne naiv‹ abgefertigt. Zudem versteht er einen niemals recht, sondern entnimmt dem Gegner stets nur neues Material zu verdrehten Anschauungen und Begriffen. Knapp soll neulich sehr anziehend dargelegt haben, warum ein Buch wie L.'s Deutsche Geschichte auf Oberlehrer und Unterarchivare notwendig imponierend wirken müsse. Erwägt man jedoch, daß diese selben achtungswerten Menschenklassen noch vor wenigen Jahrzehnten sich durch Ranke, Waitz, Sybel, Treitschke [198] imponieren ließen, so ermißt man den ganzen ungeheuren Rückgang unsrer höheren Bildung ... Windelband wird nächstens in den Jahresberichten kurz und widerwillig mit Lamprecht abrechnen, Rickert gelegentlich ausführlicher. Doch genug – das Thema ist unerschöpflich ...“⁴¹

In zwei Dingen wird man Dove völlig zustimmen: Lamprecht war ein „konfuser Gegner“, was umso deutlicher im Gegensatz zu Below wird, der sich stets durch sehr prägnanten Unsinn auszeichnete, wenn es um Methodenfragen ging. Und Lamprecht verstand es in seiner maßlosen Arroganz auch niemals, den anderen sorgfältig zu lesen und ihm zuzuhören.

³⁹ Ebendort, S. 145.

⁴⁰ M. v. Below, a. a. O., S. 72 f.

⁴¹ Ebendort, S. 74 f.

Es ist erstaunlich zu sehen, wie alle führenden Historiker Deutschlands um die Jahrhundertwende sich gegen die Anerkennung „historischer Gesetze“ erhoben – wo doch, nach der griechischen Antike (Thukydides) es vor allem die Geschichtschreiber der Bourgeoisie waren, die wieder Gesetzmäßigkeiten, und zwar so viele zutreffende Gesetzmäßigkeiten, in der Geschichte erkannten. Eine solche Erscheinung findet sich weder im übrigen Westeuropa noch in den Vereinigten Staaten. Allerdings gab es auch kein Land, in dem der Historische Materialismus bereits einen solchen Einfluß hatte, wie in Deutschland – was natürlich stärkste Abwehrreaktion hervorrief.

Auch beschränkte sich diese Ablehnung von Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte keineswegs auf die Historiker. Wir finden sie auch bei den Philosophen und zum Teil auch bei den Wirtschaftswissenschaftlern. Hans Schleier schreibt in seiner Studie zur Ranke-Renaissance:

„Am ausführlichsten suchten Below und Hintze die Wirksamkeit historischer Gesetze zu widerlegen. Für Below war Lamprechts Vorliebe für Gesetze einfach ‚ein Erbstück aus dem philosophischen Zeitalter‘, das er seit der Historischen Schule und seit Ranke überwunden glaubte. Die Annahme historischer Gesetze erledigte sich für ihn mit der Bemerkung, daß sie ‚nicht nachzuweisen‘ seien, eine Behauptung, die er fleißig mit Zitaten von professoralen Autoritäten wie Ranke, Schmoller, Treitschke oder Harnack ‚belegte‘. Darüber hinaus wollte Below aber durch die Geschichtswissenschaft auch die anderen Wissenschaften davor bewahren, nach Gesetzen in Natur und Gesellschaft zu forschen: ‚Wenn es der Zweck der Wissenschaften ist, eine Gesamterkenntnis hervorzubringen, so fällt der Historie dabei zunächst die Rolle zu, auf die Relativität aller der Behauptungen hinzuweisen, die die systematischen Wissenschaften aufstellen.‘* Mit der ‚unbefangenen historischen Beobachtung der Einzelheiten des geschichtlichen Verlaufs‘ wollte Below das kräftigste Mittel zur ‚Widerlegung der materialistischen Geschichtsauffassung‘ entdeckt haben, zu der er – unsinnigerweise – auch Karl Lamprecht rechnete.

Als weitere Widerlegung Lamprechts übernahm Below von Wandelband die völlige Trennung der Natur- und Gesellschaftswissenschaften und deren angeblich völlig unterschiedlichen Erkenntnisprozeß. Gegen Lamprechts Anleihen bei den Naturwissenschaften erklärte Below kategorisch, Natur- und Gesellschaftswissenschaften [199] stehen ‚in unvereinbarem, in feindlichem (!) Gegensatz zueinander‘** ... Nicht nur, daß die Rachfahl, Below oder Hintze sich in ihren Streitschriften auf Dilthey, Windelband oder Rickert bezogen, auch diese polemisierten in ihren Arbeiten gegen die Erkennbarkeit historischer Gesetze. Der Methodenstreit griff somit auf die Nachbarwissenschaften über. Einzelgänger wie Karl Lamprecht konnten sich aber gegen die geschlossene Front der reaktionären Ideologen nicht durchsetzen.“⁴²

Der letzte Satz ist falsch. Denn einmal war Lamprecht ebenfalls ein Reaktionär, und sodann hatte er auch zahlreiche, sagen wir, relativ fortschrittliche Historiker gegen sich – zum Beispiel Max Lehmann oder G. Fr. Knapp. Knapp, dessen Buch über „Die Bauernbefreiung“ auch heute noch von Marxisten mit Gewinn gelesen wird, schrieb zum Beispiel an Below: „... ‚Ihre freundliche Zusendung über die Stadtwirtschaft habe ich mit herzlichstem Dank erhalten und gelesen ... Auch diesmal habe ich sehr viel gelernt. Ihre sorgfältige kritische Art und besonders Ihre Unerbittlichkeit hat doch bedeutende Erfolge zu verzeichnen. Vor allem aber ist diese Art zu arbeiten bei Ihnen mehr und mehr menschenfreundlich geworden, und ich könnte nicht mehr wie damals in Innsbruck (mein Mann hatte sich dort auf dem Historikertag 1896 lebhaft beteiligt), zur Mäßigung raten ... In der Sache selbst ist mir nichts ekelhafter, als wenn die Leute von irgend welchen, insbesondere von Entwicklungsgesetzen reden. Dies zeigt mir immer einen Mangel an Urteil an. Nun gar noch die endlose Reihe von Gesetzen, die ›manchmal‹ eintreten! Ich habe nach dieser Seite keine Geduld mehr. Meine Meinung ist ganz einfach: es genügt ja

* G. v. Below, Die neue historische Methode, in: Historische Zeitschrift, Bd. 81, 1898, S. 234, 241.

** Ebendort, S. 242, Anmerkung, 245.

⁴² Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, a. a. O., S. 116 f.

völlig, wenn wir Historiker sagen können: in Brandenburg ist es so und so gewesen. Richten wir doch unsere Aufmerksamkeit darauf, dies so und so Gewesene wieder zur Anschauung zu bringen (nicht nur Namen dafür zu erfinden). Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie kritisch ausjäten und die Ernte sichern' ...⁴³

Denken wir wieder an die drei Stufen der Wahrheit, an die „einzelne“, an die „besondere“ und an die „allgemeine“, dann sehen wir, wie die Historiker der deutschen Bourgeoisie fest geschlossen um die Jahrhundertwende gegen die Existenz einer „allgemeinen“ Wahrheit in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft auftreten.

Sie sind im Grunde doch wohl mit wenigen Ausnahmen aus Wissenschaftlern im besten Falle zu geschickten Handwerkern geworden. Eine erstaunliche Entwicklung – und das auch noch in „Selbstdarstellungen“ geboten!

5. Alfons Dopsch und das Problem der Kontinuität

Der Begriff der Industriellen Revolution ist eigentlich allen Studenten der Gesellschaftswissenschaften an allen Universitäten der Welt bekannt – insbesondere wenn es sich um diesen Prozeß in England handelt. Daher gelang es mir eigentlich stets, bei ihnen Überraschung zu erwecken, wenn ich ihnen erklärte, daß der bekannte [200] (aber nicht bedeutende) englische Wirtschaftshistoriker T. S. Ashton aus lauter Angst vor künftigen Revolutionen, zwar nicht jede Revolution in der Vergangenheit, nicht die Große Französische Revolution von 1789 oder die Große Sozialistische Revolution vom Oktober 1917, wohl aber für England zumindest die Revolution in der Industrie ableugnete. Die Große Französische Revolution mag bedauerlicherweise stattgefunden haben, aber sie beruhte wohl auf einem Mißverständnis, und die Oktoberrevolution, ja sie war ihm natürlich eine Fehlleistung. Die Industrielle Revolution in England aber war doch ganz offenbar auch den heftigsten Monopol-Apologeten ein positives Ereignis, war jedem Bourgeois so in der Vergangenheit erschienen – und so muß man sie, um eine „positive Revolution“ aus der Geschichte verschwinden zu lassen, in Kontinuität verwandeln, denn eine „gute Revolution“ kann und darf es nicht geben. In seinem Buch *An economic history of England: The 18th century*⁴⁴ bemerkt Ashton einleitend:

„Ich habe ganz bewußt die Kontinuität des Wirtschaftslebens im 18. Jahrhundert betont und habe wenig gesprochen von technologischen Veränderungen, von der Politik und von den Ideen der Periode oder von ihren modernen Rekonstruktionen, die in solchen Worten wie Kapitalismus, Merkantilismus und Imperialismus enthalten sind.“

Das heißt, in einem Buch, das das Jahrhundert einer so grandiosen Revolution, wie sie die Einführung der Maschine in den Produktionsprozeß bedeutet, behandelt, spricht der Verfasser bewußt „wenig von technologischen Veränderungen“. In keinem Jahrhundert hat das Volk Englands so Gewaltiges für den Fortschritt der Menschheit getan, in keinem Jahrhundert hat das Bürgertum irgendeines Landes so große und umwälzende technische und ökonomische Leistungen vollbracht wie das englische im 18. Jahrhundert. Und Ashton sieht seine Aufgabe darin, zu zeigen, daß das 18. Jahrhundert nichts Neues, das hervorzuheben wäre, gebracht hätte; er meint vielmehr, daß es notwendig wäre, alles Schwergewicht auf die Kontinuität der Wirtschaftsentwicklung zu legen! Ein Epigone von Toynbee und einer ganzen Reihe weiterer bedeutender Wirtschaftshistoriker, scheut er vor der Betrachtung der gewaltigen Leistungen Englands im 18. Jahrhundert zurück, weil sie, wie Engels in der Einleitung zu seiner „Lage der arbeitenden Klasse in England“ sagt, eine Revolution von weltgeschichtlicher Bedeutung brachten! Das ganze Streben Ashtons geht darauf hin, die weltgeschichtliche Revolution, die sich im England des 18. Jahrhunderts vollzog, in eine harmlose „Kontinuität der Geschichte“ zu verwandeln.

⁴³ M. v. Below, a. a. O., S. 71.

⁴⁴ London 1955.

Diese Tendenz, die Kontinuität an die Stelle der Revolution zu setzen, beobachten wir bei vielen Historikern der Bourgeoisie im größten revolutionären Jahrhundert der Menschheitsgeschichte, dem 20. Jahrhundert. Etwa bei H. Pirenne, wenn er den revolutionären Übergang vom Römischen Reich zur feudalen Gesellschaft in Westeuropa behandelt. Doch bei keinem so ausgesprochen wie bei Dopsch.

Dopsch war Österreicher und Großdeutscher. Schon über seine Gymnasialzeit schreibt er:

„Während der Sommerferien unternahm ich Reisen nach Deutschland, wobei wir [201] landschaftlich reizvolle Gegenden, wie die Sächsische Schweiz, Thüringen und den Harz zu Fuß durchwanderten.

Meine politische Gesinnung war damals bereits ausgesprochen großdeutsch. Wir schwärmten für die Größe Deutschlands und begeisterten uns an dem Gedanken der Vereinigung aller Deutschen auch in staatlicher Beziehung. Dresden und Berlin habe ich eher kennen gelernt als Prag und Wien.“⁴⁵

Über sein Studium am „Institut für österreichische Geschichtsforschung“ in Wien schreibt er: „Die philosophisch-kritische Methode sorgsamster Quelleninterpretation haben diese Jahre mir ebenso nahe gebracht, wie ich erst so recht schauen und sehen lernte. Kritischen Sinn hatte ich bereits aus meiner Heimat mitgebracht, da wir hart an der deutsch-slawischen Sprachgrenze gewohnt waren, der slawischen Falschheit und Hinterhältigkeit mit Mißtrauen zu begegnen, die Augen offen zu halten und die gegnerischen Versicherungen stets mit Vorsicht und Zweifel aufzunehmen. Die diplomatischen Übungen bei Sickel, besonders die ‚Diktatuntersuchungen‘, schärften ohne Zweifel die von Haus aus vorhandene Geistesrichtung.“⁴⁶

Man beachte: als Dopsch diese Sätze im Jahre 1924 für die Öffentlichkeit schreibt, ist er 56 Jahre alt, Universitätsprofessor in Wien, Wirkliches Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften, Korrespondierendes Mitglied der bayerischen Akademie, auswärtiges Mitglied der norwegischen Akademie usw. Ja, er ist ein international angesehener Wissenschaftler, das ist unbestreitbar. Und dieser Mann schreibt wie ein kleiner, ungebildeter, rotnäsiger chauvinistischer Agitator von „slawischer Falschheit und Hinterhältigkeit“, die ihm als Historiker einen kritischen Sinn vermittelt hätten.

Mit diesem durch „slawische Falschheit und Hinterhältigkeit“ geweckten Sinn geht Dopsch nun an das Studium der frühen deutschen Geschichte. Er berichtet in seiner Selbstdarstellung: „Je mehr ich mich in diese vertiefte, desto mehr fiel mir auf, wie unkritisch die Wirtschaftshistoriker, die ja z. T. Rechtshistoriker waren, sie behandelt hatten, und wie einseitig die zur Verfügung stehende Überlieferung doch bloß ausgenutzt worden war. Gerade jene wichtige Quellengruppe, die mir als Diplomatiker damals besonders nahe stand, die Urkunden, war keineswegs ausgiebig genug verwertet, noch auch bei den einzelnen Problemen gleichmäßig berücksichtigt. In ihnen aber, wie auch in den Tausenden von Traditionsnotizen sah ich das wirkliche Leben der Karolingerzeit pulsieren, und zwar in einer Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit, der die herrschende Lehre der Juristen absolut nicht gerecht geworden war. Vor allem aber wurde mir klar, daß eine große Entwicklungskurve von der Karolingerzeit bis ins späte Mittelalter geradlinig sich verfolgen lasse, ohne daß eine Zickzacklinie oder Umwälzungen so fundamentaler Art angenommen werden müßten, wie dies noch Inama-Sternegg und Karl Lamprecht getan hatten.“⁴⁷

Also: kein Zickzack, keine Umwälzungen von der Karolingerzeit bis in das späte Mittelalter. Alles geht geradlinig und geruhsam seinen Weg.

⁴⁵ Geschichtswissenschaft, Bd. 1, S. 52.

⁴⁶ Ebendort, S. 55.

⁴⁷ Ebendort, S. 75 f.

[202] Da nun reiches Material für die spätere Zeit vorlag, mußte man aus den wenigen Quellen, die für die frühe Zeit vorlagen, ein Bild entwerfen, das „von wegen Kontinuität“ dem der späteren möglichst glich: „In zwei Bänden, die 1912 und 1913 erschienen sind, habe ich versucht, die Entwicklung dieser klarzulegen. Es war eine Kampfansage gegen die von den älteren Wirtschaftshistorikern (Nationalökonomern, sowie besonders Juristen) aufgestellten Theorien und ein lauter Protest zugleich gegen ein Netz willkürlicher Konstruktionen, die sich mit dem Befund der zahlreich noch erhaltenen Quellen als unvereinbar erwiesen hatten. Die Wirtschaftsentwicklung dieser Frühzeit stellte sich mir viel vorgeschrittener und reicher dar, als jene angenommen hatten. Sie war weder eine geschlossene Hauswirtschaft im Sinne K. Büchers, noch eine städtelose Zeit (wie Sombart lehrte), noch eine Zeit reiner Naturalwirtschaft, was Karl Lamprecht u. a. m. behaupteten. Es ließen sich Wirtschaftsformen freier Art auf dem Lande (Bodenleihen!) und in der Stadt (Handwerk) nachweisen, deren Aufkommen man bisher erst in eine viel jüngere Zeit, das 12. Jahrhundert, angesetzt hatte. Ein lebhafter Handel und Verkehr mit beachtenswerten geldwirtschaftlichen Vorgängen – Geldleihe, Wucher, freie Preisbildung – ließ sich erkennen, die man jener Frühzeit überhaupt hatte völlig absprechen wollen.“⁴⁸

Zugleich aber bot dieses neue Bild, das offenbar auf durch „slawische Falschheit und Hinterhältigkeit“ genährter Quellenkritik beruhte, einen Vorteil, der sich erst bei noch weiter zurückgehenden Forschungen herausstellte.

„Schon bei der Arbeit an den Karolingern hatte ich an verschiedenen Stellen erkannt und auch mehrfach bereits darauf hingewiesen, daß die karolingische Wirtschaftsentwicklung die direkte Fortsetzung der merowingischen sei und so manche Vorgänge, welche man als eine Neuerung oder bewußte Reform Karls d. Gr. angesehen hatte, tatsächlich ältere fränkische Übung darstellen. So z. B. die Sozialpolitik Karls d. Gr. mit Herabsetzung der öffentlich-rechtlichen Verpflichtungen der Gemeinfreien im Gericht (Dingpflicht), und Kriegsdienst ...

So mußte es mich doppelt reizen, die Vorentwicklung, etwa vom Untergange des weströmischen Reiches, näher zu untersuchen. Natürlich konnte ich mich da nicht mehr auf Deutschland beschränken, sondern mußte auch Frankreich, Italien, Nord-Spanien und England mit einbeziehen. 1918 ist der erste Band meines neuen Werkes: ‚Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl d. Gr.‘ erschienen. Je weiter ich von der Karolingerzeit aus zurückging, desto mehr wurde mir klar, daß die ziemlich allgemein angenommene Kulturzäsur in der sogen. Völkerwanderungszeit, als ob durch den Einbruch der germanischen ‚Barbaren‘ die spätrömische Kultur völlig zerstört und vernichtet worden sei, den Tatsachen nicht entspreche, sondern eine Kontinuität der Entwicklung vorhanden war, wie immer zahlreiche Güter und Menschen in den langen Kriegszeiten zugrunde gegangen sein mögen. Ich versuchte in einem einleitenden Kapitel die Entstehung dieser Kulturgeschichtstheorie darzulegen: wie von den Humanisten, welche in den politischen Obsiegern über die von ihnen so sehr bewunderten antiken Ordnungen naturgemäß Kulturzerstörer sehen mochten, zuerst solche Anschauungen [203] aufgestellt und diese dann von den französischen Aufklärern (Montesquieu und Voltaire) fortgesetzt worden sind, während andererseits die deutsche Rechtshistorie gleichfalls nicht zu einer richtigen Einstellung gelangen konnte, da sie die Kultur der Germanen zur Zeit der sog. Völkerwanderung viel zu primitiv ansah und an Halbnomaden glaubte, die noch kein Sondereigentum an Grund und Boden kannten.“⁴⁹

Jetzt sind wir soweit, daß wir kein Zickzack und keine großen Umwälzungen mehr zwischen den Germanen zur Zeit der Völkerwanderung und dem späten Mittelalter mehr haben.

⁴⁸ Ebendort, S. 77.

⁴⁹ Ebendort, S. 81 f.

Es waren nämlich nur die „kosmopolitischen“ Humanisten und die falschen „Welschen“, die Montesquieu und Voltaire – diesmal sind die „falschen und hinterhältigen Slawen offenbar unschuldig –, die ein falsches Bild von der Vergangenheit gegeben haben.

Nein, die Völkerwanderung war offenbar nichts anderes als ein gewaltiges, ach so friedliches Touristenunternehmen. Die Touristen aber waren hochzivilisierte Menschen, die sich seit langem die antike Kultur angeeignet hatten, und wenn nicht sie selber Römer waren, so waren es ihre nahen Verwandten, zu denen sie reisten. Dopsch berichtet weiter über seine Forschungsergebnisse: „Immer deutlicher stellte sich heraus, daß die Germanen lange Jahrhunderte vor dem Untergange des weströmischen Reiches in friedlicher Durchdringung die römische Welt durchsetzt hatten: in dienender Stellung zunächst als Aufwärter und Köche, Kellermeister und Verwalter; dann als Kolonisten, berufen von den römischen Kaisern (laeti^{*}) und im Heere, wo sie ebenso wie in der römischen Zivilverwaltung bereits im 3. Jahrhundert zu den höchsten Stellen aufstiegen. – Die Begründung der germanischen Stammesreiche auf römischem Boden im 5. und 6. Jahrhundert war nur die letzte Phase dieser großen Umgestaltung, die nicht plötzlich durch einen großen Stoß von außen, in blindem Morden und Zerstören erfolgte, sondern eine langsame Zersetzung und Auflösung gewesen ist. ‚Das römische Reich ist ohne Erschütterung eingeschlafen‘, hat die neueste Forschung (Sundwall) uns gelehrt. Die Germanen besaßen aber bereits am Beginne unserer Zeitrechnung eine reich entwickelte Kultur und waren deshalb auch imstande, die Kulturgüter der römischen Welt, die sie in jahrhundertelanger Berührung bereits kennen und schätzen gelernt, konservativ zu übernehmen und fortzuführen.“⁵⁰

Grotesk die Todesanzeige für das römische Reich: es ist sanft entschlafen.

Die Germanen aber waren nicht nur praktisch gebildete Griechen und Römer, sondern auch Mitglieder einer hoch ausgebildeten Klassengesellschaft, in der es zwar noch keine Monopolisten, wohl aber zumindest schon Ausbeuter und Ausgebeutete gab:

„Von diesen mit Hilfe der Nachbarwissenschaften gewonnenen Grundlagen aus, welche im ersten Bande meines Werkes dargelegt wurden, mußten sich naturgemäß dann auch für die verschiedenen kontroversen Spezialprobleme neue Lösungsmög-[204]lichkeiten eröffnen, welche die früh- und mittelalterliche Wirtschafts- und Sozialgeschichte in so reichem Maße darbieten. Läßt sich eine Kontinuität der Entwicklung nachweisen und waren die Germanen keine kulturlosen Zerstörer der älteren Ordnungen, die sie vorfanden, ja praktisch schon selbst kennen gelernt hatten, dann konnte auch vieles von dem, was die Forschung bis dahin als neue und eigenartig germanische Bildungen angesehen hatte, älteres Kulturerbe sein. So die Markgenossenschaft mit Vizinenerbrecht und dem Einspruchsrecht der Genossen wider die Ansiedlung von Ausmärkern, so die Grundherrschaften selbst, die doch schon in Tacitus' Germania deutlich erkennbar werden. Damit stellt sich aber auch der soziale Aufbau dieser Frühgesellschaft ganz anders dar: Sie war nicht eine aus gleichgestellten und gleichberechtigten Gemeinfreien sich zusammensetzende Genossenschaft, es wird vielmehr eine weitgehende Differenzierung innerhalb dieser erkennbar ...

Die frühgermanische Kultur ist keineswegs rein naturalwirtschaftlich gerichtet, sondern weist reichlich geldwirtschaftliche Erscheinungen auf: Die oströmischen Kaiser sahen sich genötigt, Gesetze wider den Abfluß des Goldes im Handel mit den Barbaren zu erlassen, der große Goldstrom, der in Skandinavien im 5. Jahrhundert bemerkbar wird, ist von Byzanz durch Innerdeutschland dahin gegangen.“⁵¹

* Laeti, die Pluralform von laetus; germanische Stämme, die nach ihrer – z. T. auch freiwilligen – Unterwerfung unter die römische Macht in Nordgallien von Kaiser Constantius Chlorus (293–306) vorwiegend auf Staatsland angesiedelt wurden, sich im Rechtsstatus der Hörigkeit befanden und Kriegsdienst für das Römische Reich leisteten.

⁵⁰ Ebendort, S. 82.

⁵¹ Ebendort, S. 82 f.

Natürlich, daß, wo es Reiche und Arme gab, wo eine „weitgehende Differenzierung“ herrschte, auch „reichlich geldwirtschaftliche Erscheinungen“ auftraten.

Dieses Bild erreicht in gewisser Weise einen Höhepunkt in einem Spätwerk von Dopsch, in dem er bemerkt: „Wie war nun der historische Verlauf tatsächlich? Das, was man gemeinhin als ‚Grundherrschaft‘ bezeichnet und in der Karolingerzeit entstanden gedacht hat, war in Wirklichkeit viel, ja sehr viel älter. Ich habe schon vor 20 Jahren den Standpunkt vertreten, daß die ‚Grundherrschaft‘ bereits zur Zeit des Tacitus bei den Germanen vorhanden war^{*}: nicht nur großes Grundeigentum in der Hand der Könige sowie des Adels, sondern auch Abhängigkeitsverhältnisse persönlicher und dringlicher Art. Diese Grundherren bewirtschafteten ihren Grund und Boden nicht selbst, sondern gaben ihn an Unfreie zur Bewirtschaftung aus, die davon Zins und Dienst entrichteten. Ich machte auch bereits darauf aufmerksam, daß die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung die Vermutung gestatten, es sei schon in prähistorischer Zeit die ‚Grundherrschaft‘ anzunehmen^{**}.“⁵²

Damit aber sind wir doch wohl, nachdem zuvor das römische Reich sanft entschlafen war, bei der Klassengesellschaft, die Adam und Eva bildeten, angelangt. Eine erstaunliche Kontinuität in der Geschichte! ohne Zick und Zack, ohne Zack und Zick haben wir eine konservative Kontinuität von Adam an. Konservative Kontinuität – denn man vergesse nicht, daß nach dem vorletzten Zitat aus der Selbstdarstellung „die Germanen imstande waren, die Kulturgüter der römischen Welt konservativ zu übernehmen und fortzuführen“.

[205] Die politische Linie dieser Argumentation ist klar: einmal richtet sie sich gegen jede revolutionäre, ja im Grunde gegen jede dialektische Bewegung in der Geschichte der Menschheit. Sodann bemüht sie sich, die Ausbeuterverhältnisse und das ihnen entsprechende Privateigentum an den Produktionsmitteln als gewissermaßen von Anfang an bestehend darzustellen.

Die Reaktion der bürgerlichen Historiker war im allgemeinen freundlich bestimmt „dagegen“.⁵³ Sie wehrten sich natürlich mit Recht dagegen, daß die, die in den Völkerwanderungen eine „Zäsur zwischen Antike und Mittelalter“ gesehen hatten, nicht auch gewisse Einflüsse der Antike auf das Mittelalter anerkannt hätten. So schreibt etwa Wopfner in einer Rezension von Dopschs „Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen, 2. Teil“: „Wenn Seeliger auf einem enger begrenzten Gebiet den Gedanken einer kontinuierlichen Entwicklung des grundherrlich-bäuerlichen Verhältnisses vom frühen Mittelalter bis herab ins Hochmittelalter vertreten hat, so wird in dem Dopschen Werk die Entwicklungskontinuität für ein weit ausgedehnteres Gebiet behauptet; ja es wird die bisher angenommene Kulturzäsur zwischen Antike und Mittelalter in Abrede gestellt. Ich habe den Eindruck, daß hier eine Übertreibung des Entwicklungsgedankens vorliegt. Die Darstellung solcher geradlinig verlaufender Entwicklungszeiten hat, weil sie einfach ist, etwas Bestechendes; aber stimmt sie auch mit den Tatsachen des geschichtlichen Verlaufes wirklich überein? Vielleicht darf man auch auf geschichtlichem Gebiet von einem Gesetz von der Erhaltung der Kraft sprechen; was einmal wirksam gewesen, pflegt nicht spurlos zu verschwinden. Auch die Kultur des Mittelalters ist durch eine Fülle von Fäden mit der Antike verwoben; aber sie enthält gleichwohl so viel des Neuen, daß man doch wohl nicht anders als von einer Kulturzäsur zwischen Mittelalter und Altertum sprechen kann.“⁵⁴

^{*} Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung (1918), 1, S. 88.

^{**} Wirtschaft und Gesellschaft im frühen Mittelalter. Tijdschrift voor Rechtsgeschiedenis (1932), Deel 11.

⁵² A. Dopsch, „Herrschaft und Bauer in der deutschen Kaiserzeit“, Jena 1939, S. 4

⁵³ Vgl. dazu auch „Kulturbruch oder Kulturkontinuität im Übergang von der Antike zum Mittelalter, hg. von P. E. Hübinger, Darmstadt 1968.

⁵⁴ Ebendort, S. 32 f.

Hermann Aubin widerlegt die Behauptung der Kontinuität der städtischen Kultur und der freien handwerklichen Betätigung⁵⁵, Kurt Böhner, der Dopschs Theorien ebenfalls ablehnt, weist darauf hin, daß ähnliche Ideen schon 1883 von Georg Wolff geäußert worden waren.⁵⁶

Es gab also eine sehr breite, im allgemeinen kollegial ablehnende Diskussion, die in den dreißiger Jahren zunächst abflaute, dann aber eine völlig neue Wendung unter dem Faschismus nahm und in dem jammernden Aufschrei-Referat von Aubin auf einer „Arbeitstagung der mittelalterlichen und Rechtshistoriker“ in Magdeburg im November 1942 eine Art Höhepunkt erreichte.⁵⁷

[206] Aubin beginnt zunächst mit einigen allgemeinen Bemerkungen über Kultur-Kontinuität, kommt dann auf Dopsch zu sprechen, um darauf von neuem weit über Dopsch – aber nicht über das von ihm behandelte Gebiet Antike-Mittelalter – insofern hinauszugehen, als er die Problematik der Kontinuität teils geographisch, vor allem aber hinsichtlich der verschiedenen gesellschaftlichen Gebiete, auf denen die Frage der Kontinuität sehr verschieden beantwortet werden müsse, untersucht. Dabei finden sich einige wichtige Ansätze zur realistischen Behandlung des Problems der Kontinuität.

Hier interessieren uns jedoch andere Ausführungen von Aubin. Man muß bedenken, er spricht in einer Zeit, in der deutsche faschistische Ideologen den Kampf der deutschen Monopole um die Weltherrschaft auch historisch unterbauen. Da kann es natürlich nicht viel nützen, mit Dopsch zu behaupten, daß die alten Germanen so römisch zivilisiert waren, daß sie „ohne Zäsur“ sich im Gebiet des sanft eingeschlafenen römischen Reichs als antik Gebildete breit machen konnten. Da war eine andere „Geschichtsauffassung“ notwendig, gegen die sich Aubin zwar mit vielen Verbeugungen, aber doch sehr entschieden wendet: „Meine Bemerkungen galten bisher ausschließlich dem Übergang vom griechisch-römischen Altertum ins Mittelalter. Das war das Kontinuitätsproblem im prägnanten Sinne, mit dem wir uns seit fünfundzwanzig Jahren auseinandergesetzt haben. 1937 ist allerdings Otto Höfler mit dem Schlagwort des Germanischen Kontinuitätsproblems* hervorgetreten**. Er tat es nicht ohne Vorwürfe an die Anschrift der Wissenschaft, daß noch immer eine Geschichtsbetrachtung vorwalte, welche von der Antike ausginge und den Germanen nicht gerecht würde, ja sie immer noch mit dem Begriff der Barbaren stigmatisierte. Diese Gedankenrichtung, welche man leider auch noch durch jüngere Beispiele wie Otto von Freising belegen könnte, zu bekämpfen, ist gewiß eine bedeutende Aufgabe. Ich verstehe auch sehr gut, wie Höfler zur Herausstellung eines Germanischen Kontinuitätsproblems gelangt ist. In der Erörterung der antik-mittelalterlichen Kontinuität hat über *einen* Punkt stets vollkommene Übereinstimmung geherrscht, nämlich daß eine vollständige Kontinuität auf dem einen Gebiete der Kirche gelte, denn hier fehlte es auf germanischer Seite an eigenen Bildungen, was aber an religiösen Vorstellungen vorhanden war, ist durch Kirche und Christentum verschüttet oder umgedeutet worden. Höfler ist von diesem Gebiet des Religiösen ausgegangen. Er untersuchte ein staatliches Symbol religiösen Inhalts, die heilige Lanze des mittelalterlichen deutschen Reiches, in der er den Wodanspeer erkannte***. Uns geht nur

⁵⁵ Ebendort, S. 50.

⁵⁶ Ebendort, S. 287 ff.

⁵⁷ Das Referat ist abgedruckt in „Historische Zeitschrift“, Bd. 168, Heft 2, München 1943, S. 229-262. Wir zitieren nach der H. Z., machen aber darauf aufmerksam, daß P. E. Hübinger den Vortrag ebenfalls a. a. O., S. 164-202 abgedruckt hat.

* O. Höfler, Das germanische Kontinuitätsproblem (Historische Zeitschrift, Bd. 157 (1938) und selbständig in den Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des Neuen Deutschland, Hamburg o. J.

** Auch in dieser Verbindung ist der Gebrauch des Wortes nicht neu. So hat z. B. G. Kisch über „Germanische Kontinuität in Siebenbürgen“ geschrieben. (Vom Leben und Wirken der Romanen, Sammlung von Vorträgen, hg. von E. Gamillscheg, II, rumänische Reihe, 12), Jena und Leipzig 1936. Im Sinne von Kisch behält der Begriff von Kontinuität selbstverständlich immer seine Bedeutung.

*** Zur Sache selbst und über das methodisch Grundsätzliche s. A. Brackmann, Die politische Bedeutung der Mauritiusverehrung im frühen Mittelalter (Sitzungsberichte d. Berliner Aka-[207]demie d. Wissenschaften, Phil.-

das [207] Grundsächliche an. Da begrüßen wir es herzlich, wenn aus dem Schutt der christlichen Überfremdung, mit wissenschaftlichen Methoden, Reste des Denkens und Fühlens unserer Vorfahren ans Licht gefördert werden. Niemand ist dankbarer dafür als der Mediaevalist, wenn ihm derart Wurzeln unseres mittelalterlichen Lebens bloßgelegt werden. Bei dem Überlieferungsbestande für die Festlandgermanen tritt uns die religiöse Komponente ihres Lebens der Heidenzeit viel zu wenig, bestenfalls als antiquarische Erinnerung und ohne Eindringlichkeit entgegen. Wie stark sie gewesen und welchen Einfluß auch auf das Politische sie ausgeübt haben muß, wird uns erst durch den Vergleich mit den skandinavischen Völkern bewußt, den uns heute Ulrich Noacks reiches Buch eindrucksvoll nahebringt*. Daß Studien der Art, wie uns Höfler heute noch eine weitere Probe geben will**, unser Geschichtsbild bereichern und echt färben, geht auch nicht nur die Wissenschaft an, sondern das ganze Volk.“⁵⁸

Ja, ja – die Entdeckung „der heiligen Lanze“ als „staatliches Symbol religiösen Inhalts“ und die Feststellung ihrer Kontinuität mit dem „Wodansspeer“ ist schon eine tolle Sache, der man alle Anerkennung zollen muß. Wie großartig, daß Höfler diese „heilige Lanze“ „aus dem Schutt der christlichen Überfremdung“ gerettet hat. Und solche Rettung geht nicht nur die Wissenschaft sondern das ganze Volk an.

Doch hat Höfler nicht recht, wenn er der „deutschen Forschung“ den Vorwurf macht, sie hätte niemals nach solch heiligen Lanzen gesucht. Aubin wirft sich in seine völkisch-germanische Brust und erklärt: „Müssen wir jedoch deshalb, dürfen wir von einem germanischen Kontinuitätsproblem als einer bisher unerfüllten Forderung an die deutsche Forschung sprechen?*** In einem Kreise, der zu einem Teil aus Historikern des deutschen Rechts zusammengesetzt ist, scheint es mir nicht notwendig, viel gegen die Ansicht zu sagen, daß die Wissenschaft die germanischen Wurzeln unseres Daseins ungebührlich vernachlässigt hätte. Die germanische Rechtswissenschaft hat sich nie einer anderen Aufgabe als der Erkenntnis dieser Wurzeln gewidmet. Auch auf die Wissenschaft von unserer Sprache darf verwiesen werden, an deren Anfang ein Jakob Grimm steht und die nicht allein Sprache, sondern in weitestem Maße auch Kultur erforscht hat. Was die Historik im engeren Sinne betrifft, so ist zu sagen, daß es eines großen geistigen Impetus bedurfte, die ungeheuerliche Last der biblisch-antiken Konvention in der Geschichtsbetrachtung abzuwälzen und einen eigenen Ausgangspunkt der deutschen Geschichte außerhalb des orbis universus [gesamter Erdkreis] zu finden. Dennoch hat die deutsche Geschichtsforschung diese Befreiung seit Beatus [208] Rhenanus und Wimpfeling in Angriff genommen und vollbracht. Wenn das Bild an einzelnen Stellen noch verstärkt werden soll, begrüßen wir Bundesgenossen.“⁵⁹

Aber der arme Aubin hatte zwar nicht wie Faust zwei Seelen in seiner Brust, das wäre noch gegangen – nein er hatte zwei Brüste, eine völkisch-germanische, an die er soeben Höfler als „Bundesgenossen“ gedrückt hatte, und eine andere, nennen wir sie die Restbrust des Wissenschaftlers. Und darum fährt er fort:

„Eines werden wir freilich hinnehmen müssen, daß die Darstellung der sog. Weltgeschichte auch in Zukunft – ebenso der Quellenlage wie der weit älteren Entwicklung zur Hochkultur wegen – ihren Ausgang in Vorderasien und ihren Weg erst über Griechen und Römer zu uns

Hist. Klasse, 1937, Nr. XXX S. 279 ff. = Gesammelte Aufsätze, Weimar 1941, S. 211 ff.) und H. W. Klewitz, Die Heilige Lanze Heinrichs I. (Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters, 6. Jg. (1943) S. 42 ff.)

* Ulrich Noack, Geschichte der nordischen Völker, Bd. I, Nordische Frühgeschichte und Wikingerzeit, München und Berlin 1941.

** Mit einem Vortrage über Das mythische Königtum der Germanen und sein Fortleben.

⁵⁸ H. Aubin, ebendort, S. 258 f.

*** Außer Brackmann u. Klewitz, s. oben S. 258 Anm. 3, hat auch Th. Mayer, HZ. 159 (1939) S. 460 Anm. I ausgesprochen, daß Höfler das bisherige Schrifttum über diese Frage nach Umfang und wissenschaftl. Wert unterschätzt habe.

⁵⁹ Ebendort, S. 259 f.

nehmen wird. Unsere Aufgabe ist es dann, den neuen germanischen Quellstrom der abendländischen Gesittung in all seiner belebenden Frische und Kraft einfließen zu lassen.

Was aber die Aufstellung eines Germanischen Kontinuitätsproblems betrifft, so halte ich dafür, daß wir dieses Schlagwort nicht aufgreifen sollen. Wir dürfen nicht ab irato [im Zorn (reagierend), in einem Zustand der Wut], weil die Wissenschaft bisher angeblich versagt habe oder weil man den Verlust der heidnischen Gedankenwelt infolge der christlichen Überdeckung tief bedauert, trotz der Absicht, unserer eigenen Geschichte Gleichberechtigung zu erkämpfen, die Nachwirkung unserer germanischen Vergangenheit auf eine Stufe stellen mit den Resten der antiken Kultur, die in uns eingegangen sind. Wir würden das Gegenteil erreichen ...

Den Ursprung ihrer germanischen Gesittung haben die Deutschen auch in der Zeit, da sie sich bildungsbedürftig anderen Kulturen als ihren Vorbildern zuwandten, niemals vergessen. Er ruht in ihnen von Anfang an und hat nie einer Rezeption bedurft, um unserem Leben eingefügt zu werden. Wiedergeburten deutscher Daseins-Werte, wie wir sie erlebt haben, sind nicht im beschränkten Sinne einer Renaissance zu verstehen, sondern stellen den ununterbrochenen Lebensvorgang selbst dar. Wir fühlen das Germanische als einen gar nicht zu diskutierenden Quell unseres ganzen Wesens in uns. Wir können es niemals auf eine Stufe mit den Resten der Antike stellen lassen. Um das Wort Fr. Th. Vischers zu variieren: ‚Das Germanische versteht sich immer von selbst.‘ Es ist das Ungermanische, das nachgewiesen werden muß.⁶⁰

In der Tat, man kann doch nicht alle vergangene Kultur, die nicht germanisch war, aus der Geschichte, sei es Deutschlands, sei es überhaupt als fremd, als ungermanisch und darum minderwertig darstellen. Das geht doch wahrhaftig zu weit. Und nun folgt ein Aufschrei aus der Restbrust, in den sich aber auch zu ihrer Unterstützung Töne aus der völkisch-germanischen Brust mischen: ‚Damit bin ich bei meinem letzten Gedanken angelangt. Das ist der Wunsch, das Kontinuitätsproblem möchte von dem schweren Makel der Entartung, des Volksverrates befreit werden, den eine ungenügende Einsicht in die ewigen, natürlichen Wege der Menschheitsentwicklung allzu leicht auf jede Kulturübernahme wirft. Wir kehren zu unsern Ausgangswerten zurück. Kulturentlehnung ist, stellten wir fest, ein allgemeiner, ein nicht wegzuden-[209]kender Vorgang des Lebensablaufs allüberall. Wie kann auf ihm an sich ein Makel liegen? Ohne Versuchung gibt es keine Bewährung, mehr, nur wo Stahl auf Stahl trifft, sprühen Funken. Wie erst im Kampf der Mann sich beweist, so in der Auseinandersetzung der Kulturen der Wert der Völker. Nicht in der Übernahme fremder Kulturelemente an sich kann ein Vorwurf gefunden werden. Höchstens in wahlloser Übernahme und in Unterwerfung unter fremdes Wesen. Kulturübernahme erfolgt aber zunächst stets in einer Auswahl. Es findet eine Siebung statt. Kulturübernahme bedeutet auch noch lange nicht Überfremdung, denn es vollzieht sich stets der Prozeß der mehr oder weniger starken Umwandlung und Anpassung des Fremden an die eigene Art. Erst innerhalb dieser Grenzen kann der beurteilende Richtspruch einsetzen. Wir, die wir uns ein junges Volk nennen, wollen wir uns schämen, die zusammenbrechende Kultur viel älterer Entwicklung aufgefangen und uns angeeignet zu haben? Das Germanentum und namentlich das deutsche Volk hat eine unerhörte, weltoffene Aufnahmebereitschaft bewiesen. Aber hat es deshalb sein eigenes Wesen verloren? Durch unsere Geschichte ziehen sich die Perioden ebenso stärkster Kulturübernahmen wie auch stärkster Besinnung auf die eigenen Werte, in Reformation und Humanismus, in der Romantik, in unseren Tagen. Nach den Griechen und Römern sind einzig die Germanen als das nächste der wahrhaft kulturschöpfenden Volkstümer in der europäischen Geschichte aufgetreten. Niemand wird sagen können, daß sie das Erbe der Alten nicht in einem großen Sinne aufgenommen und verwaltet hätten. Gewiß haben sich Germanen verströmt in der Welt unendlichen, lang angesammelten Kulturreichtums, in die sie eintraten. Aber sie trugen in sie auch die ungeheuren Kräfte ihrer jungen, frischen Art ein. Wir wollen nicht als Splitterrichter, als ob wir nicht mehr das Vertrauen zu unserer Volkskraft hegten, um Entlehnungen aus jener anderen Welt rechten. Auch die

⁶⁰ Ebendort, S. 260 f.

Völker können vom Geschick nicht nur den Gewinn des Lebens, der Berührung mit anderen verlangen, sondern müssen gleichermaßen seine Verluste tragen. Kulturübernahme bleibt Schicksal. Was ein Volk darauf gestaltet, darauf kommt es an. Wir haben unsere deutsche Gesittung daraus hervorgehen lassen. Als einem Weltvolk geziemt uns, auch in Zukunft ebenso weltoffen wie selbstbewußt zu bleiben.“⁶¹

Aubin muß sich gegen den Vorwurf des „Volksverrates“ wehren und tut es auch sehr energisch – denn für ihn gab es natürlich eine Kontinuität in der Geschichte, die nicht auf die Germanen beschränkt war und sein sollte, die „ihren Ausgang in Vorderasien und ihren Weg erst über Griechen und Römer zu uns“ nahm. Er macht zahlreiche Verbeugungen, zahlreiche Konzessionen an die Strömungen der Zeit – in halb wichtigen Dingen. In der entscheidenden Frage aber gibt er nicht nach.

Wie viele Wissenschaftler waren in diesem Jahrhundert dem Vorwurf des Volksverrats oder der Volksfeindschaft ausgesetzt! Wer aber ein echter, Wahrheit suchender Wissenschaftler ist – und das kann auch der wirrste und dümmste und von Vorurteilen geblendete Wissenschaftler sein⁶² –, der wird sich nicht durch solche [210] Drohungen zu falschem Zeugnis verführen lassen. Er wird vielleicht schweigen, wird Scheinkonzessionen machen, wird nicht alles sagen, was ihm notwendig erscheint, wird offen sprechen und anklagen, je nach objektiver Situation und subjektivem Charakter, aber er wird eben niemals falsch Zeugnis ablegen. Etwas von diesem wahren Wissenschaftler hatte Hermann Aubin, der natürlich kein Antifaschist war, der auf der anderen Seite der Barrikade stand, der kein bedeutender Wissenschaftler aber eben noch irgendwie vom Geist des echten Wissenschaftlers erfüllt war oder zumindest ihn verspürt hatte.

Die Problematik von Kontinuität und Diskontinuität auf gesellschaftswissenschaftlichem Gebiet wird in unserem Philosophischen Wörterbuch so abgehandelt:

„Die Einheit von Kontinuität und Diskontinuität ist auch ein wesentliches Merkmal gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse. Die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft von der Urgemeinschaft bis zum Kommunismus ist eine Einheit evolutionärer und revolutionärer Prozesse. Die relativ kontinuierliche Entwicklung der Produktivkräfte läßt diese im Rahmen einer gegebenen Gesellschaftsformation schließlich einen Stand erreichen, auf dem ihnen die gegebenen Produktionsverhältnisse nicht mehr entsprechen. Der so entstehende Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen wird im Prozeß der sozialen Revolution durch den sprunghaften Übergang zu neuen Produktionsverhältnissen gelöst. Die einzelnen, relativ selbständigen ökonomischen Gesellschaftsformationen bilden somit die diskontinuierlichen Elemente im Gesamtprozeß der gesellschaftlichen Entwicklung. Eine neue Gesellschaftsformation ist jedoch auch stets die Erbin alles Positiven und Fortschrittlichen, das auf den Gebieten der materiellen Produktion, der Entwicklung der Produktivkräfte, der Wissenschaft, Kultur usw. von der Menschheit bis dahin geschaffen wurde, und führt diese fortschrittlichen Traditionen auf neuer Grundlage kontinuierlich fort.

Die Beachtung der Einheit von Kontinuität und Diskontinuität in der gesellschaftlichen Entwicklung ist eine notwendige Bedingung für ein richtiges theoretisches Verständnis des

⁶¹ Ebendort, S. 261 f.

⁶² Wie wirr Aubin als Historiker ist, stellt er in dem hier zitierten Artikel unter Beweis, wenn er etwa von der Völkerkunde und dann ganz allgemein bemerkt (232 f.): „Sie sieht die Kulturkontinuität und damit auch die Entlehnungen von fremden Völkern heut [210] als eine Notwendigkeit an, weil das Menschengeschlecht so sehr vom Beharrungssinn geleitet wird, daß ihm Übernahme weit näher liegt als eigene Erfindung.

Wir müssen uns den Einbruch einer solchen, den systematischen und Naturwissenschaften verwandten Betrachtungsweise gefallen lassen, um uns dadurch zu bereichern. Deswegen verlassen wir keineswegs den Boden der dem Historiker zustehenden Aussagemöglichkeiten. Wir denken nicht daran, Gesetze im logischen oder naturwissenschaftlichen Kausalsinne aufzustellen. Dem individuellen und irrationalen Faktor im Geschichtsablauf bleibt der volle, ihm zukommende Raum vorbehalten. Ja dieser Faktor tritt auf dem breiten und flachen Untergrund der regelmäßig wiederkehrenden Massenerscheinungen nur noch um so deutlicher in seinen eigenwilligen Umrissen hervor.“

Geschichtsprozesses und für ein den Erfordernissen des gesellschaftlichen Fortschritts entsprechendes praktisches Handeln der Menschen.“⁶³

Diese Feststellungen scheinen mir völlig richtig, um die allgemeine Problematik vom marxistischen Standpunkt darzulegen. Sobald wir aber diese Feststellungen auf [211] den konkreten Verlauf des gesellschaftlichen Prozesses anwenden, beginnt für den Marxisten erst die konkrete Problematik.

Etwa in folgender Weise: Wie eigenartig verlaufen doch Kontinuität und Diskontinuität auf den verschiedenen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens! Das Philosophische Wörterbuch spricht etwa von der „relativ kontinuierlichen Entwicklung der Produktivkräfte“, die bei einem gewissen Stand die Produktionsverhältnisse sprengen und zu ihrer Diskontinuität führen. Richtig. Der Diskontinuität der Produktionsverhältnisse [Pv], der neuen Basis, die sich dann wieder kontinuierlich entwickelt, folgt dann aber eine Diskontinuität der Entwicklung der Produktivkräfte [Pk]. Man überlege diese Ereignisfolge im klassischen Land des Kapitalismus in England:

1540 bis 1640 eine kleine Revolution der Pk, die zur Revolution der Pv (Kapitalismus) führt, der innerhalb der bestehenden (Kontinuität!) Pv von 1760 bis 1830 die große Industrielle Revolution folgt, die größte Revolution (Diskontinuität) der Pk seit der Erfindung von Mitteln, Feuer künstlich zu erzeugen.

1880 bis 1940 eine kleine Revolution der Pk (Elektrizität, Elektrischer Motor), die zur Revolution der Pv (Sozialismus) führt, der innerhalb der bestehenden (Kontinuität!) Pv die Wissenschaftlich-technische Revolution, die dritte große Revolution der Pk (Diskontinuität) in der Geschichte der Menschheit folgen wird.

Für uns Marxisten ist das Problem der Kontinuität und Diskontinuität als methodologisches und logisches gelöst. Doch noch sehr weit zurück sind wir in seiner realen Untersuchung, vor allem in dem Nebeneinander (nicht in der Einheit!) von Kontinuität und Diskontinuität auf den verschiedenen gesellschaftlichen Gebieten und der gegenseitigen Beeinflussung von Kontinuität auf dem einen und Diskontinuität auf dem anderen Gebiet.

6. Walter Goetz und das Problem einer allgemeinen Gesellschaftsgeschichte

Walter Goetz und Friedrich Meinecke gehörten nicht zur „großen Masse“ der deutschen Historiker ihrer Zeit. Der erste lebte von 1867 bis 1958, der zweite von 1862 bis 1954. Im Kaiserreich neigten sie der Gruppe zu, die sich um Friedrich Naumann scharte, in der Weimarer Republik gehörten beide der Deutschen Demokratischen Partei an; in der Zeit des Faschismus waren sie gegen den Faschismus. Nach 1945 gehörten sie nicht zur Reaktion.

Goetz schreibt über seine politische Haltung im Kaiserreich:

„Mein Vater Dr. Ferdinand Goetz war Arzt in dem Dorfe Lindenau, das während meiner Jugendzeit mit der Stadt Leipzig zusammenwuchs. Er war eine dem öffentlichen Leben stark zugewandte Natur, alter Achtundvierziger und später national-liberaler Bismarckverehrer, vor allem aber ein Förderer und Führer der Turnsache – von Jugend auf stand ihm die nationale Einheit und die körperliche Tüchtigkeit der Nation im Mittelpunkt seiner Lebensarbeit ...

Wohl als väterliche Erbschaft lag auf mir ein Zwang, mich im öffentlichen Leben zu betätigen und nicht nur Gelehrter zu sein – ein Zwang, der zwar meiner Laufbahn nicht geschadet hat, sicher aber meine wissenschaftliche Produktion in weit engeren Schranken gehalten hat, als mir erwünscht war und man angesichts eines raschen [212] äußeren Aufstiegs von mir fordern konnte. Seit ich durch die Schule Brentanos gegangen war, hatte ich sozialpolitische Tätigkeit für meine Pflicht angesehen; die politische ist daraus hervorgewachsen, seit ich bei Gründung des nationalsozialen Vereins 1896 mich dem Kreise derer um Friedrich Naumann angeschlossen

⁶³ Philosophisches Wörterbuch, a. a. O., Bd. 1, S. 651 f.

hatte. Als ich einst mit dem Kirchenrechtler Friedberg als damaligen Rektor der Universität über meine sozialpolitische Betätigung sprach, warnte mich dieser vorsichtige Mann mit den Worten: ‚Tun Sie es nicht, bei uns werden Sie sonst nie etwas!‘ – Ich konnte leider Friedberg später nicht mehr an diesen Ausspruch erinnern, denn er war längst zu seinen Vätern versammelt, als ich als Ordinarius wieder nach Leipzig zurückberufen wurde.“⁶⁴

Und über seine Tätigkeit in der Weimarer Republik (bis 1924) bemerkt Goetz:

„Ich habe seitdem (dem Ende des Krieges – J. K.) die Hälfte meiner Kraft dem öffentlichen Leben gewidmet, erfüllt von der Anschauung, daß die Mitarbeit mehr wert sei als Klagen und Beschuldigungen, und erfüllt auch von der Überzeugung, daß es jetzt die Pflicht des Historikers gegenüber der Nation sei, die Wahrheit über das deutsche Schicksal ohne jede Voreingenommenheit festzustellen. Seit ich mich überzeugt hatte, daß der alte Staat endgültig zusammengebrochen war, habe ich mich bemüht, die Nation mit dem neuen Staat und mit der Demokratie zu verbinden und die geschichtlichen Ursachen dieser neuen unvermeidlichen Entwicklung klarzulegen. Als Historiker mußte ich erkennen, daß Deutschlands Verhängnis zu einem nicht geringen Teile auf der Mißachtung jener Demokratie beruhte, die sich seit dem 17. Jahrhundert die Kulturwelt erobert hatte und deren politische und moralische Bedeutung jetzt nur noch von denen verkannt werden kann, die sich über den Begriff der Demokratie und ihre Auswirkung in der modernen Welt nicht klar zu werden vermögen. Eine Reihe von kleineren geschichtlichen und geschichtlich-politischen Schriften und zahlreiche Aufsätze sind während des Krieges und nachher aus solchen Gedankengängen hervorgegangen. So wurde ich in die Geschichte der neuesten Zeit gedrängt. Daß mit dem Sommer 1914 Pläne, die mich anderthalb Jahrzehnt beschäftigt hatten, für ein Jahrzehnt abrisen, ist mir schmerzlich genug, aber ich bereue es nicht, das weltgeschichtliche Geschehen eines Jahrzehnts in stärkerem Maße handelnd miterlebt zu haben, als die Beschränkung auf den Beruf des Universitätslehrers mit sich gebracht hätte. Aber als Soldat, als Politiker in der Heimat, als Reichstagsabgeordneter, als Teilnehmer an der Konferenz von Genua habe ich mich stets zugleich als beobachtender Historiker gefühlt und in diesem engeren Miterleben der Ereignisse die beste Schule für meine historischen Anschauungen gesehen.“⁶⁵

Ende 1931 erhält Goetz folgenden Brief von Meinecke, der beider Haltung zur bürgerlichen Demokratie sowie ihre Isolierung innerhalb der Kollegen anzeigt und ihre Haltung zum Faschismus andeutet:

„Lieber Freund,

Sehen Sie sich doch bitte einmal den beiliegenden Aufrufsentwurf* (von dem [213] ao. Prof., Mediziner Claus Schilling) an. Wir planten hier, zuerst c. 8 gute Namen zusammenzubringen und dann ein Werbeschreiben an sämtliche Berliner Kollegen, ihn zu unterzeichnen, zu versenden. Das scheitert daran, daß wir diese 8 guten Namen überhaupt nicht finden. Jeder bisher Gefragte hat Gegenründe wie Brombeeren. Im Hintergrunde richtet man sich eben auf die kommende Naziregierung schon ein.

Der Entwurf ist nicht ideal, er kann noch gebessert werden. Überlegen Sie nun einmal, ob wir vielleicht c. 40 gute Namen aus allen Hochschulen Deutschlands sammeln zur Unterschrift, und dann den (danach umzugestaltenden) Aufruf in Masse an den Hochschulen vertreiben können.“⁶⁶

⁶⁴ Geschichtswissenschaft, Bd. 1, S. 129 und S. 156.

⁶⁵ Ebendort, S. 167.

* Es handelt sich um einen „Entwurf zu einem Aufruf an die Berliner Studentenschaft im Sinne unserer Weimarer Tagung“ (so Meinecke an Goetz, 30. 11. 1931), d. h. im Sinne der verfas-[213]sungstreuen Hochschullehrer gegen die Nationalsozialisten; diese hatten schon 1931 die Mehrheit in den Studentenvertretungen inne. – Der Aufrufsentwurf war in den Nachlässen Meinecke und Goetz nicht zu finden.

⁶⁶ Fr. Meinecke, Werke, Bd. VI, Stuttgart 1962, S. 131.

Nach der Errichtung der faschistischen Diktatur wird gegen Goetz Vorlesungsverbot ausgesprochen und er unterliegt anderen Maßregelungen. Im November 1937 schreibt Meinecke dem ihm politisch so nahen Freunde:

„Ach Gott, wie viel liegt einem auf dem Herzen, wenn man Ihre Zeilen liest. Mir erscheint es ebenfalls aussichtslos, auf eine Besserung zu hoffen. Die sozialen Kräfte, auf denen der Umbruch beruht, haben m. E. endgiltig die Ära des Humanismus zerstört, und es kommen in Zukunft nur einige Moderamina [Mäßigungen] vielleicht in Betracht. Mein alter Gedanke, daß unsere höchsten Werte von dem Maßstabe des Erfolgs oder Mißerfolgs unabhängig sind, – trotz des uns vorgeschriebenen Strebens zum Erfolge – beruhigt mich wohl in letzter, aber nicht in vorletzter und gegenwärtiger Instanz. Spenglers Gedankengebäude aber ist eigentlich doch nur ein Raubbau, hergestellt aus einigen Werkstücken edlerer Kultur.

Ihren letzten Aufsatz über die mittelalterlichen Enzyklopädieen habe ich mit Freude wieder in mich aufgenommen. Diese Art, Funken aus harten Steinen zu schlagen, wird man bald auch nicht mehr können. Aber Sie werden gewiß auch noch größere Pläne durchführen? Ich selber habe zunächst eine Schillerstudie, Supplement meines Historismus, geschrieben, die F. Meiner jetzt verlegen wird. Was ich nun weiter vornehmen soll, weiß ich noch nicht recht. Bloße weitere Supplemente liefern, reizt mich noch nicht genug. Ich lebe in Windstille und warte geduldig auf eine neue Brise.“⁶⁷

Pessimismus – wenn auch letztlich Optimismus ... der alte Meinecke lebt „in Windstille“ 1937! Pessimismus ... aber er wartet „geduldig auf eine neue Brise“.

Nach dem zweiten Weltkrieg wird sich Goetz um die Wiederherstellung der Institution der Monumenta Germaniae Historica, an denen auch unsere Akademie mitarbeitete, kümmern, ebenso um die Arbeit der „Historischen Kommission“. Er hielt auch wieder Vorlesungen, bis den 84-jährigen die Abnahme der Sehkraft und Kreislaufstörungen zur Vortragsruhe zwangen. Hinfort widmete er sich seinem alten Lieblingsstudium, dem Aufbau einer Weltgeschichte.

[214] Wenn man bedenkt, daß zur Zeit der Hauptwirksamkeit von Goetz Charles Beard in den USA, Jean Jaurès in Frankreich oder gar Franz Mehring in Deutschland Geschichte schrieben – war Goetz natürlich eine ganz unbedeutende Gestalt, die auch heute nach und nach in Vergessenheit gerät.

Das heißt aber nicht, daß er nur in unbedeutende Streitthemen verwickelt war. Da ist zunächst seine Auseinandersetzung mit Lamprecht, wesentlich kollegialer geführt als von Below, aber ebenso bestimmt. Nach der Beendigung von Lamprechts „Deutsche Geschichte“ schreibt er für die „Frankfurter Zeitung“ vom 7. April 1912 eine Gesamtbesprechung. Dort schildert er Lamprechts „Geschichtssystem“: „Das geschichtsphilosophische System Lamprechts lautet folgendermaßen: Das geschichtliche Leben geht von einer letzten treibenden Ursache aus. Glaubte er ursprünglich –in einer leichten Abhängigkeit von der sog. ökonomischen Geschichtsauffassung – dieses letzte Treibende im wirtschaftlichen Leben zu finden, so ist ihm später das geistige Leben der beherrschende Faktor alles geschichtlichen Lebens geworden. Bis hierher sind ihm wohl die meisten Historiker noch gefolgt. Aber dieses geistige Leben vollzieht sich nach Lamprecht in einer gesetzmäßigen Stufenfolge: eine jede Nation muß hindurchgehen durch ein symbolisches, typisches, konventionelles, individualistisches, subjektivistisches und reizsames Geistesleben – mit diesem Zeitalter der Reizsamkeit, in dem wir selber jetzt stehen, hört das für uns erkennbare Geistesleben der Menschheit zunächst auf (woraus man gleich erkennt, daß dieses ganze System aus der deutschen Gegenwart abgeleitet ist). Jede Nation aber, die in ihrer Entwicklung noch nicht im Zeitalter der Reizsamkeit angelangt ist, wird sich kraft des geschichtlichen Gesetzes über alle diese Stufen hinaufarbeiten, so daß man ihre Zukunft in gewisser Hinsicht voraussagen kann. Diese geschichtsphilosophische Einteilung in Kulturzeitalter brachte noch ein Weiteres mit sich: der Einzelmensch ist gegenüber dieser gesetzmäßigen

⁶⁷ Ebendort, S. 174 f.

Entwicklung nur ein Schatten; bei der Gesamtheit liegt das fortschreitende geschichtliche Leben. Der individualistischen Geschichtsschreibung, die die Rolle der Persönlichkeit im geschichtlichen Verlauf überschätzte, wurde die sog. kollektivistische Geschichtsauffassung gegenübergestellt, bei der das Individuum nur ein ohnmächtiger Teil der Gesamtheit ist. Das Leben dieser Gesamtheit aber erschien mit Hilfe der Statistik exakt meßbar, während das Leben des Einzelnen ein dichtes, aber dem geschichtlichen Gesamtleben gegenüber nahezu gleichgültiges Geheimnis bleibt. Erfasst man den Geist der Zeiten, so hat man auch das den Einzelnen notwendig beherrschende Leben erkannt. Dieses Leben, erforscht in seinen Zellen, aneinandergereiht in seinen notwendigen Entwicklungsstufen, ist ewige Fortentwicklung; Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu schreiben ist nur möglich von solchem Boden aus. Die früheren Geschichtsschreiber haben, weil ihnen dieser biologische Begriff der Geschichtswissenschaft fehlte, keine Entwicklungsgeschichte gegeben, sondern lediglich eine Beschreibung der Dinge, die da waren; da sie zudem die Bedeutung des Individuums überschätzten, standen sie grundsätzlich auf einem Boden, wo zwar künstlerische Erfassung, nicht aber wissenschaftliche Ergründung möglich war. Denn ist der Einzelne nur das abhängige Glied der Gesamtheit, so ist die Geschichte der Gesamtheit das Maßgebende. So wurde es das [215] unvermeidliche Schicksal Leopold Rankes, in die Reihe der zwar verdienstvollen, aber doch noch ‚vorwissenschaftlichen‘ Geschichtsforscher eingefügt zu werden.“⁶⁸

Gegen diesen blühenden Unsinn Lamprechts geht Goetz mit fast ebenso blühendem Unsinn an: „Noch einmal – hoffentlich zum letzten Male – wirkt in dieser geschichtsphilosophischen Theorie die suggestive Kraft der Naturwissenschaft und ihrer exakten Gesetzmäßigkeit auf die historische Wissenschaft ein; noch einmal gewann der seltsame Gedanke Leben, die Geschichte durch Anwendung einer naturwissenschaftlichen – biologischen – Methode zum Range einer Wissenschaft zu erheben, während sie bisher mehr oder minder nur eine künstlerische Phantasietätigkeit gewesen sei. Es sind Auseinandersetzungen, die von den Historikern eine Weile aufgenommen und dann den Philosophen überlassen wurden; aus der Schule Windelbands wie Diltheys kam der energische Widerspruch gegen die Gleichsetzung der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften, gegen die Verwendung naturwissenschaftlicher Methoden auf dem grundsätzlich andersgerichteten geisteswissenschaftlichen Gebiete, und man wird heute nicht sagen können, daß Lamprecht bei irgendwie maßgebenden Philosophen eine Unterstützung seiner Gesamtanschauung finde. Die Historiker aber stehen fast ausnahmslos auf diesem gleichen Boden: daß die Wissenschaft der Geschichte ihr eigenes Leben besitzt; in diesen geschichtsphilosophischen Anschauungen Lamprechts liegt zum allergrößten Teil, was ihn von der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Geschichtsforscher trennt ...

Das geschichtliche Leben ist eine stete Mischung verwandter und entgegengesetzter Elemente; je höher die Kultur steigt, um so komplizierter wird diese Mischung, und so kann der Historiker wohl die mannigfaltigen Elemente aufdecken, aber er irrt, sobald er ein einziges als beherrschend annimmt. In der Religion wie in der Geschichte ist das Dogma der Abschluß der Erkenntnis. Und so führt die Lamprechtsche Geschichtsphilosophie über eine scheinbar großartige Vereinfachung der geschichtlichen Erkenntnis notwendig zu einer dauernden Blendung des Forschers, bei der er nur noch mit der Hand über den Augen zu sehen versteht und dies dennoch für allseitige Beobachtung hält ...

Lamprecht kann nicht anders als fortwährend klassifizieren und periodisieren, und so mißlingt es ihm, die Tatsachen vorurteilsfrei zu sehen. Das aber wird – über alles geistige Einheitsbedürfnis hinaus – doch immer die erste Aufgabe des Geschichtsschreibers bleiben: den unscheinbaren Reichtum des Lebens zu sehen.“⁶⁹

⁶⁸ W. Goetz, *Historiker in meiner Zeit*, Köln, Graz 1957, S. 299 f.

⁶⁹ Ebendort, S. 300 ff.

Es ist die uns schon bekannte „Abneigung“ der bürgerlichen Historiker dieser Zeit gegen Gesetze, gegen „allgemeine“ Wahrheiten in der Geschichte, die den liberalen Goetz ebenso wie den ultranationalen Below beseelt und ihn in so falscher Weise gegen den Unsinn Lamprechts auftreten läßt. Kein Wunder, daß er die Philosophie den „Erbfeind der Historie“ nennt.⁷⁰

Fällt schon hier auf, wie zwei Historiker sich wild an einem Problem vorbei bekämpfen, so hat auch folgender Streit seine merkwürdigen Seiten.

[216] Nach dem ersten Weltkrieg hielt Goetz einen, dann auch gedruckten, Vortrag über „Die deutsche Geschichtsschreibung des letzten Jahrhunderts und die Nation“, in dem er die schärfste Trennung von Geschichtswissenschaft und Politik fordert:

„Was man Zusammenhang der Geschichtswissenschaft mit der Nation genannt hat, beruhte zum Teil auf einem Mißverständnis: weil die kleindeutsche Schule eine Zeitlang die Nation zu politischen Zielen hingedrängt hatte, glaubte man, daß es überhaupt eine dauernde enge Verbindung zwischen Geschichte und Politik gebe, und daß die Geschichtswissenschaft nur dann ihre Aufgabe recht erfülle, wenn sie immer von neuem die Nation politisch orientiere. Selbst so unpolitische Historiker wie Karl Lamprecht waren von solchen Gedanken nicht frei – er hat in den letzten Zeiten vor – J. K.) dem Weltkrieg wiederholt die Meinung geäußert, die Geschichtsschreibung müsse der Nation neue Aufgaben stellen, und ihm schwebte dabei ebensowohl die Einfügung der Deutsch-Österreicher und der Balten in das Deutsche Reich vor wie eine ganz bestimmte Richtung unserer auswärtigen Politik, die über die Türkei und Persien ihre Einflußzone nach Afghanistan und China ausdehnen sollte. Der Zusammenbruch aller dieser Möglichkeiten illustriert vielleicht am deutlichsten die Gefahr, in die sich jede prophezeiende Wissenschaft begibt. Neue Wege der historischen Wissenschaft können ihr niemals von einem fremden Gebiete her erschlossen werden, sondern immer nur aus ihr selber. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß die Wissenschaft Antrieb von außen her erhalte, aber die Zielstellung muß zuletzt in ihr selber liegen und nur ihren eigenen Zwecken dienen. Und da die Geschichtsforschung mehr als irgendeine andere Wissenschaft auf vollste Unparteilichkeit angewiesen ist, wenn sie die geschichtliche Wahrheit ergründen will, so wird ihr die Loslösung von allen Tageskämpfen nur von Vorteil sein ...

Denn die Belehrung und Erziehung der Nation, auch für das Gebiet der Politik, kann nur dann erfolgreich geschehen, wenn die Vergangenheit in ihrem wahren Wesen erschlossen wird; dann mag der Politiker seine Schlüsse für Gegenwart und Zukunft selber ziehen – die Aufgabe des Geschichtsschreibers reicht in dieses Gebiet nicht mehr hinein. Soweit die Geschichtsforschung Wissenschaft ist, kann sie nur nach rückwärts, nicht nach vorwärts gerichtet sein; sie hat die Wahrheit über die Vergangenheit zu erschließen, nicht aber Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. Nur wer ihr die Aufgaben irrig steckt oder wer an eine unwandelbare Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Verlaufes glaubt, wird unter dem Zusammenhang mit der Nation die direkte Führung zu Zukunftsaufgaben verstehen können. An solchen Fragen mag sich die Soziologie versuchen, nachdem sie die Gesetzmäßigkeit gewisser Erscheinungen erwiesen hat, – die Geschichtsforschung wird hier ihr Arbeitsgebiet nicht suchen können, wenn sie Wissenschaft bleiben will. Man lasse sich auch dadurch nicht täuschen, daß Historiker sehr oft zugleich Politiker gewesen sind. Der innere Zusammenhang beruht nicht darin, daß hierbei Aufgaben der Geschichtsforschung erfüllt würden, sondern daß der Kenner der Vergangenheit naturgemäß für die politischen Fragen der Zeit in besonderem Maße ausgerüstet ist, denn ein reichlicher Teil der Politik wird immer, wenn sie erfolgreich sein soll, genaueste Kenntnis der Vergangenheit sein müssen. Aber Politik ist Handeln, Geschichtsforschung ist Arbeit des Denkens – das sind natürliche innere Gegensätze, die sich nur selten zu harmo-[217]nischer Leistung vereinigt finden und die in der Regel den Historiker vom Politiker eher trennen, als daß sie der Personalunion Vorschub leisten könnten.“⁷¹

⁷⁰ Ebendort, S. 299.

⁷¹ Der im Januar 1919 gehaltene Vortrag wurde wieder gedruckt in: ebendort, S. 102 ff.

Wer aber trat ihm entgegen? Der Reaktionär Georg von Below, der die völlige Unhaltbarkeit der Forderung einer sogenannten unpolitischen Geschichtsschreibung darlegte.

Wie wir überhaupt beobachten können: Es sind immer die offensivsten Kräfte im Klassenkampf, die fortschrittlichsten und die reaktionärsten, die klassenbewußtesten, die erkennen, daß man Geschichtswissenschaft und Politik nicht fein säuberlich trennen kann, daß es keine „unpolitische“ Geschichtsschreibung geben kann und geben darf.

Die „relativ gemäßigten“ Kräfte innerhalb der Bourgeoisie, ebenso wie einige revisionistische Historiker dagegen, die ja auch sehr häufig ganz ehrlich an eine „Klassenversöhnung“ glauben, treten für eine Geschichtswissenschaft sine ira et studio ein – was sie natürlich nicht daran hindert, auch politisch engagiert zu sein, wie auf bürgerlicher Seite etwa Max Weber oder Lujo Brentano oder Walter Goetz. Aber diese politische Tätigkeit ist für sie eben „etwas ganz Anderes“.

Was diese „Theoretiker“ verwechseln ist Analyse und Synthese mit Folgerungen, ist Diagnose und Therapie. Keiner dieser Leute wie Weber, Brentano oder Goetz würden die These vertreten: Aufgabe des Mediziners ist die Diagnose – das Handeln, die Therapie, ist ein völlig getrennter Beruf, den man nebenbei auch noch ausüben kann, der aber nichts mit der wissenschaftlichen Tätigkeit, mit der Diagnose zu tun hat. Sobald es aber um die Erforschung nicht des einzelnen menschlichen Körpers sondern des gesellschaftlichen Körpers geht, müssen Diagnose und Therapie völlig getrennt sein. Ja, um jedes Übergreifen in die Therapie zu verhindern, soll sich der Historiker nur mit der Vergangenheit beschäftigen, weil dann die Gefahr zu therapeutischen Überlegungen geringer ist. –

Schließlich hat sich Goetz noch einer Problematik gewidmet, die auch für uns eine immer größere Rolle spielen wird. Es handelt sich um die Frage, ob und wie man eine Universalgeschichte schreiben kann. Dazu bemerkt er in der Selbstdarstellung, auf Lamprecht, dessen Nachfolger er in Leipzig geworden war, zurückgreifend: „Die eine grundlegende Anschauung (von Lamprecht – J. K.) wollte ich nicht verändern: daß nämlich die Erkenntnis der Gesamtgeschichte des Menschengeschlechts die wahre Aufgabe des Geschichtsforschers sei und daß die unzerreißbare, wenn auch schwer zu greifende Totalität dieser Geschichte von der Entwicklung des geistigen Lebens her am ehesten einheitlich zu meistern sei. Die Auffassung, daß der Geschichtsforscher nur Teilgebiete (wie etwa die Staatengeschichte) zu behandeln habe, erschien mir stets als eine unhaltbare und von der Geschichtsforschung selber so und so oft widerlegte Anschauung; der Historiker muß trotz aller Schwierigkeiten und trotz des unermüdlichen Übergreifens in andere Gebiete die letzte Zusammenfassung alles Geschehens als seine höchste Aufgabe ansehen. ... Von der Geistesgeschichte als einem Einzelgebiet – denn das ist auch sie, selbst wenn sie der Untergrund aller Geschichte sein sollte – führte mich mein Weg zur Gesamtgeschichte, und schließlich [218] die Weltgeschichte im Unterricht zu vermitteln ist die letzte Absicht, die mit den Jahren erfüllt werden soll.“⁷²

Natürlich geht Goetz als Idealist von der Geistesgeschichte aus. Daher sind die Ansätze von Goetz für uns bedeutungslos. Doch auf die Problematik an sich trifft das in keiner Weise zu. Dabei sind die Schwierigkeiten zwar praktisch, aber nicht theoretisch, größer, wenn wir unter Universalgeschichte Weltgeschichte verstehen. Denn es gibt auch eine Universal- oder vielleicht besser „Gesamt“-geschichte eines einzelnen Volkes oder Staates in dem Sinne, als sie das gesellschaftliche Leben eines Volkes oder Staates universal, alle Seiten und Strömungen umfassend, behandelt.

Wir besitzen eine solche Geschichte noch nicht. Erste Annäherungen an dieses Ziel sind im Grunde politische Geschichte mit einigem Drum und Dran aus Wirtschaft und Kultur geblieben. Es sind Geschichten, die so aussehen, als ob die Massen genau wie die herrschenden Klassen kaum Zeit auf die Arbeit zu verwenden hätten brauchen, sondern sich vor allem den

⁷² Geschichtswissenschaft, a. a. O., S. 163 f.

„Staatsgeschäften“, wie es Engels im „Anti-Dühring“ nennt, bzw. der Ausarbeitung von Ideologien hätten widmen können. Dabei spielt sich der Klassenkampf in solchen Geschichten vor allem in organisierten Bewegungen ab. Der Klassenkampf des Alltags aber, also etwa die Sabotage bei der Arbeit für den Herrn und Ausbeuter, die in den letzten Jahrtausenden natürlich die verschiedensten Formen angenommen hat, die sich von der Spontaneität zur Erfahrung in jedem spezifischen Ausbeutungsverhältnis entwickelt hat, spielt in solchen Geschichten überhaupt keine Rolle, ja ist den Verfassern solcher Geschichten praktisch unbekannt. Marx hat einmal die großartige Beobachtung gemacht, daß man Sklaven keine Maschinen anvertrauen konnte, da sie kein Interesse an ihrem Funktionieren gehabt hätten und darum, obgleich die Wissenschaft weit genug entwickelt war, keine Maschinen für die griechische und römische Produktion erfunden und verwandt wurden.

Wie aber verhielten sich die Sklaven zu den Produktionsinstrumenten, die sie benutzten? Eine solche Frage wird, soweit ich sehe, praktisch überhaupt nicht gestellt. Und der alltägliche Klassenkampf der herrschenden Klasse, der ja viel entscheidender ist, da er den Charakter der Gesellschaftsordnung bestimmt, wird im allgemeinen genau so vernachlässigt. So oft ist das Wenige, was wir an allgemeiner Geschichte für ein Volk bzw. für eine bestimmte Zeit in der Geschichte eines Volkes besitzen, nichts anderes als eine marxistisch eingeleitete Überbaugeschichte, Geschichte der Ideologie und der Institutionen, geschrieben vom Standpunkt der Unterdrückten, verfaßt also vom entgegengesetzten politischen Standpunkt der herrschenden Klassen, jedoch methodologisch nicht grundlegend verschieden von der altherkömmlichen Geschichtsschreibung.

Denn daß man mit einer kurzen Schilderung der materiellen Verhältnisse beginnen sollte, wußte bereits Thukydides, der gleich auf der ersten Seite seiner „Geschichte des Peloponnesischen Krieges“ schreibt: „Offenbar nämlich hatte das heutige Griechenland noch lange keine fest ansässige Bevölkerung, vielmehr war es in älterer Zeit nichts Ungewöhnliches, daß ein Stamm seinen Wohnsitz wechselte und den alten ohne weiteres aufgab, wenn er von einem zahlreicheren Volke gedrängt wurde. Han-[219]del gab es nicht, auch keinen gesicherten Verkehr, weder zu Lande noch zur See. Man lebte von der Hand in den Mund und dachte nicht daran, Reichtümer zu sammeln oder das Land sorgfältiger zu bebauen, da man nie wissen konnte, ob nicht ein anderer kommen und alles nehmen würde, zumal die Wohnsitze nicht befestigt waren. Was man zum täglichen Leben nötig hatte, war eben überall zu haben, und so wanderte man unbedenklich aus. Darum aber ist es auch damals zu großen Städten oder höherem Wohlstand nicht gekommen. Von solchen Wanderungen aber wurden die fruchtbarsten Länder am meisten betroffen, so das heutige Thessalien, Böotien, der größte Teil des Peloponnes mit Ausnahme von Arkadien, und die sonst besonders gesegneten Gegenden. Denn gerade die bei der Ergiebigkeit ihres Bodens schon zu einem gewissen Wohlstand gelangten, infolgedessen aber auch in innere Zerwürfnisse geratenen und dadurch in ihrer Widerstandskraft geschwächten Länder waren es, die die Begehrlichkeit fremder Stämme am meisten reizten. Attika dagegen mit seinem mageren Boden, wo seit ältester Zeit keine inneren Kämpfe vorgekommen waren, hat stets dieselbe Bevölkerung gehabt, und besonders hierauf kann ich mich für meine Ansicht berufen, daß die übrigen Länder eben der Wanderungen wegen nicht zu gleicher Blüte gelangt sind. Denn die kräftigsten Bewohner anderer griechischer Länder, wenn sie durch Krieg oder innere Unruhen zum Auswandern gezwungen waren, wandten sich nach Athen, wo sie sich sicher fühlten, wurden hier Bürger und vermehrten die Einwohnerzahl der Stadt so sehr, daß die Athener nachmals sogar Kolonien nach Ionien aussenden mußten, weil in Attika kein Platz mehr war.“⁷³

Das hat aber ebensowenig etwas mit marxistischer Geschichtsschreibung zu tun, wie daß Thukydides bereits historische Gesetz kennt.

⁷³ Thukydides, Geschichte des Peloponnesischen Krieges, Insel-Verlag, 1961, S. 5 f.

Noch sind wir weit entfernt von einer wahrhaft marxistischen Geschichtsschreibung der Vergangenheit und Gegenwart, die es wirklich versteht, sich die Entwicklung von Basis und Überbau in ihrem Zusammenhang, in ihrer Kausalität, in ihren Widersprüchen anzueignen.

Und noch gar nicht gestellt ist die Frage, wie wird die Geschichtsschreibung im vollendeten Kommunismus aussehen, wenn die materielle Produktion zeitlich im Leben der Menschen keine größere Rolle mehr spielen wird, wenn alle Menschen reichlich Zeit für die bis dahin nur den herrschenden Klassen oder im Sozialismus heute nur einer Minderheit möglichen schöpferischen Hauptbeschäftigung mit Wissenschaft und Kunst und Staatsgeschäften haben werden.